This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

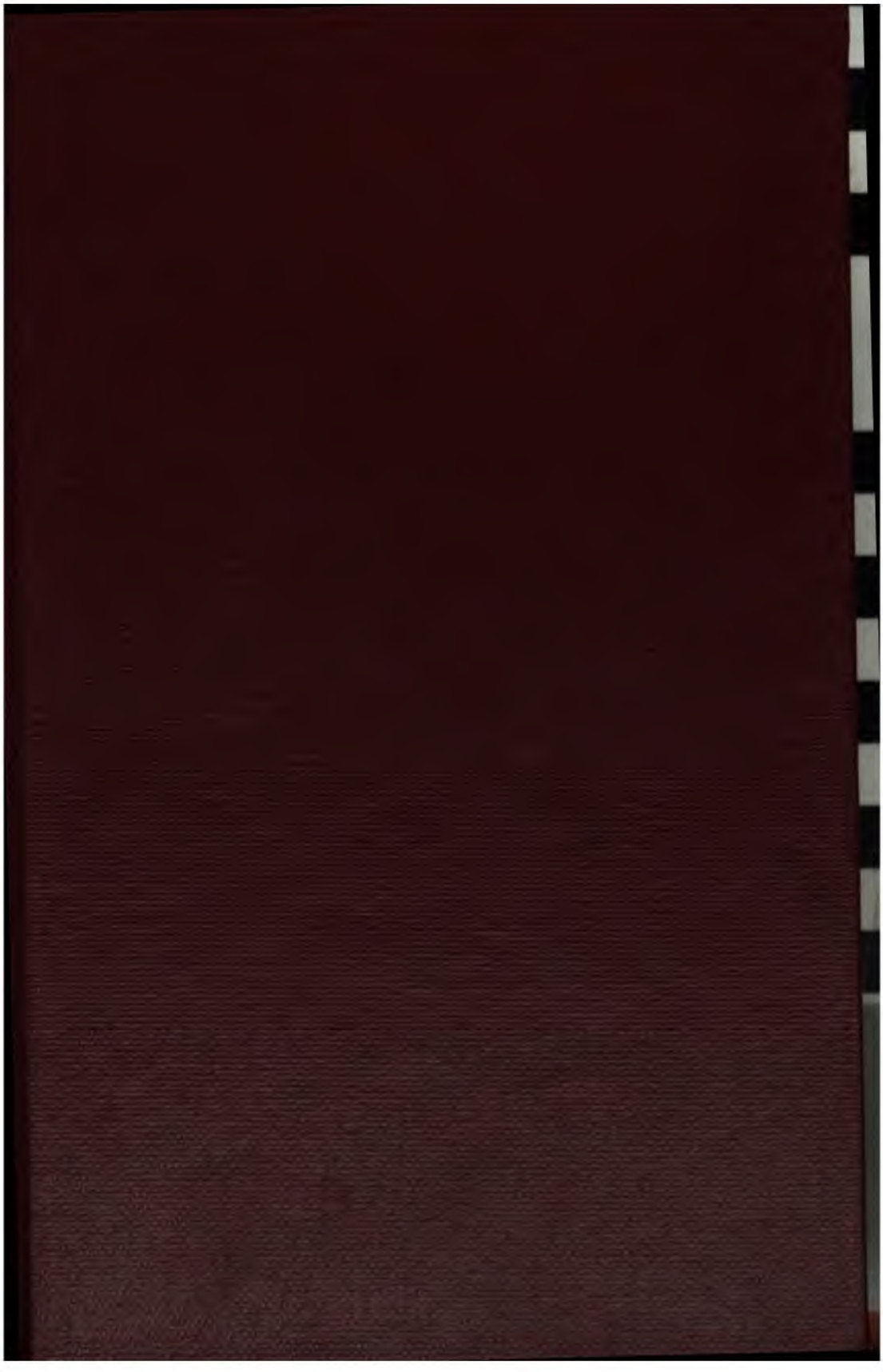
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

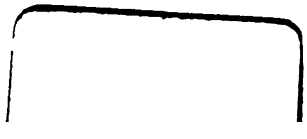
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





FRONT

Spine

Georg W. Nash,

Vom Schiffsjungen zum Wasserschout.

Erinnerungen aus dem Leben des Capitäns Alfred Tetens.

Alfred Tetoni

Vom

Schiffsjungen zum Waſſerſchout.

Erinnerungen aus dem Leben des Capitäns

Alfred Tetens,

gegenwärtig Waſſerſchout und Vorſtand des Seemannsamtes der Freien und Hanſeſtadt Hamburg.

Nach ſeinen Aufzeichnungen verfaßt

von

H. Steinberg.

Mit Portrait, und 10 Illuſtrationen

von

G. Schildt.

Zweite Auflage.

Hamburg.
G. W. Niemeyer Nachfolger (G. Wolfhagen).
1889.

~~I. 4606~~
Oc 5078.89.9

Dr Geo. W. Nash,
Hamburg.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Vorwort.

Ein Seemannsleben! Aus welchem Grunde iſt ein ſolches zum Gegenſtande einer umfaſſenden und für die Oeffentlichkeit beſtimmten Lebensbeſchreibung geworden? Dieſe Frage wird von Manchem, der dieſes Buch zur Hand nimmt, aufgeworfen werden. Mögen dieſe Geleitszeilen jene Frage beantworten.

Ein Zufall gab der Verlagshandlung Kenntniß von Aufzeichnungen, die von Capitän Tetens in ſeinen früheren vielbewegten Lebensjahren niedergeſchrieben wurden, für ihn ſelbſt als Erinnerung an ſeine ereignißvolle, ſeemänniſche Laufbahn.

Erſt nach längerer Bemühung erhielt dieſelbe von Waſſerſchout Tetens die Einwilligung zur Herausgabe und Veröffentlichung ſeiner Erinnerungen.

Auf mich fiel die Wahl, dieſes intereſſante Material zu ſichten und zu bearbeiten, und ich darf wohl ſagen, mit größerer Luſt und Liebe bin ich noch nie an eine meiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und an eine ſo dankbare Aufgabe herangetreten. Mit Staunen durchflog ich die zahlreichen Schriftſtücke, die von fernen Ländern und Völkern, von Luſt und Leid des Seemannes, von den verſchiedenartigſten Aufgaben, die einem Capitän zur Löſung zufallen können, in feſſelnder Weiſe erzählen.

Von beſonderem Intereſſe war mir der Einblick in die Berichte aus der Südſee, Tetens' Bekanntwerden mit dem Welt-

hauſe Godeffroy, ſeine Thätigkeit für daſſelbe auf den fernen Inſeln des Pacific-Oceans. Ein echter, deutſcher Seemannsgeiſt, ein zielbewußter, patriotiſcher Sinn ſprach aus den Aufzeichnungen, die jene Zeit widerſpiegelten, in welcher der deutſche Seemann den kräftigen Schutz eines geeinten, mächtigen Vaterlandes entbehrte, die deutſche Flagge noch nicht ihre gegenwärtige, ehrenvolle Rangſtellung errungen hatte.

Ich habe mir bei dieſer Arbeit zur Pflicht gemacht, niemals von dem vorliegenden Material abzuweichen und jede fremdartige Zuthat zu vermeiden. Gerne hätte ich bei vielen Epiſoden länger verweilt, manche Vorgänge eingehender geſchildert, aber es durfte nicht ſein, ſollte die eigentliche Thätigkeit, die volle Bedeutung des verdienſtvollen Seemannes für jeden Leſer klar erkenntlich werden. Ich war bemüht, die Aufmerkſamkeit des geehrten Leſers durch keine Nebenhandlung in Anſpruch zu nehmen und vor Allem die landläufigen Beſchreibungen längſt bekannter Länder und Völker zu vermeiden.

So möge denn dieſes Buch ſeine Fahrt beginnen, mit friſchem, vollem Winde hinausziehen ins theure, deutſche Vaterland und bei jedem Leſer den erhofften Ankergrund finden. Das iſt mein innigſter Wunſch.

Hamburg, im Septemper 1888.

H. Steinberg.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erſter Theil: Auf allen Meeren.

Erſtes Kapitel.

Wie es kam. — Kindliche Seemannsfreuden. — Seemannsamt bei Muttern. — Der Mann muß hinaus. — Meine erſte Bekanntſchaft mit dem Tauende. — Illuſionen über Bord. — Doppelſchmiere. — Schiffsjungen-Leiden und Freuden. — Eine Taufe unter der Linie. — Zwiſchen Himmel und Waſſer. — Schiff im Walde. — Goldfieber in Auſtralien. — Die Macht der Liebe. — Unter däniſcher Herrſchaft. — Engliſche Prinzipien. — Im Sturme bei Mauritius. — Mit dem Kopfe durch die Wand. — Nur nicht shocking. 3

Zweites Kapitel.

Nach Neu-Seeland. — Deutſche und Engliſche Artillerie. — Zweifelhaftes Compliment. — Die Zeiten ändern ſich. — Auf der Tiger-Fährte. — Mein edler Fumbaſch. — Maſten über Bord. — Die Rattenfänger von Mauritius. — Engliſche Geſchichte. — Unter 300 Verbrechern. — Master by the Lords of the Committee. — Auf der Fuchsjagd. — Ueber Stock und Stein. — Halali im Graben. — Beim Schanzenbau. — Entſetzliche Paſſagiere. — Traurige Vergangenheit. — Ein menſchliches Rühren. — Ein Blick in das Verbrecherleben. 63

Drittes Kapitel.

Rechtzeitig entdeckt. — Im Kampfe. — Nationale Gewohnheit. — Die ſchwarze Kiſte. — Im Dienſte der Kultur. — Ticket of leave man. — Durch Arbeit geſühnt. — Wer ernten will, muß ſäen. — Was geſchehen muß. — Eine Dankadreſſe der Verbrecher. — Erdbeben in Manilla. — Auf eigenen Füßen. — Engliſche Freundſchaft. — 600 Kulis an Bord. — Deutſche Kameradſchaft. — Unſer gemüthlicher Sachſe. — Chineſiſche Ueberfluthung. — Ein nettes Geſchenk. — Chineſiſche Leidenſchaft. — Wunderkuren. — Mein Hamburg an der Elbe. — In der Sundaſtraße. — Die Rechnung ſtimmt auffallend. 94

Seite

Viertes Kapitel.

Öffentlicher Verkauf der Kulis. — Leben und Treiben in Lima. — Gefahrvolle Augen. — Afoos Abſchied. — Auf den Chinchas-Inſeln. — Vom Guano. — Peruaner Seelöwen. — Liebenswürdige Offerten. — Deutſcher Forſchertrieb. — Don José Canevaro. — In Sturm und Not. — Erinnerung an Daheim. — St. Elmsfeuer. — Ein Kampf der Meeresbewohner. — Ein vortreffliches Heilmittel. — Im Vorzimmer Europas. — Am Ziel. 137

Fünftes Kapitel.

Trauerkunde im Elternhauſe. — Der alte Löwe brüllt noch. — Hamburgs Hafen. — Die königlichen Kaufleute. — Deutſchlands Pioniere. — Das Welthaus Godeffroy. — In der Südſee. — Deutſchlands Unterlaſſungsſünden. — Hamburger Capitän und Bürger. — Die Vesta ſegelfertig. — Unliebſames Dampfgeheul. — Godeffroys Verfügung. — Auf, Matroſen, die Anker gelichtet. 181

Zweiter Theil: Unter den Wilden der Südſee.

Sechſtes Kapitel.

Mein Abſchied von Hamburg. — Auf hoher See. — Ein denkwürdiger Tag und Sturm. — Ernſt und Scherz des Seemannes. — Der Gouverneur von Amblau. — Nach 150 Tagen gelandet. — Die Beſitzergreifung Neu-Guineas und ihre Folgen. — Ein liebenswürdiger Empfang der Wilden. — Mein Beinkleid als Friedensverkünder. — Eine Skizze von den Palau-Inſeln. — Einzug bei meinen alten Freunden. — Am Hofe des Königs Abba Thule. — Das Ende des Capitäns Cheyne. . 205

Siebentes Kapitel.

Politiſche Wühlereien. — Engliſche Rivalen. — Der Sieg von Aibukit. — Meine Verbindung mit Cheyne. — Das Begegnen eines Landsmannes. — Ein deutſcher Forſcher. — Ein verwilderter Engländer. — König Abba Thule. — Auf Yap. — Kierko, die ſchöne Königstochter. — Das erſte Streichholz. — Sitten und Gewohnheiten der Inſulaner. — Dem Meere entſtiegen. — Im Banne der Kultur. — Vom Biche la mar. 233

Achtes Kapitel.

Wilde Socialiſten. — Mutterglück. — Eine entſetzliche Kriegsbeute. — Die Todtenfeier auf Yap. — Geheimnißvolles Frauenaſyl. — Abſchied von Yap. — Unter den Palau-Inſulanern. — Die Gunſt des Königs.

Seite

— Eine neue Wirtſchafterin. — Beim Fiſchfang. — Im Dienſte der Civiliſation. — Ein Damenbad. — Im Clöbbergöll der Frauen. — Eine verzeihliche Zerſtreutheit. — Meine Tättowierung. — In den feenhaften Felshöhlen. 269

Neuntes Kapitel.

Bedrohliche Stimmung unter den Wilden. — Ein abenteuerlicher Ausflug. — Meine tapfere Amazone. — Der Kampf mit dem Feuer. — Ein modernes Robinſon-Koſtüm. — Die Ratten verlaſſen das Schiff. — In trüber Einſamkeit. — Sehnſucht nach der Heimath. — Erlöſt. — Zum zweiten Male auf den Karolinen. — Yap und ſeine Bewohner. Prinzeſſin Kierko. Die Mackenzie-Gruppe. — Eine gefahrvolle Sitzung. — Vertragsbruch der Inſulaner. 302

Zehntes Kapitel.

Auf den l'Echiquier-Inſeln. — Eine häßliche Friſur. — Unter Menſchenfreſſern. — Im Kampfe. — Generalmarſch. — Feinde über Bord. — In Kriegsbereitſchaft. — Falſch und treulos. — Einſchiffung nach Hongkong. — Im Teifun. — Das Erſtaunen der Yapbewohner. — Engliſche Häuptlinge. — Ein Tanzvergnügen eigener Art. — Rückkehr nach den Karolinen. — Intereſſante Auszahlung. — Der Kampf um den Geliebten. — Sieg der Yapleute. — Revolution unter den Eingeborenen. — Der Feldzug gegen Artingal. 325

Elftes Kapitel.

Abſchied von Hongkong. — Anpflanzung auf der Karolinen-Gruppe. — Chineſiſche Arbeiter. — Freundlich geſinnte, wilde Stämme. — Ein vereitelter Ueberfall. — Auf den Elanto-Inſeln. — Ein falſcher Prophet. — Auf Vorpoſten. — Allgemeine Betrachtungen. — Als Hülfstruppe. — Im Kampfe. — Ueber die Sitten der Inſulaner. — Meine Verwundung. — Auf dem Schmerzenslager. — Kampf der Wilden. — Von Flammen bedroht. — Ankunft in Hongkong. — Rückreiſe nach Europa. — Hülfloſe Lage. — Im theuren Vaterlande. — Leiter der Zeitſchrift Hanſa. — Ernennung zum Waſſerſchout. — Eine ehrenvolle Auszeichnung vom Kaiſer Wilhelm I. — Befriedigung im Dienſt fürs Vaterland. 363

I. Theil.

Von Floth un Wellen
Is am besten in Drögen vertellen.

Klaus Groth

Auf allen Meeren.

1. Kapitel.

Vaterhaus und Heimath sind die Worte,
Die ein jedes Herz verstehen kann.
Vaterhaus und Heimath! An dem Orte
Bricht der Kindheit Morgenröthe an.

Wie es kam. — Kindliche Seemannsfreuden. — Seemannsamt bei Muttern. — Der Mann muß hinaus. — Meine erste Bekanntschaft mit dem Tauende. — Illusionen über Bord. — Doppelschmiere. — Schiffsjungen-Leiden und Freuden. — Eine Taufe unter der Linie. — Zwischen Himmel und Wasser. — Schiff im Walde. — Goldfieber in Australien. — Die Macht der Liebe. — Unter dänischer Herrschaft. — Englische Prinzipien. — Im Sturme bei Mauritius. — Mit dem Kopfe durch die Wand. — Nur nicht shocking. —

Die Würfel sind gefallen! Meine jahrelang sorgsam bewahrten Aufzeichnungen sind durch einen tückischen Zufall in die Gewalt meines Verlegers gerathen und sollen in einem modernen Gewande der Oeffentlichkeit übergeben werden. Jedes beschriebene Blättchen Papier, das von Vorkommnissen aus meinem bewegten Leben erzählt, jedes offizielle Dokument, das die Wahrheit des folgenden ausführlichen Berichts bestätigt, ist mir von dem beuteluſtigen Herausgeber und seinem schriftstellerischen Genossen unbarmherzig entrissen.

Eine solche wohlüberlegte Grausamkeit ist mir selbst bei den unciviliſirtesten Bewohnern der Südsee niemals vorgekommen. Dennoch werde ich mich trösten; vielleicht bietet dieses Buch

dem geehrten Leſer eine kurze Unterhaltung, dem Seefahrer einige nautiſche Aufſchlüſſe und dem Ethnographen und Geographen eine wiſſenſchaftliche Ausbeute. Allein entſcheidend für die Veröffentlichung meiner Erlebniſſe war doch das immer mehr ſich erweiternde Verſtändniß des deutſchen Volkes für ſeine maritime Entwickelung und eine zeitgemäße, wohldurchdachte Colonialbeſtrebung.

Der biographiſchen Darſtellung entſprechend, muß ich mit dem Augenblick beginnen, in welchem ich das Licht der Welt erblickte und mein geſundes Daſein mit dem üblichen Geſchrei bekundete. Warum ich gerade an meinem Geburtstage, dem 1. Juli 1835, ſo jämmerlich geſchrien, iſt mir nicht mehr erinnerlich, aber wenn ich bedenke, daß das holſteiniſche Städtchen Wilſter, in welchem meine Wiege ſtand, damals noch zur däniſchen Monarchie gehörte, ſo ſind mir jetzt die unharmoniſchen Töne des jungen Weltbürgers wohl verſtändlich.

Ich brauche mich der erſten Periode, in welcher Milchflaſche und Zuckerläppchen eine ſo weſentliche Rolle ſpielen, gewiß nicht zu ſchämen. Lag doch mit mir das ganze derzeitige deutſche Vaterland noch in den Windeln. Dieſe Reflexion blieb glücklicherweiſe meinen Eltern ein tiefes Geheimniß; gewiß hätte mein Vater, der als Juſtizrath und Senator unter däniſcher Oberhoheit von allen Bewohnern des Ortes geachtet und geehrt wurde, bei ſeinem Sprößling Nummer „Sieben“ eine noch größere Thätigkeit entwickelt, als ſie ohnehin ſchon im Laufe der Zeit erfolgte. Eine andere, weit lebhaftere Neigung machte namentlich meiner Mutter viel Angſt und Kummer, aber mir ebenſo viel Luſt und Freude, das war die unwiderſtehliche Neigung für das Waſſer und die Schifffahrt.

Dieſe Vorliebe für das naſſe Element hegte ich ſeit meiner früheſten Jugend. Während meine Brüder und Altersgenoſſen

den gewöhnlichen Kindervergnügungen huldigten, saß ich am Ufer eines Grabens oder Teiches und zog meine kleinen, mit vieler Mühe von mir angefertigten hölzernen Segelschiffe vermittelst eines Fadens stundenlang über die wellenlose Wasserstraße. Daß meine ersten nautischen Versuche von Havarie nicht verschont blieben, ist wohl natürlich, ebenso natürlich wie die „Abmusterung" meiner lieben Mutter, wenn sie den steten Wechsel meiner feuchtgewordenen Kleidung eigenhändig vornahm. Allein soviel Unbehagen meine derzeitige seemännische Thätigkeit auch im Gefolge hatte, unterdrücken konnte ich meine Neigung keinen Augenblick, und kaum war am nächsten Tage die freie Zeit gekommen, da saß ich auch schon wieder am Ufer meines Heimathhafens und ließ meine hölzerne Flotte in gewohnter Weise schaukeln.

Ein alter Einwohner meines Heimathortes, Namens Sommer, der einst zur See gefahren, jetzt aber als unser Gärtner thätig war, besaß ein ziemlich klares Verständniß für meine immer wachsende Empfindung und hatte oft genug geäußert: „De Jung is von ganz annern Slag, de ward noch mol en fixe Waterrott."

Im elterlichen Hause wurde meine kindliche Sehnsucht oft genug belächelt. Die seemännische Neigung war in der Tetens'schen Familie eine so außergewöhnliche Erscheinung, daß mein Vater auch nicht im entferntesten an die Echtheit dieses kindlichen Gefühles glauben konnte. Als ich indeß das vierzehnte Jahr erreicht hatte und noch immer bei meiner Vorliebe unerschütterlich verharrte, da erhielt ich endlich die volle Zustimmung meines einsichtsvollen Vaters.

Mit welch' freudigem Herzklopfen ich die Erfüllung meines innigsten Wunsches vernahm, versuche ich nicht zu beschreiben, ebenso möchte ich gern den Kummer, den ich von diesem Augenblicke an unserm guten pflichtgetreuen Hauslehrer bereitete, nicht

näher beleuchten. Es möge die aufrichtige Versicherung genügen, daß von dem Fleiß des sich schon auf dem Verdecke eines Dreimasters wähnenden Schülers leider nur sehr wenig zu erzählen ist, da ja alles, was nicht mit dem Seemannsleben in Verbindung stand, keine Theilnahme mehr bei ihm erweckte.

Glücklicherweise wurde ich eines schönen Tages von meinen Eltern nach Lübeck versetzt und fand in der dortigen Hochschule, dem Katharineum, mehr Anregung und dadurch ausreichende Gelegenheit, die Lücken meines Wissens zur Zufriedenheit meiner Lehrer auszufüllen. Als ich nach beendeter Schulzeit noch immer fest bei dem Entschlusse, Seefahrer zu werden, beharrte, erhielt ich dann gelegentlich meiner 1850 erfolgten Confirmation auch die äußere Gewandung für den erwählten Beruf. Unter der blauen, mit Sammtkragen und Perlmutterknöpfen verzierten Tuchjacke schlug mein Herz heftig und die vom leicht geschürzten Schiffertuch kunstgerecht umrahmte halbbedeckte Brust hob und senkte sich so stürmisch, als habe ich damit den höchsten Gipfel menschlichen Glückes erklommen.

Nun schienen mir die Sohlen unter den Füßen zu brennen; es litt mich nicht länger auf dem festen Boden, die verzehrende Sehnsucht: „Hinaus auf das weite Meer" beherrschte all mein Denken und Fühlen. Ohne viel Ueberlegung ergriff ich jetzt die erste Gelegenheit beim Schopfe und ließ mich als Schiffsjunge auf dem Blankeneser Schooner „Odin" Capitän Brekwoldt einstellen.

In dieser wenig beneidenswerthen Stellung sah ich sehr bald all meine Illusionen über Bord gespült. Wohl empfand ich die unbeschreibliche Großartigkeit des Meeres, sah das entzückende Bild des klaren Wasserspiegels, den ätherblauen unermeßlichen Himmelsdom, aber das allzu regsame Tauende meines Steuermannes störte meine Betrachtungen mit einer

unangenehmen Hartnäckigkeit, daß ich nur noch sehr selten und auch dann nur in unbewachten Momenten all die Herrlichkeiten bemerkte. Und was etwa das ominöse Stückchen gedrehten Hanfes des poesieloſen Steuermannes versäumte, das wurde von meinen recht prosaischen Obliegenheiten, die aufzuzählen meine Feder sich 'weigert, reichlich nachgeholt. Ja wahrhaftig, mein Loos als Schiffsjunge während der ersten Reise war kein beneidenswerthes. Die vielseitigen, körperlichen Anstrengungen wären wohl noch zu ertragen gewesen, wenn ich nur nicht so jäh aus meinem wolkenlosen Himmel geschleudert worden wäre.

Nach acht Tagen war auch die letzte Spur meiner kindlichen Eitelkeit, welche die seemännische Landtoilette, besonders die bis zum Nacken reichende Mütze, wach gerufen, total verwischt. Manche heiße Thräne, — meine damaligen Schiffsgenossen mögen es mir verzeihen, — sank bei Gelegenheit des Kartoffelschälens in unseren kleinen Eimer.

Der erfahrene Seemann wird solch' reichlichen Thränenvorrath nicht sehr hoch schätzen, noch weniger ein besonderes Mitgefühl dafür hegen, auch der geehrte Leser darf sich beruhigen. Wo die Neigung zum Seeleben wahr und echt ist, da werden diese salzwässerigen Ueberschüsse sehr bald aufhören und verschmerzt sein, wo aber nur eine momentane Laune, kindliche Unbesonnenheit oder gar ein Vergehen das Motiv zur Wahl des Berufes bildet, da sind diese Thränen recht gesund. Was weder der Autorität des Vaters noch den Bitten der Mutter gelingt, hier auf dem einsamen Meere bringen es ein paar unscheinbare Thränen zu Stande. Sie führen zum Nachdenken, zur Reue und damit zur Besserung.

Meine erste besondere Thätigkeit, die große Stänge mit Fett einzuschmieren, fand auf Befehl des Steuermannes bei stürmischem Wetter in der Nordsee statt. Ich flog hier oben

— ein Spiel des Windes — wie ein Wimpel hin und her und mußte meine ganze Kraft auf das Feſtklammern verwenden. Es war ſchier unmöglich, die mir aufgetragene Arbeit auszuführen, aber ich wollte wenigſtens, vom Zuruf des chikanöſen Steuermannes angefeuert, den Verſuch wagen, der großen Stänge das wohlthätige Fett zuzuführen. Bei meiner erſten Bewegung ſtürzte leider die Fettpütze hinunter auf's Deck.

Das war nicht ſchlimm und konnte nur dazu führen, meinen unerquicklichen Aufenthalt zu beenden. Jawohl! Schön gedacht, wenn nicht in demſelben Augenblicke der minutenlange Fluch meines Steuermannes all meine Hoffnungen zertrümmert hätte. Der ganze, wenig appetitliche Inhalt meiner entwichenen Fettpütze hatte ſich über den wüthenden Steuermann ergoſſen und ſtatt der großen Stänge hatte ich meinen gefürchteten Vorgeſetzten eingeſchmiert. Die Vorſehung war zwar für den gequälten Schiffsjungen eingetreten, aber einen Gefallen hatte ſie mir damit nicht erwieſen, denn nun erhielt auch ich meine Schmiere. Von all meinen Obliegenheiten war mir das Auswaſchen der aus Segeltuch gefertigten Tiſchtücher am unangenehmſten; zu dieſer unbehaglichen Arbeit wurde mir kein Süßwaſſer verabreicht, ſondern ich mußte es mit Seewaſſer und käſender Salzwaſſerſeife bewerkſtelligen. – Jede Hausfrau wird meinen Schmerz begreifen.

Dieſes Reinigungswerk wurde ſo lange wie möglich von mir hinausgeſchoben. So war meine mir unſympathiſche Eichenholzbalje ſammt ihrem ſeit acht Tagen eingeweichten Inhalt aus meinem Gedächtniß gekommen und harrte in ihrem Verſteck unter dem Großboot der recht nothwendigen Entleerung. Die intenſiven Sonnenſtrahlen hatten ſich mit meinen eingeweichten Tiſchtüchern ſehr lebhaft beſchäftigt und ihnen einen Geruch verliehen, der zwar nicht ſalonfähig war, aber trotzdem, die Aufmerkſamkeit aller Riechorgane an Bord beſchäftigte.

Natürlich war es dem ſcharfen Spürſinne meines Steuermannes vergönnt, den Urheber zu entdecken. Ich wurde ſogleich zur Betrachtung der vom Eichenholz blau gewordenen, marmorirt ausſehenden Tiſchtücher gezwungen und bevor ich noch meine Bewunderung über die ſonderbare Wirkung der tropiſchen Hitze ausſprechen konnte, klatſchten mir die unzart duftenden, naſſen Tücher unausgeſetzt um die Ohren, als könnte nur dadurch die urſprüngliche Farbe hervorgezaubert werden.

Trotz dieſer oft wiederholten „naſſen Umſchläge“ und ſonſtiger unzarter Behandlung von Seiten meines Steuermannes erhielt ich auf dem Odin eine vorzügliche ſeemänniſche Ausbildung. Nebenbei wurde ich mit allen Matroſen-Arbeiten ſowie mit Kochen und Brot backen ausreichend vertraut; konnte Fußzeug flicken, Segeltuch-Beinkleider ſowie Segel zuſchneiden, nähen' Farbe reiben, malen und o! welche Wonne! sailors hornpipe tanzen wie der erfahrenſte Seemann. Sogar von der wenig erfreulichen Seekrankheit blieb ich nicht nur jetzt, ſondern auch ſtets verſchont. Das war alles recht ſchön, nur meine Coje machte mir unendlich viel Verdruß; für dieſen entſetzlichen Behälter die Bezeichnung Coje anzuwenden, iſt ganz gewiß eine unerhörte Uebertreibung; für einen kleinen Knaben wäre der dintenfaßartige Raum vielleicht groß genug geweſen, aber für einen ausgewachſenen Jüngling meiner Körperlänge war er mindeſtens drei Fuß zu kurz gerathen; wollte ich in meinem Schmollwinkel längere Zeit verweilen oder gar ſchlafen, ſo konnte das nur in der ſogenannten Taſchenmeſſerart geſchehen, ich mußte zuklappen. Aber ſelbſt dieſe gewaltſame Körperverrenkung war bei ruhigem Wetter noch ein großartiges Vergnügen. Man war wenigſtens allein, konnte ſchlafen und träumen. Ach ja! Der Schlaf eines ermüdeten Schiffsjungen! Wer könnte die Herrlichkeit beſchreiben? Wem meine Coje angewieſen wäre,

hätte es unter keinen Umſtänden können. Dieſer undichte, vorn im Steven querſchiffs befindliche Rattenwinkel hatte die eigenthümliche Gewohnheit, bei jedesmaligem Untertauchen des Schiffsbugs ſo viel Waſſer einzunehmen, daß mein Bettzeug eigentlich niemals trocken wurde.

Von allen Qualen, die ein ſolches Aquarium verurſacht, werde ich nur die eine nennen und ich bin überzeugt, der geehrte Leſer wird gern auf die Anführung der übrigen verzichten. Sobald nämlich die andauernde tropiſche Luftwärme ihren Einzug in dieſen entſetzlichen Behälter gehalten, verſucht es die vom Seewaſſer erzeugte Atmoſphäre, den penetranten Eindringling wieder zu vertreiben. Die um die Herrſchaft ſtreitenden Dunſtmaſſen ſcheinen nun die einfache aber fürchterliche Taktik zu verfolgen, daß eine der anderen den Aufenthalt in dem Raum zu verleiden ſucht. Luft und Wohlgeruch ſind längſt verſchwunden, unheimliche Düfte, abſcheuliche Gaſe beherrſchen die Wahlſtatt und

„Da unten iſt's fürchterlich!"

Konnte ich hier den begehrenswerthen Schlaf finden? War es nicht erklärlich, daß ſich während meines dienſtlichen Ausguckes vorne auf Deck in friſcher, geſunder Luft oftmals meine Augen ſchloſſen?

Mußte aber nun gerade, wenn ich ſo wonniglich vom Elternhauſe, von Heimath und Jugendgeſpielen träumte, wenn all die herrlichen Bilder an meinem traumerfüllten Blick vorüberflogen, der ruheloſe Steuermann herbeiſchleichen und den waſſergefüllten Eimer über mich ergießen? Mußte mir dieſes Erwachen bereitet werden? Ich weiß es nicht.

Heute darf ich es ja offen bekennen, daß ich dieſer Radicalcur unendlich viel verdanke, daß ſie es war, welche mich die gefahrvolle menſchliche Schwäche überwinden half. Von jenem

Augenblicke an war ich im Stande, die größte Müdigkeit zu bekämpfen, ſobald es ſich um den Dienſt, um die Sicherheit des Schiffes handelte.

Nach einer ziemlich guten Fahrt waren wir in die Nähe des Aequators gekommen, wo kein angehender Seemann der hergebrachten Taufe entgehen kann. Es möge mir geſtattet ſein, dieſen im Leben eines jeden Schiffsjungen bedeutſamen Abſchnitt ausführlich zu ſchildern. Leider geräth dieſer ſeemänniſche Gebrauch auf deutſchen Kauffahrern immer mehr in Vergeſſenheit. Ich bedauere es! Die Taufe unter der Linie giebt dem Seemanne eine willkommene Gelegenheit, ſeinen kernigen Humor und ſeine frohe Laune zum Ausdruck zu bringen.

In aller Stille wurden großartige Vorbereitungen getroffen. Die ganze Schiffsbeſatzung, außer Kapitän und Steuermann freilich nur aus ſieben Mann beſtehend, begann zunächſt mit ſelbſtgefertigten Gegenſtänden eine höchſt beluſtigende Umkleidung, bei welcher die meterlangen Papphüte und buntbemalten Masken eine wichtige Rolle ſpielten. Der älteſte Matroſe übernahm die Darſtellung des Meergottes Neptun. Ein rieſiger, bis zum Boden reichender Vollbart aus aufgedrehtem Tauwerk umrahmte das bunt bemalte Antlitz. Grell farbene Zeuglappen zierten das mantelartige Gewand. (Neptun ſchien für groß carrirte Muſter zu ſchwärmen.) In der einen Hand die aufgeſtielte Harpune, in der anderen einen mächtigen Dreizack, ſo erwartete der Gott des Meeres den Augenblick, in welchem die Feierlichkeit beginnen würde.

Neptun's Secretär erſchien in voller Amtstracht; mit großem Regiſter unterm Arm und übernatürlicher Brille auf der Naſe, wollte er an der Seite ſeines Vorgeſetzten Aufſtellung nehmen, aber die drei Fuß lange Schreibfeder, welche mit vieler Geſchicklichkeit hinter ſeiner linken Ohrmuſchel balancirte, widerſetzte ſich hartnäckig dieſem berechtigten Verlangen.

Der dritte Träger eines ferneren Nachtzeichens erſchien im Frack, deſſen flatternde Rückenfloſſen bis zum Boden reichten und ſehr wohlthätig die entblößten Füße ſeines Trägers zu bedecken ſuchten. In der Rechten dieſes ſonderbaren Beamten blinkte das meterlange, aus Tonnenbandeiſen verfertigte, gefahrdrohende Raſirmeſſer.

Die Beſchreibung des am fragwürdigſten geſchmückten Gefolges will ich lieber aus Rückſicht für den Beherrſcher des Meeres unterlaſſen. Endlich war der große Augenblick gekommen. Das Meerfeſt konnte beginnen. Beim Paſſiren der Linie erſcholl am Bug des Schiffes der ſcheinbar vom Meere kommende Ruf:

„Schipp ahoi!“

„Hallo, hallo,“ antwortete vom Achterdeck aus der Kapitän.

„Wie heet dat Schipp?“ begann mit kräftiger Stimme der Frager.

„Odin“.

„Wo koomt Ji her?“

„Von Hamborg.“

„Wo wüll Ji hen?“

„Na Bahia“.

„Wie lang ſind Ji op de Reis?“

„Twerunveertig Dag“.

„Kann ick an Bord koomen?“

„Verſteiht ſick, Herr Neptun!“

Für mich war es beſonders intereſſant zu hören, daß ſich Herr Neptun ausſchließlich der plattdeutſchen Sprache bediente und einen recht gemüthlichen Umgangston anſchlug. Neptun an der Spitze ſeines Hofſtaates kam zur Inſpection an Bord, auf dem Hintertheile des Schiffes ſtand der Kapitän mit dem duftenden Willkommentrunk bereit. Unter fortwährenden cere-

moniellen Verbeugungen nahm Neptun das Glas Grog huldvoll entgegen und goß es zum Zeichen seiner besonderen Gunst in einem Zuge durch die anscheinend gepichte Kehle.

Der ob dieser Gunstbezeugung betroffene Sekretär blickte betrübt auf den Boden des Glases, harpunirte aber mit seinem buntbemalten Zeigefinger die Ueberreste des nicht geschmolzenen Zuckers glücklich empor. Die nachfolgenden Würdenträger begnügten sich damit, das leere Glas zu beriechen, während ein Angehöriger des gewöhnlichen Gefolges seine Zunge secundenlang auf dem Grunde des leeren Glases ruhen ließ, als könne er nur auf diese Weise seine Verehrung für den herrlichen Grog ausdrücken.

Als die Aussicht auf ein zweites Glas dieses Göttertranks verschwunden war, ergriff Neptun das Wort und gab seinem etwas gekränkt scheinenden Secretär die Weisung, nunmehr seines Amtes zu walten. Gehorsam wurde das ungeheure Protocoll aufgeschlagen; der Secretär griff zur Brille, putzte mit einer Hand voll Werg die Stellen, wo die Gläser hätten sitzen können, und begann in den Registern aufmerksam zu suchen.

Endlich hatte er amtlich festgestellt, daß sich an Bord des Odin noch Jemand befände, der noch nicht die Linie passirt hätte und getauft sei, demnach dem Gott des Meeres den herkömmlichen Tribut schulde. Dieser unglückliche Jemand war ich natürlich. Auf einen Wink des kühl dareinschauenden Meergottes lag ich willenlos in den Händen seines Gefolges. Zunächst wurde mein Gesicht mit Fett überzogen, dann mit Theer eingerieben; so vorbereitet ging es unter Anstimmung eines ernst klingenden Gesanges nach der großen mit Wasser gefüllten Balje. Nachdem ich auf dem Sitzbrett Platz genommen, welches quer über den Kübel gebreitet war, begann Neptun seine feierliche Ansprache, die in der Ermahnung gipfelte: Alles daran zu setzen,

um ein tüchtiger Seemann zu werden, niemals die Pflicht zu verletzen und in jeder Lebenslage den schönen Beruf hoch zu halten.

„Wenn Du dat nich beihst", schloß der eifrige Meeresgott drohend, „dann geiht et Di en Stünn slecht."

Sobald dieser Warnungsruf verklungen, ergriff der Secretär das Schlachtschwert ähnliche Rasirmesser, schabte damit die Fett- und Theerkruste so emsig aus meinem Gesichte, daß sofort einige Dutzend heißer Thränen von mir vergossen wurden. Endlich war die Gerberei beendet, sechs kräftige Matrosenhände drückten plötzlich auf meine Schulter, diesem Drucke konnte das vorher bis über die Hälfte eingesägte Brett nicht widerstehen, es brach mitten durch und ich lag mit einem Male bis über die Ohren in dem spritzenden und zischenden Wasser des Kübels.

Bis hierher hatte ich Alles geduldig über mich ergehen lassen: nun aber sprang ich eiligst aus meinem Bassin, umarmte meine Pathen mit solchem Ungestüm, daß auch ein Theil meiner theerfettigen Feuchtigkeit an ihren Kleidern haften blieb. Damit war der regelrechte Taufact beendet. Zum Nachspiel des seemännischen Faschings ließ der Capitän einige Flaschen Wein, Rum und Bier vertheilen, es wurde nach Herzenslust gejubelt, gesungen und getanzt.

Schließlich ward die Hälfte einer Theertonne in Brand gesetzt und lodernd dem Meere übergeben. In diesen Flammen nimmt Neptun nach eingebürgerter Meinung der Seeleute Abschied vom Schiffe. Lange noch konnten wir den hellschimmernden Feuerball auf dem leicht bewegten Meere beobachten. Ein frischer, fröhlicher Zug durchzieht die Herzen der Leute, sie vergessen bei dieser harmlosen Fröhlichkeit die schwere, gefahrvolle Arbeit, welche der Beruf jeden Augenblick von ihnen beansprucht.

Wenn mir auch für die ausführliche Beschreibung meiner Fahrten nur ein bescheidener Raum bleibt, so muß ich doch an

dieſer Stelle des Augenblicks gedenken, an welchem mein thränenfeuchtes Auge zum erſten Male auf der emportauchenden braſilianiſchen Küſte ruhte. Welch' ein herrliches, unbeſchreibliches Bild! Welch' mannigfache, lebhafte Eindrücke für den Schiffsjungen, der ſich im Wunderlande wähnt, die üppige Vegetation der Tropen, das bunte Treiben einer dunkelfarbenen Menſchenmaſſe. Alles, Alles weit ſchöner als die Phantaſie des Knaben es je ausgemalt.

Capitän Brekwoldt war natürlich über dieſen Zauber erhaben; ſo ſchnell wie möglich wurde Bahia verlaſſen und der Cours auf die Capverdi'ſchen Inſeln gerichtet.

„Eben mol' röber föhren," ſo wurde die wochenlange Fahrt nach der afrikaniſchen Küſte vom Capitän bezeichnet.

In den viereckigen Salzgruben der Capverdi'ſchen Inſeln begrub ich den Reſt meiner poetiſchen Stimmung. Allein die jetzt beginnende Arbeit verlieh mir den ſchönſten Troſt.

Die Gewinnung des Salzes wurde ſehr einfach bewerkſtelligt. Unweit des Meeresſtrandes befinden ſich in den Ebenen ſehr viele, ziemlich große viereckige Gruben, die ſich mit Grundwaſſer füllen. Auf der Oberfläche dieſes Waſſers bilden ſich dicke Salzkruſten, die von der Mannſchaft täglich abgeſchöpft und an Bord geſchafft werden.

Nach wochenlangem Abrahmen dieſer viereckigen „Salzwaſſerſetten" war die Ausbeute beendet. Der Odin nahm ſeine urſprüngliche Fahrt wieder auf und erreichte nach raſcher Fahrt den ſchönſten Hafen der Welt: Rio de Janeiro. Dann ging es weiter nach Buenos Ayres, dem Beſtimmungsorte unſerer Salzladung.

Vor der la Plata-Mündung hatten wir einen ſehr ſchweren Pampero zu beſtehen. Noch annähernd 50 Meilen vom Lande entfernt drang uns ein wunderbarer Blumen- und Honigduft

entgegen. Allein dieſer verführeriſche Geruch erweckte nur bei dem Uneingeweihten die Sehnſucht nach dem Lande, der erfahrene Schiffer traut den duftenden Grüßen in dieſer Region nicht allzuſehr. Dieſe Wohlgerüche werden auch keineswegs gratis verabreicht, nur die Einziehung des Koſtenpreiſes geſchieht etwas ſpäter: das iſt aber auch das einzige freundliche Entgegenkommen des aufbrauſenden Pampero. —

Es war eine tief dunkle Nacht: unter Donner und Blitzen zog das Unwetter herauf, ſchwüle, dicke Luft erſchwerte das Athmen, immer raſcher folgten die electriſchen Entladungen. Ergriffen von der Macht dieſes grauſig ſchönen Anblicks ſtand ich auf meinem Poſten am Steuerruder. Plötzlich fiel der Wind von der anderen Seite ein; mit Blitzesſchnelle brach der Sturm los.

Das bereits früher gereffte Großſegel und mit dieſem der Große Baum ſchlugen nach der entgegengeſetzten Richtung hinüber. Die Compaßlampe erloſch; eine gewaltige Sturzſee ergoß ſich über das in ſeinen Fugen zitternde Schiff; vom wuchtigen Schlage der Schooten getroffen, verlor ich plötzlich den Boden unter den Füßen. Inſtinctiv klammerte ich mich an ein Tauende und flog nach Lee über Bord.

Es waren fürchterliche Secunden, in denen ich hier zwiſchen Himmel und der ſturmgepeitſchten See hin- und herſchwankte: mit der Macht der Verzweiflung hielt ich das rettende Tau krampfhaft feſt. Ein wahnſinniger, brennender Schmerz erhöhte meine Todesqual. Im unausgeſetztem Schwingen waren die Innenſeiten meiner Hände vom Tau durchſchnitten, ich fühlte das Blut über meine Arme rinnen, fühlte den Angſtſchweiß auf meiner Stirne: dennoch hielt ich feſt, wohl wiſſend, daß es ſich um Leben oder Tod handle. Trotz aller Energie war meine Kraft bald erſchöpft. Die Entſcheidung nahte. Es blieb nur

eine Möglichkeit, der dräuenden Gefahr zu entgehen. In dem Moment, in welchem ich abermals von See nach der Schiffsseite geschleudert wurde und nach meinem Dafürhalten gerade über der Mitte des Schiffdecks schwebte, ließ ich entschlossen los. Die harten Holzstücke, auf die ich niederstürzte, erschienen mir wie ein weiches Federbett — ich war gerettet!

Auf Deck herrschte ein wildes Getümmel, die Cajüte war voll Wasser gelaufen. Die Vorstänge war gebrochen und hing zur Hälfte über Bord. Der Capitän wetterte mit dem Steuermann, der beim Ausbruch des Pampero geschlafen, seine Pflicht auf's gröblichste verletzt hatte. Schadenfreude ist mir zwar eine unbekannte Regung, aber ich kann doch wohl sagen, daß mir dieses Wettern als die herrlichste Musik erschien. An diesen Pampero, der mir fast mein zartes Lebenslicht ausgeblasen, denke ich noch heute mit großem Vergnügen.

Am nächsten Tage erreichten wir die Rhede von Buenos Ayres. Welch' entsetzliche Verheerung hatte hier der Pampero verursacht. Sechsunddreißig Schiffe theils zertrümmert, theils vom Anker losgerissen, waren auf den Strand geschleudert. Ein spanisches Schiff wurde sogar tief in's Gehölz hineingetrieben und gewährte einen dem Seemann in's Herz schneidenden Anblick. Der damalige Präsident Rosas erstand dieses zwischen Bäumen eingekeilte Fahrzeug für eine geringe Summe, ließ es von geschickten Arbeitern als Lusthaus einrichten und hat dort während vieler Sommer seine Villeggiatur genommen.

Zu den derzeitigen interessanten Sehenswürdigkeiten von Buenos-Ayres gehörte das Einfangen und Schlachten von Ochsen. In unmittelbarer Nähe der Stadt, auf den unermeßlichen Pampas weideten diese kräftigen Thiere in großen Heerden. Zu jener Zeit waren die nach Millionen zählenden Ochsen fast

herrenloſes Gut, nur der Gaucho, deſſen geſchickter Laſſowurf das wilde Thier einfing, erhielt einen geringfügigen Lohn.

Auf derſelben Stelle, wo man den Ochſen erlegte, wurde er auch geſchlachtet, von ſeinem Fleiſche aber nur die ſehnenfreien, ausgeſuchteſten Stücke zum Carne secco benutzt. Die Zubereitung dieſer vorzugsweiſe für die Neger Braſiliens beſtimmten Nahrung geſchah folgendermaßen: Das ſehnenfreie Fleiſch wurde in Scheiben zerlegt, blieb während 36 Stunden in einer Salzlake liegen, wurde von der Sonne getrocknet und ohne Emballage in Schiffen verladen. Außer dieſem Fleiſch wurde nur noch die Haut des Thieres geborgen, die Knochen, wie der ganze übrige Fleiſchreſt blieben unbenutzt liegen.

Damals koſtete der größte Ochſe nach unſerer deutſchen Währung zwölf Mark; ich glaube aber, trotzdem noch immer genügend Ochſen dort vorhanden ſind, daß der Preis inzwiſchen weſentlich geſtiegen iſt.

Das Heranſchaffen großer Fleiſchmaſſen an Bord des Schiffes gehörte zu den Obliegenheiten des Schiffsjungen.

Dieſe Arbeit war nicht zu unterſchätzen, man mußte das erſtandene Viertel eines Ochſen längere Zeit auf den Buckel laden, um watend das Boot erreichen zu können. Bei dem ſchlüpfrigen Boden und den unſichtbaren Vertiefungen war es als kein Wunder zu betrachten, wenn man einige Male ſammt der Bürde auf Secunden in dem fußhohen Schlamme verſchwand. Daß bei dieſem durch den mangelhaften Landungsplatz hervorgerufenen Transport die Appetitlichkeit des Ochſenfleiſches nicht erhöht wurde, bedarf wohl keiner beſonderen Erwähnung.

Dennoch machte mir gerade dieſe Arbeit viel Vergnügen, ich hatte dadurch Gelegenheit, die hochintereſſanten Gauchos bei der Ausübung ihres Berufs zu beobachten. Die Geſchicklichkeit dieſer muskulöſen, maleriſch gekleideten Indianergeſtalten im

Reiten wie im Lassowerfen ist wahrhaft bewunderungswürdig. Beim Anblick dieses Treibens erwachten in mir die sonderbarsten Wünsche: die Phantasie des zur Romantik geneigten Schiffsjungen wurde lebhaft erregt, und wenn er nicht bereits Seemann gewesen, wäre er ganz bestimmt Gaucho geworden.

Wie vieles könnte ich von diesem für mich so inhaltsvollen zweijährigen Aufenthalte auf dem Schiffe erzählen, von wie manchem unvergeßlichen Eindruck berichten, überwältigende Naturschönheiten schildern, allein Raum und Zeit sind zu kostbar, als daß ich sie für derartige Dinge benutzen dürfte. Da aber der Leser berechtigten Anspruch auf die Vollständigkeit meiner Mittheilungen erheben darf, und doch nicht Gefahr laufen soll, allgemein Bekanntem, oft Erzähltem hier zu begegnen, so werde ich mir nur eine chronologische Aufzählung derselben erlauben. Diese zwei Jahre sind nicht spurlos an mir vorübergegangen. Meine körperliche Entwickelung schritt sehr rasch von statten. Infolge meiner Beobachtungsgabe für alles Seemännische war ich sehr bald in der angenehmen Lage, den praktischen Dienst eines Matrosen zur vollen Zufriedenheit meines Capitäns versehen zu können.

In diesem angenehmen Bewußtsein entwickelte sich auch mein Selbstgefühl in so hohem Grade, daß ich auch meine physischen Kräfte zu verwerthen gedachte, für den Fall, daß mein unliebenswürdiger Steuermann seine eigenartigen, durchaus unmotivirten Liebkosungen fortsetzen sollte. Dieser Augenblick kam wie der Blitz aus heiterem Himmel. Der Befehl des Steuermannes rief mich unter Deck. Ahnungslos folgte ich diesem Rufe, doch kaum war das verhaßte Tauende in Folge eines wuchtigen Schlages in meinen Gesichtskreis gekommen, so erhielt der thatenlustige Däne eine so gründliche deutsche Widerlegung, daß ich nach einer minutenlangen heftigen Debatte die Wahl-

ſtatt ſiegreich behauptete und von nun an jenes gefürchtete Tauende als meine höchſte Trophäe in Beſitz nahm.

Von dieſem denkwürdigen Augenblicke an war ein ehrenvoller Waffenſtillſtand zwiſchen uns geſchloſſen, und ich durfte nun bald auch die Segnungen des Friedens voll und ganz genießen. Ich hatte mir eine würdigere Lebensſtellung im wahren Sinne des Wortes erkämpft.

Nachdem unſer Schooner ſeine vorläufige Fahrt vollendet, im Hafen von New-York Anker geworfen, hatte auch ich die erſte Station meiner ſelbſtgewählten Lebensbahn erreicht und betrat als neugebackener Matroſe den amerikaniſchen Boden. Allein Amerika iſt ein ſehr praktiſches Land. Mit einem erhebenden Bewußtſein und ſehr dürftigem Portemonnaie kann man dort nicht weit kommen. Aber ich war ein ſtämmiger Burſche geworden, der nicht gewohnt war, ſeine Hände in den Schooß zu legen, und der nun auch an Bord des nach London beſtimmten großen amerikaniſchen Packetſchiffes „American Congreß“ ſeine ihm lieb gewordene Arbeit fand.

Ich muß einen Moment bei dieſem für mich wichtigen Ereigniß verweilen, und der geehrte Leſer wird mein Entzücken begreiflich finden, wenn ich ihm ſage, daß mir eine nach meinen damaligen Begriffen ſehr beträchtliche Monatsgage von 18 Dollars zugeſichert war. Was wogen Rothſchild's Millionen gegen meine 18 Dollars? Sobald ein Tag zur Neige ging, war für mich der Augenblick gekommen, nachzurechnen, wie hoch ſich jetzt mein Vermögen belaufe. Aber ich muß hinzufügen: nicht der Beſitz allein machte mir dieſe Freude, ſondern das erhebende Bewußtſein, daß ich den verdienten Lohn für meine Arbeit empfange, daß ich eine Leiſtung zu vollbringen im Stande ſei, wofür der Amerikaner jene 18 Dollars gerne zahlte.

An Bord herrſchte bei einer verhältnismäßig großen Be-

ſatzung ein recht reges, meinem Geſchmacke zuſagendes Leben. Der Umſtand, daß unſer Capitän Leute von allen möglichen ſchiffahrttreibenden Völkern angeworben, was einen vielſeitigen ſprachlichen Verkehr hervorrief, bot dem für alles Fremdartige beſonders entflammten Deutſchen einen intereſſanten Sprachunterricht. Es war durchaus nichts Befremdendes, wenn z. B. der redegewandte Sohn Spaniens ſeinem holſteiniſchen Genoſſen eine lange Geſchichte erzählte, von der dieſer auch nicht ein Wort verſtand, aber doch zum Schluſſe der Erzählung auf einen Augenblick die Pfeife im Munde zur Seite ſchob und mit einem rührenden Ernſt entgegnete:

„Si, si, da kannſt Du Di up verlaten.“

Nach einigen glücklichen Reiſen mit dieſem Schiffe erwachte eines Tages die bisher krampfhaft niedergehaltene Sehnſucht nach meinen Eltern ſo lebhaft in mir, daß ich London ſchleunigſt verließ und die Ueberfahrt auf der däniſchen Brigg „Cora“ antrat. Auf dieſer kurzen, aber heimtückiſchen Strecke mußte ich entſetzliche Qualen erdulden. Unſere Brigg trieb mitten im ſtrengen Winter bei einem raſenden Sturme zwiſchen Norwegen und England fünf volle Wochen umher. Auf der total durchnäßten Kleidung hatte ſich eine Eiskruſte gebildet, welche die letzte Körperwärme aufzehrte. Bei dieſem gänzlichen Mangel an trockenem Zeug, an Handſchuhen und Stiefeln wurde mein Zuſtand ein geradezu verzweiflungsvoller. Andauernde, bittere Kälte hatte meine Hände in dunkelblaue, hautloſe Fleiſchklumpen verwandelt, die bei der geringſten Bewegung namenloſe Schmerzen verurſachten. — Endlich war die Gewalt des Sturmes gebrochen. Der Capitän konnte nunmehr den Hafen von Arendal anlaufen. Vierzehn Tage lagen wir hier vor Anker. Als dann das Eis der Oſtſee kein allzugroßes Hindernis mehr bot, gingen wir abermals unter Segel und erreichten unter anhaltenden

Strapazen glücklich Kopenhagen. Der Rheder und alle Angehörigen der Beſatzung waren freudig erſtaunt, als das verloren geglaubte Schiff in den ſicheren Port einlief.

Ohne Rückſicht auf meine äußere Erſcheinung zu nehmen, wollte ich meine hier anſäſſigen Verwandten beſuchen. Mein Herz ſehnte ſich nach theilnahmsvollen Menſchen. Vor der palaſtähnlichen Wohnung meines Onkels vergaß ich alle Qual, ein behagliches Etwas zog durch meine Seele. Der vom heftigen Ruck meiner Hand geweckte helle Glockenton drang bis in meine kleine Zehe. Langſam und feierlich wurde das impoſante Thor geöffnet. Aber kaum hatte der buntgeſchmückte Diener die zerlumpte, zerfetzte, halberfrorene Jammergeſtalt erblickt, da fuhr die majeſtätiſche Pforte ſo raſch in's Schloß zurück, daß ich einen Moment für meine Naſenſpitze fürchten mußte.

Sollte ich auf dieſe Weiſe von meinen Verwandten ſcheiden? Eine kurze Ueberlegung verneinte. Ich ſetzte alſo den Glockenzug nochmals in heftige Bewegung. Dieſes Mal erſchien ein weibliches, ſomit viel liebenswürdigeres Weſen, das mich wenigſtens auf den Vorplatz führte und mein Anliegen im nächſten Zimmer meldete. Die halbgeöffnete Thür gab mir Gelegenheit, die jetzt beginnende Unterhaltung zu vernehmen.

„Was ſagſt Du? Der zerlumpte Matroſe wäre mein Onkel?“ gab meine Tante erſtaunt zurück.

„Jawohl Madame, er hat es ſelbſt geſagt.“

„Dann führe meinen Onkel herein,“ rief lachend die Dame, jetzt den Zuſammenhang erkennend.

Ohne dieſe Aufforderung abzuwarten, ſtürzte ich in die Arme meiner hocherfreuten Tante. Das Mädchen hatte von meiner deutſchen Anfrage nur das Wort „Onkel“ verſtanden.

Nachdem das ſo entſtandene qui pro quo herzlich belacht,

erhielt ich Alles, was mir wieder zu einem menſchenwürdigen Ausſehen verhalf.

Noch am ſelbigen Tage eilte ich meiner Heimath entgegen. Die letzte Strecke konnte nur im Poſtwagen zurückgelegt werden. Trotz meiner körperlichen Schmerzen vermochte ich meine Ungeduld kaum zu zügeln, und als ich das Heimathsſtädtchen, wo meine Eltern und all' meine Lieben weilten, aus der Niederung emportauchen ſah, da verließ ich mit einem kühnen Satze das viel zu langſame Gefährt und ſtürzte freudejauchzend in die Arme meiner mir entgegen eilenden Eltern und Geſchwiſter. Ach, könnte ich die Freude des Wiederſehens, den Jubel im elterlichen Hauſe nur annähernd ſchildern! Der Leſer würde mir dann ſicherlich glauben, daß es für einen Seemann nichts Herrlicheres giebt, als zum erſten Mal nach einer mehrjährigen Reiſe zurückzukehren. Er, der als unerfahrener Burſche, oft nur einer Regung folgend, planlos hinausſtürmte, hat jetzt ſeine Schwingen im erſten Fluge erprobt. Sein ganzes Weſen iſt geläutert, er betrachtet das Leben mit ernſteren Augen.

Meine körperlichen Schmerzen waren bald unter der ſorgſamen Pflege meiner Mutter verſchwunden. Eine ſo raſche Heilung meiner zahlreichen Wunden konnte auch nur einer liebenden Mutter gelingen. Die Erinnerung an den erſten elterlichen Empfang gehört zu den ſchönſten meines Lebens. Die monatelange Ruhezeit zu Hauſe flog mir wie ein kurzer Traum dahin. Ich ward erſt dann wieder in die nüchterne Wirklichkeit verſetzt, als ich aufs Neue Schiffsplanken unter den Füßen fühlte, die Befehle des Capitäns über Deck ſchallen hörte. Das war zu Beginn meiner zweiten Reiſe 1853. Der in Bremerhafen erbaute Dreimaſter „Winterthur" ſollte ſeine erſte Fahrt unter Hamburger Flagge machen. Der Abſchied von den Lieben wurde unendlich ſchwer; meine Mutter und Geſchwiſter

waren beim Auslaufen des Schiffes anwesend. Während ich verschiedene, meist völlig nutzlose Arbeiten verrichtete, um nur den thränenvollen Blicken der Meinen zu entgehen, klopfte mein Herz so heftig, als wolle es seine Hülle gewaltsam sprengen.

Endlich war der qualvolle Augenblick vorüber. Abschiedsrufe und Kommandos erschallten. Mit einer stolzen Wendung setzte sich unser Schiff langsam in Bewegung und schon nach einer halben Stunde entschwanden die klaren Umrisse des Strandes mit all den uns theuren Personen unseren Blicken. Vom Mast herab sah ich noch lange das flatternde Taschentuch der trauernden Mutter. Nach einer sehr stürmischen Reise erreichten wir den imposanten Hafen von Liverpool, wo die Einnahme einer für Calcutta bestimmten Salzladung erfolgen sollte. Unsere Arbeit wurde von plötzlichem Gegenbefehl unterbrochen, der uns anwies, das bisher eingeschaufelte Salz wieder zu löschen. Wir wurden hierauf mit Stückgut nach Melbourne bestimmt. Merkwürdigerweise wird die bedeutende Coursveränderung von dem Matrosen kaum beachtet. Seine Gedanken, die bei Beginn der Reise etwa mit Indien sich beschäftigten, machen sich ebenso schnell mit Australien vertraut, in solchen Dingen ist Jan Maat nicht kleinlich. Unsere Besatzung machte hiervon keine Ausnahme, Wind und Wetter waren ja günstig, die Arbeit gering, und die Behandlung erträglich. Mehr verlangt der wahre Seemann nicht.

Die Winterthur, Eigenthum der Firma Wattenbach, Heiliger u. Comp., lag fast segelfertig im Princeß Dock. An der erforderlichen Zahl der Schiffsmannschaft fehlten uns nur noch zwei Mann. Zu jener Zeit war die Segelschifffahrt außergewöhnlich stark im Gange, der Mangel an Matrosen recht fühlbar. Unser Capitän beauftragte mich mit dem Versuch, noch zwei Matrosen

für die Winterthur ausfindig zu machen und, wenn möglich, ſogleich an Bord zu führen.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen kam mir endlich der Zufall zu Hülfe. In einer der zahlreichen Wirthſchaften Liverpools, in denen beſonders Seeleute verkehren, entſtand unter den zahlreichen Gäſten, die allen möglichen Nationen angehörten, eine handgreifliche Auseinanderſetzung, die für den weſentlich ſchwächeren Theil der Streitenden, trotzdem er ſich tapfer wehrte, ein recht bedenkliches Ende nehmen mußte.

Liegt es ſchon in der Natur jedes anſtändigen Menſchen, in ſolchem Falle für die erdrückte Minderheit einzutreten, ſo wird die Parteinahme außerdem zur gebieteriſchen Nothwendigkeit, wenn, wie hier, die eigene Nationalität aus Uebermuth angegriffen und verhöhnt wird. Engländer, Dänen, Franzoſen, Italiener und Spanier, neun an der Zahl, unterhielten einen lebhaften Angriff gegen zwei Deutſche. Ein getreues Abbild derzeitiger Verhältniſſe! Der unbehagliche Anblick trieb mein Blut raſcher durch die Adern, es prickelte gewaltſam in meinen zehn Fingern, und als nun gar der Italiener ſein Meſſer zog, um den Fauſtſchlag des Deutſchen zu erwidern, da war meine Beſonnenheit zu Ende. Mit lauter, jedes Geräuſch übertönender Stimme erſuchte ich den Italiener, das Meſſer zu entfernen. Statt jeder Antwort ſpie er mir in's Geſicht. In demſelben Augenblicke hatte ich den frechen Menſchen ergriffen und hob ihn mit einem Rucke hoch empor. Wohl hätte es genügt, die ſchwächliche Geſtalt einfach zu Boden zu werfen, aber meine Wuth war einmal entfacht, und ſo mußte denn der blutdürſtige Italiener als Waffe gegen ſeine eigenen Bundesgenoſſen dienen. Zweimal hatte ich meinen wehrloſen Gegner erfolgreich gegen die beſtürzten Verbündeten geſchleudert, dann ließ ich den Ohnmächtigen niederſinken. Das Gefecht war entſchieden — meine

Schützlinge befreit. Einige der fremdländiſchen Matroſen ſuchten eilig das Weite, während ſich der Reſt vollſtändig unthätig verhielt. Glaube ja nicht, geehrter Leſer, daß ich mit dieſer Darſtellung eine Uebertreibung begehe; das Emporhalten eines wohl 130—140 Pfund wiegenden Menſchen war für mich wirklich nicht bedeutend; ich erfreute mich in meiner Jugend einer Körperkraft, die in vielen Fällen beſſere Proben ablegte.

Mit meinen erfreuten Landsleuten war ſehr raſch eine lebhafte Unterhaltung angebahnt, ſie erzählten mir, daß ſie an Bord ihres engliſchen Schiffes ſehr ſchlecht behandelt würden und beabſichtigten, dasſelbe ſo bald wie möglich zu verlaſſen. Eine beſſere Gelegenheit zur Erfüllung meines Auftrages ließ ſich nicht denken. Ich theilte alſo meinen jungen Freunden mit, daß ſie bei meinem Capitän ſofort Anſtellung finden würden, wenn ſie ſogleich an Bord der Winterthur erſchienen. Meine Landsleute erklärten ſich hoch erfreut und bereit. Nur eine Schwierigkeit mußte überwunden werden. Die Flüchtigen wollten nicht gerne ihre Habſeligkeiten einbüßen. Es wurde alſo beſchloſſen, während des Abends das Schiff, welches im benachbarten, von einer Mauer umſchloſſenen Dock lag, zu verlaſſen und ſich auf dem bezeichneten Platze einzufinden.

Als ich zur beſtimmten Zeit eintraf, waren meine Freunde ſchon zur Stelle: allein auf den erſten Blick mußte ich erkennen, daß ihre Entführung ſchwieriger werden mußte, als ich erwartet. Die guten Landsleute verſuchten ſo viel wie möglich von ihrer Habe zu bergen und hatten demgemäß drei Anzüge über einander gezogen, wodurch ihre Geſtalt einen bedenklichen Umfang angenommen. Trotzdem mußte der Verſuch gewagt werden. Wir kamen auch ungehindert bis zum Ausgange des Docks, hier aber noch innerhalb des Thores ereilte uns das Verhängniß in der Geſtalt eines mißtrauiſchen Poliziſten, der mit uns ein Examen

anſtrengte, dem wir durch angebliche Unkenntnis der engliſchen Sprache zu entgehen hofften. War der Verdacht der heiligen Hermandad bei dem Anblicke der dickleibigen Matroſen ſchon rege, ſo mußte unſer vermeintlich ſchlauer Schachzug ihr Mißtrauen nur vergrößern, und das Ende vom Liede war die Abführung in Nummer Sicher.

Gegen die polizeiliche Verfügung ließ ſich nichts einwenden. Daß man uns aber in ein entſetzliches Loch ſperrte, in welchem der Abſchaum der Geſellſchaft, allerlei unheimliches Geſindel hauſte, habe ich der engliſchen Polizei, obgleich ich dadurch einen Einblick in das ſociale Elend erhielt, niemals verziehen.

Am nächſten Morgen wurden wir in ein Zimmer der Royal Exchange zum Verhör geführt. Hier gab ſich der mit mächtiger Allonge-Perücke geſchmückte Richter alle erdenkliche Mühe, uns zur Beantwortung ſeiner Fragen zu veranlaſſen. Wir beharrten unbeugſam bei der pantomimiſchen Erklärung, kein Wort zu verſtehen. Auf jede Frage gab ich den Namen meines Schiffes an. Da ja eine eigentliche Anklage nicht vorlag und dem Scharfblick des gequälten Richters kein Anhaltspunkt beſchieden war, ſo gerieth die engliſche Juſtiz augenſcheinlich in Verlegenheit, und um ſich davon zu befreien, ließ man uns laufen. Die geſcheiteſte Handlung, welche ich von einer großbritanniſchen Polizeibehörde berichten kann.

An Bord der Winterthur erweckte unſer geglücktes Manöver viel Heiterkeit, wir wurden für die ertragene Unbill reichlich entſchädigt und unſer Capitän konnte mit einer vollſtändigen Mannſchaft die Reiſe nach Melbourne antreten.

Nach neunzigtägiger Reiſe war unſer Ziel ohne großes Ungemach erreicht.

Eine hochintereſſante, von amüſanten Scenen begleitete Abwechſelung bietet ein Regenguß unter den Tropen. Wer ſeine

Wirkung nicht unmittelbar empfunden, wird ſich wohl kaum eine klare Vorſtellung davon machen, mit welcher Wucht die Waſſermaſſen niederſtürzen. Während einer Nacht öffnete der Himmel plötzlich ſeine Schleuſen; wer Hände hatte, griff jubelnd nach dem Eimer, um das koſtbare friſche Waſſer in Tonnen zu bergen. Natürlich nahm auch ich regen Antheil an der gemeinſamen Einſammlung, nur mit dem Unterſchiede, daß ich meinen vollgefüllten Waſſereimer mit einem Male auf den Kopf des nächſtſtehenden Matroſen leerte — erwartend, dieſes Sturzbad würde die Veranlaſſung zu einem allgemeinen Begießen werden. Aber die erhoffte Wirkung blieb aus. Der Matroſe arbeitete ſo gemüthlich weiter, als ob ihm gar nichts Beſonderes wiederfahren ſei, er hatte eben keinen Unterſchied zwiſchen dem Entleeren der Wolken und dem meines Eimers bemerken können. Noch komiſcher war die Wirkung, welche der Tropenregen bei unſerem Koch — einem großen, ſtämmigen Neger hervorrief. Statt ſich dem gemeinſamen Einſammeln des Waſſers anzuſchließen, wälzte er ſich jauchzend und jubelnd auf dem Verdeck umher, als habe er nie ein größeres Wohlbehagen empfunden. —

Auch das Auftreten der Waſſerhoſen in den Tropen, die übrigens dem Schiffe recht gefährlich werden können, iſt bemerkenswerth. Eines dieſer mächtigen Naturgebilde, bei welchen die Wolken ſo tief hingen, daß die Waſſerhoſe mächtigen Eichen glich, drohte den Cours unſeres Schiffes zu kreuzen. Wir bedienten uns eines oft bewährten Mittels, indem wir die Waſſerhoſe mit einem Kanonenſchuß begrüßten, von deſſen Luftdruck die gewaltige Waſſerſäule zuſammenbrach.

Unſer Capitän gerieth jetzt, nachdem ſein Schiff ſicher vor Anker lag, in eine wenig beneidenswerthe Lage. Wir waren gerade zu jener denkwürdigen Zeit gelandet, wo das Goldfieber in dem auſtraliſchen Gebirge ſeinen Höhepunkt erreicht hatte,

wo alle gesetzliche Bestimmung, Ordnung und Zucht durchbrochen, jede sittliche Schranke gewaltsam niedergerissen war und wo natürlich auch der Boden der seemännischen Ordnung ein ungeahntes Leck erhalten hatte. An Bord der Winterthur wiederholte sich das allgemein übliche Verfahren. Die gesammte Schiffsmannschaft war bei Nacht und Nebel verschwunden, um ihr Heil in den nahen Goldminen zu suchen. So saßen wir, so unglaublich das klingen mag, thatsächlich auf dem Trockenen, und es gab nur den einen zweifelhaften Trost, daß kein Schiff im Hafen günstiger situirt war und in Folge dessen auch keine materiellen Vortheile auf Kosten des anderen erlangen konnte.

Im Hafen von Melbourne lag zu jener Zeit manches verlassene Schiff, dessen Capitän und Mannschaft der Goldbegierde nicht hatten widerstehen können. Diese Bethörten kamen in den meisten Fällen nach wochenlanger, bitterer Qual nur um die Erfahrung bereichert zurück, daß das Goldsuchen wohl verlockend sei, das Goldfinden aber zu den größten Seltenheiten im Leben des Seefahrers gehöre. Auch mancher deutsche Seemann sollte die Wahrheit des heimathlichen Spruchs: „Schuster bleib bei deinen Leisten“ erkennen lernen; denn selbst jene, denen ein glücklicher Zufall das unselige Metall massenweise in den Schooß geworfen, waren meist auf abschüssige Bahn gerathen, vergeudeten und verpraßten das große Vermögen in kurzer Zeit und waren dann, da die ehrliche Arbeit keinen Reiz mehr für sie hatte, körperlich und geistig verkommen.

Unter der Besatzung unseres Schiffes befand sich ein deutscher Matrose Namens Georg Busch der mir schon bei der ersten Begrüßung ungemein gefiel. Bald hatten wir innige Freundschaft geschlossen. Es war ein hochgebildeter, vorzüglich beanlagter junger Mann, den die unbezwingliche Sehnsucht auf das Meer getrieben, der voll von abenteuerlichen Ideen und hoch-

fliegenden Plänen ein hehres Ziel verfolgte. An Alter und an Empfindungen mir gleich, war es natürlich, daß wir uns wahrhaft brüderlich an einander schloſſen. Freud und Leid traf uns zu gleichen Theilen. In Sturm und Noth ſtanden wir Schulter an Schulter, Jeder bereit, für den Anderen das Leben einzuſetzen.

Auf dieſer Reiſe habe ich den Werth eines wahren Freundes ſchätzen gelernt und niemals den monatelangen angeſtrengten Dienſt ſo wenig empfunden, als in Geſellſchaft dieſes zartfühlenden, edeldenkenden Menſchen. Zu meinem tiefſten Bedauern wurde der leicht entflammte Freund bei der Ankunft in Melbourne von dem dort wüthenden Goldfieber ereilt und entfloh mit der übrigen Mannſchaft nach den Goldminen. Wohl war mir das Herz ſchwer, als ich ohne meinen Gefährten die Weiterreiſe von Melbourne antrat, aber ich hoffte, daß der theure Freund ſein Glück auf dieſem Wege erreichen und ich ihm in ungetrübtem Wohlbefinden einſt wieder begegnen würde. Ach, wie bitter wurde ich enttäuſcht! Ein halbes Jahr ſpäter fand ich den hoffnungsvollen, blühenden Jüngling fieberkrank, verkommen und gebrochen im Hoſpital von Calcutta. Der erſchütternde Anblick erpreßte mir Thränen, kein Wort kam über meine Lippen, erſt die zitternde Hand des Todkranken zwang mich zur Bekämpfung meines heißen Schmerzes.

„Ja Alfred," begann der arme Freund mit leiſer Stimme, „es iſt anders gekommen als ich hoffte, meine Illuſionen ſind zu Ende; ach, Du ahnſt nicht die Qual, den reuigen Schmerz, der in meinem Herzen wühlt. Mein Leben iſt verfehlt. Glaube nicht, daß mich nur der Beſitz des Goldes reizte, ich wollte mein Ziel nur raſcher erreichen, aber die teufliſchen Menſchen haben mir Alles, Alles entriſſen.

Ich war der Einzige unter meinen Genoſſen, der das fluchwürdige Metall gefunden; aber der Werth meines Fundes war zu groß, er reizte die Gier beſtialiſcher Menſchen, die mich beraubten und lebensgefährlich verwundeten. Vier Tage lag ich hülflos in der Wildniß; zurückkehrende Abenteurer beförderten mich nach Melbourne, dort habe ich monatelang ein erbärmliches Leben gefriſtet, ich war ja zu ſchwach, um arbeiten zu können. Mit der letzten Energie raffte ich mich noch einmal empor, ſchon hatte ich den Lebensweg wieder gefunden, da ereilte mich die unheilvolle Krankheit, ich fühle, daß ich meine Eltern, meine Heimath, Alles woran mein Herz hängt, nicht wiederſehen werde. — Ich danke dem Himmel, daß ich Dich noch einmal ſchaun —, Dich bitten kann, mir zu verzeihen. Ohne Dein Wiſſen bin ich damals von der Winterthur entflohen, ich wußte ja, daß Du meine Abſicht vereitelt, mich zurückgehalten hätteſt von dem Beſtreben, das mir mein Schickſal gebot. Umarme noch einmal Deinen unglücklichen Freund; ich möchte Deiner Verzeihung gewiß ſein, ſie erleichtert mir den letzten Schmerz.“ — — —

Tief bewegt verließ ich das Hoſpital. Trotz meiner ſpäteren Bemühungen habe ich nie Etwas von meinem Freunde erfahren. Gott weiß, was aus dem vorzüglichen Menſchen geworden iſt! —

Immerhin hat Melbourne dieſem wahnſinnigen Goldfieber ſein raſches Emporblühen zu verdanken. Seine damals aus Zelten und Bretterbuden beſtehenden Behauſungen verſchwanden von der Oberfläche, an deren Stelle entſtanden Prachtbauten, welche den Vergleich mit denen der europäiſchen Großſtädte nicht zu ſcheuen brauchen. Der Handel, durch eine Menge von Segel- und Dampfſchiffen, durch Eiſenbahnen und Telegraphen kräftig unterſtützt, erhob Melbourne nach kaum zehnjähriger Entwickelung zu einer Weltſtadt erſten Ranges. —

Mein pflichtgetreues Ausharren an Bord der Winterthur

wurde vom dankbaren Capitän gebührend anerkannt. Nicht nur, daß ich ſofort zum Vollmatroſen und gelegentlichen Unterſteuermann befördert wurde, ich genoß auch während der ganzen Fahrt eine angenehme Sonderſtellung gegen die auf's Neue verpflichtete, aus allen Nationen zuſammengewürfelte Mannſchaft. Nachdem nun unſere Ladung gelöſcht und Ballaſt eingenommen war, gingen wir abermals unter Segel und nahmen Cours auf Calcutta. Die Disciplin unter unſerer eigenartigen Beſatzung war ſelbſtverſtändlich eine ſehr lockere. Nach Lage der Sache ſchien es gerathen, manches zu dulden, was unter gewöhnlichen Verhältniſſen ſtrenge Beſtrafung nach ſich gezogen hätte.

Die Einförmigkeit der Reiſe wurde täglich, wenn auch auf keine beſonders anziehende Weiſe, von den raufluſtigen Leuten unterbrochen. Allerlei übermüthige Streiche, welchen dann mit mathematiſcher Genauigkeit eine gemüthliche Prügelei folgte, waren an der Tagesordnung. Zum Glück für die nur noch wenigen geſunden Gliedmaßen unſerer ſtreitſüchtigen Mannſchaft erreichten wir ſehr bald unſeren neuen Beſtimmungsort Calcutta. Hier wurde unſer Schiff in's Trockendock geſchleppt und neu gekupfert. Während dieſer vierwöchentlichen Ruhezeit befanden wir uns einem jener zahlreichen Verbrennungsplätze gegenüber, auf welchen die Körper der verſtorbenen Hindus auf Feuersgluth in Aſche verwandelt werden. Ich will den Leſer nicht mit der Schilderung dieſes im ſanitären Intereſſe gebotenen, aber unſchönen Schauſpiels ermüden, ebenſowenig die zahlreichen Beſchreibungen von Land und Leuten vermehren.

Nach beendeter, ziemlich koſtſpieliger Reparatur unſeres Schiffes erhielten wir eine volle Ladung Zucker und Jute für London. Am dritten Tage nach unſerem Auslaufen machte ich die überraſchende Entdeckung, daß unſere Ladung einen intereſſanten Zuwachs erhalten hatte. Als ich zufällig einen im

Seltſamer Fund im Schiffsraum.

Hinterdeck gelegenen ſchmalen Raum betrat, vernahm ich ein eigenartiges Geräuſch, das mich zur genauen Nachforſchung veranlaßte. Meine geringe Mühe wurde reichlich belohnt. Zwei reizende Hindu-Mädchen verließen eiligſt ihren Schlupfwinkel und ſanken zitternd zu meinen Füßen nieder. Wenngleich ich die Sprache dieſer graziöſen Geſchöpfe nicht verſtand, ſo drückten doch die thränenſchimmernden Gazellen-Augen genugſam die Dringlichkeit ihrer Bitten aus. Wie traumverloren ſtand ich einige Secunden vor dieſen feſſelnden Erſcheinungen. Die feſte Ueberzeugung, daß die Anweſenheit dieſer jungen Mädchen einer außergewöhnlichen Veranlaſſung zuzuſchreiben ſei, hielt meinen momentanen Mißmuth nieder. Mein paſſives Verhalten wurde von den bedauernswerthen Geſchöpfen richtig gedeutet. Langſam erhoben ſie ſich vom Boden und begannen eine längere, mir unverſtändliche Darſtellung.

Wie waren dieſe zarten, nur nothdürftig gekleideten Mädchen an Bord gekommen? Durch wen hatten ſie während unſerer dreitägigen Fahrt Nahrung erhalten? Die Antwort auf dieſe nahe liegenden Fragen gab mir ſofort einer unſerer engliſchen Matroſen, der mit einigen Nahrungsmitteln verſehen plötzlich vor mir auftauchte.

„Well, Sir," begann der beſtürzte Engländer ſtotternd, „jetzt, da wir weit genug vom Lande entfernt ſind, kann ich's Ihnen ja ſagen, dieſe Mädchen ſind durch meine und Bill's Hülfe an Bord gekommen. Wir haben ſeit drei Tagen unſer Eſſen mit ihnen getheilt, wir . . —"

Der Erröthende ſtockte, ſein Muth reichte nicht aus, ein volles Geſtändniß abzulegen; aber der Ton ſeiner Stimme klang ſo weich, aus ſeinem bittenden Blicke ſprach eine ſo tiefe Empfindung, wie ich ſie bis dahin niemals bei den gewöhnlichen engliſchen Matroſen bemerkt hatte. Das eine, anſcheinend ältere

Hindu-Mädchen ſchien den Sinn der Erklärung ihres ritterlichen Beſchützers zu ahnen. Ihr ſeelenvolles Augenpaar blieb unausgeſetzt auf ihn gerichtet, und als die Stimme ihres gepeinigten Seladons den Dienſt verſagte, da ſank die elfenhafte Tochter Bramas tröſtend an die Bruſt des reckenhaften Sohnes Britanniens.

Ein beſtrickenderer, an ſchroffen Gegenſätzen reicherer Anblick läßt ſich kaum denken. So rankt ſich die farbenprächtige Liane mit ihren duftenden Zweigen an der hochgewachſenen Palme empor. Die breite Hand des Seemannes, welche die reizende Geſtalt an ſich zog, glich der Tatze eines Bären, die etwa einen zierlichen Veilchenſtrauß umklammert hält. Mir ward beim Anblick dieſes hier nur flüchtig ſkizzirten Bildes ganz ſonderbar zu Muthe. Ich zögerte abſichtlich mit jeder weiteren Frage, um mir das feſſelnde Schauſpiel nicht ſelbſt zu kürzen. Aus den verſchiedenartigſten Betrachtungen, die wie leuchtende Meteore pfeilſchnell an mir vorüberzogen, erwuchs mir die erhebende Gewißheit, daß es ein göttliches Etwas gebe, das die ſprachlichen Unterſchiede zwiſchen allen Völkern der Erde aufhebt, das die Empfindung jedes Menſchenherzen unausgeſprochen erklärt. Hatte dieſe hoheitsvolle Idee jene unſchuldsvollen, kaum erblühten Hindumädchen beſtimmt, ſich dem unbekannten Schickſal der fremden Männer anzuſchließen?

Der ganze, bald genug bekannt werdende Vorgang entbehrte nicht eines romanhaften Hintergrundes. Unſere beiden engliſchen Matroſen, welche die Leichenverbrennung vom Deck aus beobachtet hatten und kurz vor Abgang unſeres Schiffes der geheiligten Stätte näher als bisher gekommen waren, hatten die beiden trauernden Mädchen bemerkt, wie ſie weinend in die Flammen blickten, welche die Ueberreſte theurer Angehöriger, vielleicht der eigenen Eltern, in Aſche verwandelten. Von tiefem

Mitleid ergriffen, wie es gerade der rauhe Seefahrer oft empfindet, und das ihn leichter als den kühl denkenden Landbewohner fortreißt, hatten die beiden Engländer sich jenen schicksalsgeprüften Hindumädchen genähert und ihnen die Hände zum Zeichen der Theilnahme entgegen gestreckt. Einen Moment nur hatten deren tiefe wundervolle Blicke auf den beiden unbekannten Männern geruht, dann war ihr Entschluß gefaßt, denselben willenlos zu folgen.

Anerkennend sei hier das tadellose Benehmen der ganzen Besatzung erwähnt, die doch sicherlich manchen unlauteren Charakter in sich barg. Die beiden Mädchen wurden während der ganzen Fahrt mit einer rührenden Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelt. Kein beleidigender Blick traf die unschuldsvollen, herzigen Geschöpfe, und mancher Gegenstand, nach dem sich die Herzen der Mädchen sehnten, wanderte in ihren Besitz.

Unser Capitän, dem der Vorfall anfänglich wenig behagte, besaß ein viel zu echtes Seemannsherz, um den Urhebern lange zu grollen. So erreichten denn die reizenden Töchter des sagenreichen Indiens, nachdem wir dem Uebersegeltwerden im Kanal mit genauer Noth entgangen waren, wohlbehalten die englische Metropole.

Ob sie dort in ihrer neuen Heimath das erträumte Glück gefunden oder gleich den Tausenden ihrer europäischen Schwestern enttäuscht und verrathen zu Grunde gegangen sind? Wer kann es wissen!

Im Hafen von London wechselte die Winterthur ihren Besitzer und fuhr von diesem Augenblicke an unter englischer Flagge. Mein contractliches Verhältniß mit dem Capitän wurde dadurch gelöst. Als Passagier eines Dampfschiffes erreichte ich wenige Tage später wieder einmal die wohlbekannten Gestade meiner theuren Heimath. —

Mein ungeſtümer Hang zur Seefahrt hatte durch meine bisherige ſeemänniſche Thätigkeit wohl eine gewiſſe Befriedigung gefunden und meine Anſchauungen waren jetzt von allem phantaſtiſchem Ballaſt befreit. Klar und deutlich lag mein Lebensweg vor mir. Es bedurfte nicht des väterlichen Ausſpruchs: Junge ſei vernünftig! Was man ſein will, muß man ganz ſein! Nur zu klar hatte ich bereits erkannt, daß es unmöglich ſei, ohne wiſſenſchaftliches Studium das mir geſteckte Ziel zu erreichen. Die phyſiſche Kraft, die tüchtigſte Praxis iſt der durch Forſchertrieb immer mehr ausgebildeten Theorie unterſtellt und nur wo ſie beide Hand in Hand gehen, iſt ein gedeihliches Wirken möglich.

Als Rheder würde ich mein Schiff niemals einem Capitän anvertrauen, der nicht im Stande wäre, auch die unbedeutendſten praktiſchen Arbeiten an Bord ſelbſt auszuführen. Glücklicherweiſe hält ja unſere ſich täglich mehr entwickelnde Seemannsausbildung an dieſer Grundidee feſt. Die ſegensreichſte Ernte wird dieſer Ausſaat folgen. Sie wird den guten Ruf, den ſich der deutſche Seemann vermöge ſeiner vortrefflichen Charakteranlagen bei allen Schiffahrt treibenden Völkern der Erde langſam und mühevoll erworben, immer mehr befeſtigen und ſtärken.

Während eines Jahres beſuchte ich nun die Navigationsſchule in Altona. Sehr bald gewann ich das anfangs trocken erſcheinende Studium lieb. Je weiter ſich mein Blick erſchloß, deſto größer wurde meine Wißbegierde. Uebrigens galt es während dieſes Zeitraumes ſehr vieles zu erlernen, und wenn ich hier die hauptſächlichſten Gegenſtände anführe, ſo geſchieht es nur, um dem eingeweihten Leſer manches fernere Vorkommniß anſchaulicher darſtellen zu können. Die unter dem Vorſitz eines höheren däniſchen Marineofficiers gebildete Prüfungscommiſſion begann am 4. December 1855 ihre Examina über:

Kenntniß aller Cirkel, die man ſich auf der Himmelskugel denkt; von der eigenen Bewegung des Mondes und der Planeten, von dem Zuſammenhange zwiſchen der Uhrzeit und der Länge auf der Erde; von der wahren Sonnenzeit, Mittelzeit und der Zeit-Gleichung; von der Einrichtung des Nautical-Almanach's und der Planet-Tabellen. Vollſtändige Kenntniß der Art und Weiſe, wie der Sextant zu unterſuchen und zu berichtigen iſt und Fertigkeit, mit demſelben Winkel zwiſchen zwei Gegenſtänden zu meſſen. Kenntniß der wichtigſten Sternbilder, und Fähigkeit, die zu den Diſtance-Obſervationen dienlichen Sterne am Himmel zu finden. Die Höhe eines Himmelskörpers zu einer gegebenen Zeit zu berechnen. Fähigkeit, die Uhrzeit mittelſt der Höhe der Sonne oder eines Sternes zu berechnen.

Fähigkeit, den Gang einer Seeuhr zu unterſuchen, ſowohl auf dem Lande durch künſtlichen Horizont, als auf einer Reiſe durch Peilung von Punkten, deren Länge genau beſtimmt iſt; Kenntniß der Behandlung der Seeuhr und durch dieſelbe die Uhrzeit in Greenwich zu finden. Fähigkeit, die Uhrzeit in Greenwich aus der gemeſſenen Diſtance zwiſchen dem Monde und der Sonne oder zwiſchen dem Monde und einem Sterne oder Planeten zu berechnen, wenn die Höhen zugleich gemeſſen ſind.

Fähigkeit, die Länge und Breite zu finden.

Ich könnte noch weitere hierher gehörende nautiſche Prüfungsgegenſtände aufzählen, aber ich fürchte vor allem die Geduld des geehrten Leſers zu erſchöpfen und ſolchen unverzeihlichen „Obſervationsfehler“ möchte ich gar zu gerne vermeiden.

Wenn ſich auch die Nautik ſeit jener Zeit weſentlich entwickelt und manches aus unſerem Syſteme verworfen hat, ſo möge doch kein moderner Seefahrer beim Leſen dieſer Zeilen die Naſe rümpfen oder mitleidig lächeln. Er darf ſich mit der Verſicherung begnügen, daß wir ſchon damals ſehr genau jeden Seeweg zu verfolgen im Stande waren, niemals unſer Ziel verfehlten und wie der heimathliche Volksmund ſo verſtändnißvoll ausdrückt: „Keenen Buern in de Finſter loopen ſünd.“ — Von der Prüfungscommiſſion empfing der Matroſe Alfred Friedrich Tetens ſein Steuermannszeugniß mit dem Charakter „Gut beſtanden“ in deutſcher und däniſcher Sprache ausgeſtellt. Immer deutlicher lag nun mein Lebensweg vor mir. Mein höchſter Ehrgeiz einſtmals als Capitän ein mir anvertrautes Schiff durch die Weltmeere zu führen, erhielt immer neue Nahrung. Um nun nicht unzeitig in meinem Cours gehindert zu werden, hielt ich es für gerathen, meine Militärpflicht gegen Dänemark zu erfüllen, wie jeder dienſttaugliche Schleswig-Holſteiner damals zu thun gezwungen war.

In Folge einer Verfügung der däniſchen Militärbehörde war ich im Jahre 1855 für die däniſche Marine „auskommandirt“ und hatte mich Ende April beim Oberkommando in Kopenhagen zu melden. Mit ſchwerem Herzen folgte ich dieſer Weiſung. Nachdem mir jedoch am Beſtimmungsorte eröffnet wurde, daß ich von nun an zur Beſatzung der Korvette Najaden gehöre, die beſtimmt ſei, eine Uebungsreiſe nach Weſtindien, Braſilien ꝛc. zu machen, kehrte mein Frohſinn wieder. Für einen Seemann, der bereits die Weltmeere durchkreuzt hat und immer Neues ſehen will, war das monotone in Dänemark übliche „Oſtſee-Manöver“ gewiß keine verlockende Ausſicht.

Nachdem Admiral Steen Bille die Parade an Bord der Korvette abgenommen und ſeine Zufriedenheit ausgeſprochen

hatte, verließen wir am 2. Mai die Rhede von Kopenhagen und ſteuerten mit friſchem, fröhlichem Muthe unſerem fernen Ziele entgegen. Es war ein herrlicher Tag. Das klare weite Himmelszelt prangte in einem ſo tiefen Blau, wie es nur ſelten den nordiſchen Horizont färbt. Unſer entzückter Blick ſchweifte weit hinaus. Es ſchien, als ob plötzlich die wunderbare Pracht der Tropen vor uns auftauche. Das neckiſche Spiel der farbenſchimmernden bewegten Wellen erhöhte dieſe beſtrickende Illuſion. Die unter dem herrlichen ſceniſchen Eindruck begonnene, vielverheißende Reiſe täuſchte unſere Erwartungen nicht. Noch heute, nach Verlauf vieler Jahre denke ich mit großem Vergnügen an jede Einzelheit derſelben zurück. Ich ſehe das raſche, von Ehrgeiz und militäriſcher Ordnung lebhaft unterſtützte Manövriren ſo klar und deutlich vor mir, als habe ſoeben erſt der Kommandeur ſeine kurzen Befehle gegeben. War auch der Dienſt an Bord eines Kriegsſchiffes naturgemäß recht abweichend von dem auf Kauffahrern, ſo erlernte ich doch alles Erforderliche gleichſam im Fluge. Mein Eifer und ich darf wohl ohne Anmaßung hinzufügen, auch meine Fähigkeit, jedes Ding am richtigen Ende anzufaſſen, blieb nicht unbeachtet.

Sehr raſch durchlief ich die untergeordneten Chargen und kam der erſehnten Stufe immer näher. Als Führer der Gig des Capitäns hätte ich mein Leben daran geſetzt, kein anderes Boot an dem unſrigen vorüber rudern zu laſſen. Der Verſuch wurde zwar oft von meinen Gegnern mit achtungswerther Energie unternommen, aber meine geſtählten Muskeln zeigten dann eine ſo erfreuliche Spannkraft, daß mir der Sieg zur Freude meines Capitäns niemals entriſſen wurde.

Bald avancirte ich zum Capitän vom „Groß Topp“. Nicht nur die mannigfachen Arbeiten in der Takelage, auch alle Befehle, die ſich auf Leeſegel ſetzen, Böte ausſetzen, erſtreckten,

waren meiner unmittelbaren Direktion unterstellt. Wer nie in einem streng disciplinirten Verhältniß gestanden, der kann wohl kaum begreifen, ein wie bestrickender Reiz der exacten minutiösen Ausführung des gegebenen Befehls innewohnt.

Die höchste militärische Ehre, die mir an Bord der Korvette erwiesen wurde, bestand in meiner Anstellung bei der Kanone Nr. 7. — Nur ganz Bevorzugte erhielten bei der ersten Fahrt eine artilleristische Ausbildung.

Diese neue, auf Kauffahrern nicht vorkommende Beschäftigung nahm meine Aufmerksamkeit derart in Anspruch, daß ich das Exercitium bei den Geschützen sehr bald inne hatte und das meinige gleich dem erfahrensten Feuerwerker zu bedienen im Stande war. Beim Abfeuern meiner mir anvertrauten Nr. 7 geriethen meine Nerven in eine nie geahnte Erregung, aber kaum war der donnernde Schall dem Rohre entfahren und krachte über die weite spiegelglatte Geschoßbahn, da empfand ich eine wahrhaft kindliche Freude.

Ich konnte ja nicht ahnen, daß acht Jahre später dasselbe Geschütz gegen mein Vaterland und seine heldenmüthigen Vertheidiger gerichtet werden würde. Nach dem Geschützbedienen wurden wir auch in dem Gebrauch der anderen Waffen unterrichtet. Wenn unser Bajonettiren, Fechten mit dem Säbel, Gewehr-, sowie das Pistolenschießen auch keinen Anspruch auf eine besondere Leistung erheben konnte, so wurden wir doch so weit mit den Waffen vertraut, um bei vorkommender Gelegenheit wirksamen Gebrauch von denselben machen zu können.

Wenige Jahre später war ich sehr oft in die zwingende Nothwendigkeit versetzt, mein Leben mit der Waffe in der Hand zu vertheidigen; so habe ich meiner militärischen Ausbildung auf dem Schiffe unendlich viel zu danken. Ohne sie würde mir sicherlich die Veröffentlichung meiner Erlebnisse erspart

geblieben ſein, und das wäre allerdings kein zu unterſchätzendes Vergnügen geweſen, aber ich fühle mich doch heute in meinem lieben mächtigen Vaterlande in meinem ſicheren Heim bedeutend wohler, als wenn meine Knochen jetzt vielleicht am Geſtade der Palau-Inſeln bleichten, oder den Kindern der Einwohner von Yap als Spielzeug dienten. Jedenfalls ſollte es kein Seefahrer unterlaſſen, ſich im Gebrauch der verſchiedenen Waffen zu üben.

Unſere Beſatzung durfte mit der Behandlung von ſeiten der Offiziere Anfangs zufrieden ſein. Mancher meiner holſteiniſchen Kameraden hatte ſeine urſprüngliche Beſorgniß, Hannemann würde die Tyſken gehörig vornehmen, bald verworfen.

Leider ſollte ſich dieſe Befürchtung am Schluſſe der Reiſe beſtätigen. Es kam immer einmal eine Gelegenheit, wo man die „Stiefkinder“ die brutale Behandlung ihrer unnatürlichen Eltern fühlen ließ. Ich könnte mich ſogar einer ehrenden Bevorzugung abſeiten der däniſchen Offiziere rühmen. Freilich war ich auch ſtets bemüht, durch unverdroſſene Dienſtleiſtung und freundliches Entgegenkommen ihre Zufriedenheit zu erlangen. Unter den däniſchen Offizieren befanden ſich auch mehrere engliſche Kameraden an Bord der Korvette, mit denen ich näher bekannt wurde. Von dieſen engliſchen Offizieren war es namentlich Mr. Busby, der mich beim Abſchiede dringend erſuchte, ſeinen Einfluß anzurufen, für den Fall, daß ich entſchloſſen ſei, unter engliſcher Flagge zu fahren.

Während unſerer Reiſe, auf welcher wir die Häfen von St. Thomas, St. Croix, St. Jean, Bahia, Rio de Janeiro, Santos, Montevideo, Buenos-Ayres anliefen, war das Zuſammentreffen mit einem fremdländiſchen Kriegsſchiffe ſtets unſer größtes Vergnügen. Das Beſtreben, die Gewandtheit und Manövrirfertigkeit des Gegners zu übertrumpfen, gehört zu den

vornehmſten Eigenſchaften des Seefahrers. Ohne Kommando ſetzt jeder ſeine ganze Kraft und Geſchicklichkeit ein. Es beginnt ein heißer Wettſtreit, bei dem die Glieder nicht geſchont, keine Schmerzen beachtet werden.

Wer bei ſolcher Gelegenheit im Eifer der geſtellten Aufgabe zufällig aus den Raaen purzelt, ſich ein paar Rippen verknarzt, den Arm bricht oder ſonſtige Extravaganzen treibt, der wird zwar dem mürriſchen Blick des Kommandirenden begegnen, im übrigen aber ſo ehrenvoll behandelt werden, als ob er auf dem Kampfplatz gefallen wäre. Trotzdem habe ich ſtets danach geſtrebt, dem zu entgehen und ich freue mich noch heute nicht wenig, daß ich jener zweifelhaften Ehrenbezeugung auf der Najaden glücklich entronnen bin. Mein militäriſcher Corpsgeiſt verlangt hier die Bemerkung, daß wir bei allen Concurrenz-Manövern gegen die verſchiedenſten Flaggen den Danebrog ſtets zum Siege führten, aber es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß es zum größten Theile echt deutſche Jungens waren, die ſich dieſen idealen Erfolg zuſchreiben durften.

Es gehörte ja in jener Zeit noch zu den echt deutſchen Eigenthümlichkeiten, am liebſten unter fremder Flagge das Heil zu verſuchen. Wie viel deutſche Kraft und Intelligenz dem Mutterlande auf dem Waſſer verloren gegangen iſt, davon hat nur der ältere Seemann einen annähernden Begriff. Der Verluſt jener Kräfte wäre noch zu ertragen, wenn er nicht auch gleichzeitig die Macht unſerer handeltreibenden Concurrenz ſo weſentlich vergrößert hätte. Die maritimen Poſitionen, welche wir uns nach unſerer Erhebung von 1870/71 im Intereſſe des Handels mühſam errungen haben und noch erringen müſſen, ſind theilweiſe von deutſchen Händen gegründet. Gott ſei Dank, daß endlich die Zeit gekommen iſt, wo der deutſchen Flagge die

langentbehrte Achtung erwieſen wird und Deutſchland eine würdige Stellung auf dem Meere einnimmt.

Spirituoſen waren an Bord der Najaden ſtrenge verboten, aber ein kräftiger Trunk auf See iſt namentlich für den älteren Seemann eine ſo verführeriſche Erquickung, daß er oft gegen die ſtrenge Vorſchrift verſtößt und jede Gelegenheit zur Erlangung des verbotenen Getränks benutzt.

Die Korvette ſollte in wenigen Stunden den Hafen von St. Croix verlaſſen, ich wurde als Ordonnanz ernannt und hatte den Auftrag an Land zu fahren und noch etwa eingegangene Befehle oder Schriftſtücke für den Kommandeur zu empfangen. In dem Augenblicke, als ich ins Boot ſtieg, erhielt ich von einem Unteroffizier den leiſe geflüſterten Befehl, ihm zwei Flaſchen alten Rum zu beſorgen, aber gut zu verſtecken. Ich verſuchte zwar den gefahrvollen Auftrag abzulehnen, erhielt aber nochmals eine ſo ſtrenge Weiſung zu gehorchen, daß ich ſtillſchweigend einwilligte. Die letzten Worte meines verführeriſchen Vorgeſetzten:

„Nur recht ſchlau, dann geht's ſehr leicht", vergrößerten nur meine Sorge.

Schweren Herzens ſtieß ich vom Schiffe ab und erreichte nach einem viertelſtündigen ſcharfen Rudern die Douane. Meine amtliche Function war raſch erfüllt; jetzt galt es, dem Befehle des Unteroffiziers nachzukommen. Hart am Strande in unmittelbarer Nähe des kleinen Regierungsgebäudes befand ſich die Handlung, in welcher ich zwei Flaſchen des koſtbaren Rums käuflich erſtand. Ahnungslos nahm ich dieſelben unter den Arm und eilte damit zum Strande. Die Konterbande einfach im Boot verſtecken, ſchien mir nicht ſchlau genug. Ich beſchloß alſo, die zwei Flaſchen an einer Doppelleine zu befeſtigen, ins Waſſer zu verſenken und dann, für kein menſchliches Auge

ſichtbar, einfach hinter dem Boot herzuſchleppen. Ein ingeniöſer Plan, deſſen Gelingen mir ſo ſicher erſchien, daß ich furchtlos meine Rückreiſe begann.

Ich hatte bereits meine Documente dem Nächſtkommandirenden eingehändigt und wollte mich ſorglos entfernen, als der ſonderbare Befehl des Officiers erſchallte:

„Boot unterſuchen!“

Ich ſtand auf meinem Fleck wie gebannt. Was war das? Drei Chargirte hatten den Befehl eiligſt erfüllt, konnten aber zu meiner geheimen Freude nicht das geringſte entdecken, was gegen Ordnung und Geſetz verſtieß. Natürlich! Auf meine Schlauheit war Niemand vorbereitet. Aber ach! Wie vergänglich iſt die Freude! Wie bald ſollte der Jammer folgen!

Mit ſtürmiſch klopfendem Herzen ſah ich dem eigenartigen Beginnen der Mannſchaft zu. Eiſerne Haken wurden ins Boot gelaſſen und befeſtigt; dann erſcholl der ſchrillende Pfiff der Bootmannspfeife und mein kleines Fahrzeug flog aus ſeiner natürlichen Lage hinten am Heck hoch in die Luft. Je höher mein Boot ſtieg, deſto tiefer wünſchte ich in den Boden zu ſinken. Der Anblick war auch gar zu ſchrecklich. Genau vor dem Cajütenfenſter des Kommandeurs baumelten die verrätheriſchen Rumflaſchen, als freuten ſie ſich königlich darüber, vor den Blicken des Geſtrengen paradiren zu dürfen. Im ſchmerzlichen Anblick vor dieſen beredten Zeugen war meine Schlauheit natürlich zu Ende; ich ſaß in der Schlinge; bei jedem Verſuch zu entſchlüpfen, mußte dieſe ſich nur feſter ziehen, das war mir trotz meines glänzenden Durchfalls vollkommen klar.

Ich hatte durchaus kein Verlangen, meinen Rücken für den däniſchen Unteroffizier zu opfern. Wahrheitsgetreu berichtete ich dem Kommandanten den Vorgang. Meine Unſchuld kam ebenſo klar ans Tageslicht wie meine Flaſchen; ich erhielt wohl

einen energiſchen Verweis, aber die entſetzlichen 3×9 Peitſchenhiebe blieben mir glücklicherweiſe erſpart. Die Strenge des Militärgeſetzes traf nur den Urheber; er wurde degradirt. Erſt ſpäter habe ich erfahren, auf welche Weiſe meine verrätheriſchen Rumflaſchen ſo raſch entdeckt werden konnten. Die Offiziere hatten vom Deck aus mein ſträfliches Beginnen mit ihren Ferngläſern ſehr genau beobachten können; ein Umſtand, den ich bei meiner Schlauheit nicht genügend berückſichtigt, und der dem rumſüchtigen Unteroffizier ſchon vor meiner Ankunft entſetzliche Qualen bereitet hatte. Zwiſchen mir und dem früheren Unterofficier entbrannte ein nie beendeter Rechtsſtreit um den Erſatz meiner Auslagen.

Beklagter beharrte bei ſeiner Entgegnung, daß ich meine Bezahlung nur von „dem“ beanſpruchen könne, der den Rum getrunken und da ich beſagten „dem“ weder entdecken konnte noch wollte, ſo ſchuldet mir eigentlich Dänemark bis zum heutigen Tage noch den Betrag für jene zwei Flaſchen Jamaica-Rum.

Wenige Tage ſpäter ereignete ſich ein Vorfall, der leider noch ungünſtiger verlief. Meine Landsleute litten unter dem Druck der däniſchen Unteroffiziere. Es exiſtirte jetzt entſchieden ein Unterſchied zwiſchen der Behandlung der däniſchen und der ſchleswig-holſteiniſchen Mannſchaft. Verſehen, welche bei den Dänen kaum beachtet wurden, beſtrafte man bei den Schleswig-Holſteinern ſehr empfindlich. Unter ſolchen Umſtänden war es natürlich, daß der erbitterte Deutſche nicht im Stande war, ſeinen Groll zu verbergen, ſondern, ſtatt die kleinen Chicanen zu ertragen oder an geeigneter Stelle zur Anzeige zu bringen, ſich ſein Recht auf eigne Weiſe zu verſchaffen ſuchte und dadurch den Vorgeſetzten noch mehr Grund zu Klagen gab.

So hatte ſich ein holſteiniſcher Kamerad bei einer außerdienſtlichen Gelegenheit einen ſehr ungeziemenden deutſchen Aus-

druck gegen den dänischen Unterofficier erlaubt, in der Meinung, daß dieser die deutsche Wendung nicht verstehe. Der Vorgang kam zur Anzeige, der Holsteiner gestand offen seine Schuld: ihm wurde trotz seiner bisher vorzüglichen Führung die außergewöhnlich harte Strafe von 27 Peitschenhieben zuerkannt. Wir Alle mußten Zeugen der entsetzlichen Execution sein. Der Verurtheilte wurde festgeschnallt und dann sausten die Schläge der sogenannten „neunschwänzigen Katze" auf den entblößten Rücken des Armen mit solcher Wucht nieder, daß das Blut thatsächlich zu Boden floß. Und doch gab der Gemarterte keinen Laut von sich. Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit verbiß er den wahnsinnigen Schmerz, um seine Geringschätzung gegen die Peiniger auszudrücken. Thränen traten in die Augen aller deutschen Zuschauer: sie fühlten mit ihrem Kameraden, in dessen Brust ein echt deutsches Herz schlug!

Die Korvette hatte ihre Aufgabe gelöst. Sie kehrte in die nordischen Gewässer zurück, vermochte aber den Ausgangshafen in Folge starken Eisgangs nicht zu erreichen. Wir waren somit gezwungen, in Arendal einzulaufen und erhielten bei späterer Ankunft in Kopenhagen unsere lang ersehnte Entlassung.

Ich empfing außerdem noch mein Steuermannspatent und hatte mit dieser einmaligen Reise meine Militärpflicht nach den gesetzlichen Bestimmungen gegen Dänemark vollkommen erfüllt. Ich war frei! Aber meine Freiheit diente nur meinem fortgesetzten Studium.

Am 10. Juli 1857 wurde mir vom Vorsitzenden der Bremer Steuermanns-Prüfungs-Commission ein Zeugniß eingehändigt, wonach ich „in der geographischen und astronomischen Steuermannskunst vorschriftsmäßig geprüft worden" und für fähig erachtet sei, als Untersteuermann auf weiten Reisen zu fungiren. Gestützt auf dieses amtliche Attest erhielt ich auf

dem Bremer Oſtindienfahrer „Lucy and Harriet“ eine Anſtellung als zweiter Steuermann. Unſer Schiff lag zur Zeit in Liverpool und mußte zunächſt unſere ganze in Bremen geheuerte Mannſchaft via Hull nach dort befördert werden.

Unſere aus Eiſenbahnſchienen beſtehende Ladung wurde dank jener praktiſchen Einrichtungen, welche jederzeit den engliſchen Handel unterſtützten, in wenigen Tagen übernommen und vorſchriftsmäßig geſtaut. Der Capitän, ein überaus liebenswürdiger, ſehr erfahrener Mann, hatte auf dieſen unſcheinbaren, aber äußerſt wichtigen Umſtand die größte Aufmerkſamkeit verwendet.

Iſt ſolche Ladung nur mangelhaft geſtaut, ſo geräth ſie bei verhältnißmäßig geringem Seegang ins Rollen und kann ſehr leicht den unabwendbaren Untergang des aus ſeinem Gleichgewicht gerathenen Fahrzeugs herbeiführen. Unſere Ladung war für Bombay beſtimmt.

Alſo ſchon zu jener Zeit, wo in deutſchen Landen die Eiſenbahnanlagen noch recht langſam ſich entwickelten, das eigentliche Schienennetz noch ſehr ſpärlich ausgebreitet war, begann das rührige England die Segnung dieſer culturellen Erfindung dem fernen Indien zuzuwenden. Entſprach dieſe civiliſatoriſche Beſtrebung auch nur ſeinem eigenen Intereſſe, ſo verdient doch die engliſche Initiative, indem ſie die idealen Momente förderte, unſere ganze Werthſchätzung. England hat den Segen ſeiner Anſtrengung nicht unverdient geerntet; es hat genugſam Pionirdienſte verrichtet, bevor es ſeinen enormen Reichthum, ſeinen bedeutenden Welthandel und Einfluß bei allen überſeeiſchen Völkern errang. England hat die Herrſchaft auf dem Meere ſtillſchweigend angetreten, ſeiner immer mächtiger ſich entwickelnder Flotte mußten ſich alle handeltreibenden Völker beugen, ſo

daß es ſchließlich als ein Eingriff in die Rechte Englands erſchien, wenn ſich eine fremde Flagge auf fernem Meere blicken ließ.

England hat unter allen Umſtänden ſein klares, vollbewußtes Ziel zum Wohle des Mutterlandes unbeirrt verfolgt; ihm galt die durch ſeine inſulare Lage bedingte Erkenntniß: die Größe eines Volkes wird durch ſeinen materiellen Beſitz beſtimmt.

Die Stadt Bombay, von einer herrlichen Bai umrahmt, gewährt einen wahrhaft entzückenden Anblick. Ihr Hafen darf als der ſchönſte und ſicherſte von ganz Oſtindien bezeichnet werden. Wohl in keinem anderen der Welt herrſcht ein lebhafteres, intereſſanteres Treiben. Die Flaggen aller Nationen ſind in dieſem Maſtenwald bemerkbar. Jede Schiffbauart iſt hier vertreten. Die Völker der Erde haben ſich hier zu einem Stelldichein verſammelt. In dem neuen Stadttheil herrſcht ein unbeſchreibliches Menſchengewühl, überall ein lebensgefährliches Haſten und Drängen. Betritt man den älteren Theil Bombays, wo noch die moderne Bauart ausgeſchloſſen und die Straßen kaum einen Meter breit angelegt ſind, ſo glaubt man eine vorſündfluthliche Stadt zu ſehen.

Früh Morgens erſcheinen die Parsees compradore in ihrem ſchneeweißen, bis zur Fußſpitze reichenden Talar an Bord und halten außer Milch und rohem Eis die wunderbarſten Früchte: Mangoſtan, Pommelos, Mangos, Apfelſinen, Bananen für weniges Geld feil. Wer einmal dieſe koſtbaren Früchte genoſſen, wird das europäiſche Gewächs als eine mißlungene Nachahmung bezeichnen.

Unmittelbar an die Stadt reiht ſich ein Kranz kleiner reizender Inſeln mit koſtbaren Villen und entzückenden Parkanlagen. Meilenweit erſtreckt ſich das von Nabobs und den Reichen aller Länder bewohnte Paradies; man wird nicht müde,

ſtundenlang auf den beſchatteten Fußwegen dahinzuwandern, die lebhafteſte Phantaſie wird von der Pracht dieſes Wundergartens übertroffen. Ein wahrhaft poeſievoller Zauber ruht auf dieſer verkörpert ſcheinenden Fata Morgana.

Schmucke Luſtkutter ſchaukelten ſich auf dem von dichtem Gebüſch eingeſchloſſenen Baſſin. Von hieraus erreichen die beneidenswerthen Bewohner die nahe Bai. So oft es nur meine Zeit erlaubte, habe ich das herrliche Stückchen Erde betrachtet. In den entfernten Theilen des Parkes trainiren zahlreiche Hindu die Elephanten ihrer Herren. Gegen Einhändigung eines geringen Geſchenkes veranlaßt der Wärter ſeinen klugen Zögling zu einer kleinen Privat-Vorſtellung, deren Hauptnummer das Emporheben beſtimmter Perſonen bildet. Auf ein gegebenes Zeichen umſchloß der Rüſſel des Elephanten meine Bruſt, hob mich leicht und ſicher empor, ſo daß ich mich recht bequem auf den hohen Rückenſitz niederlaſſen konnte. Auch die im Meerbuſen von Bombay unweit der Küſte liegende kleine Inſel Elephanta erregt die Aufmerkſamkeit des Beſchauers: nahe dem Landungsplatze bemerkt man noch die Ueberreſte eines in den Felſen gehauenen Elephanten in enormer Größe, nach welchem die Inſel genannt wird. Der im Innern des zweigipfeligen Berges aus Stein gemeißelte Felſentempel mit ſeinen zahlreichen in Fels gehauenen Koloſſal-Figuren giebt ein beredtes Zeugniß von der einſt hoch entwickelten Bildhauerkunſt der Inder; für die Hindu iſt dieſer theilweiſe zerſtörte Tempel ein beliebter Wallfahrtsort, während er für den Europäer den Endpunkt ſeiner Ausflüge und Picknicks bildet.

Wenngleich Calcutta, die Hauptſtadt des engliſch-indiſchen Kaiſerreiches, eine große Anzahl in europäiſchem Styl aufgeführter Prachtbauten, regelmäßige Straßenanlagen und hochintereſſante Sehenswürdigkeiten beſitzt, ſo ſteht ſie doch gegen

das weit günſtiger gelegene Bombay in jeder Beziehung zurück. Dennoch habe ich auch dort manch' unvergeßlichen Eindruck empfangen! Vor Allem ſind es die in der ſumpfreichen Umgegend Calcutta's von Einwohnern ſorgſam gepflegten Krokodile, welche die Neugierde eines jeden Europäers erregen. Das Krokodil iſt in Indien ein geheiligtes Thier. In feſtem Solde der Regierung ſtehende Wächter haben für die regelmäßige Nahrung dieſes gefräßigen Reptils zu ſorgen, lebende Ziegen werden dieſen häßlichen Thieren zu einer beſtimmten Zeit vorgeworfen, in wenigen Minuten iſt der Leckerbiſſen verſchwunden.

Sobald das dickköpfige Scheuſal ſeine Fütterung beendet, ſinkt es in ſeine ſchlammige Behauſung zurück und rührt ſich nur, wenn es neue Beute wittert. Bei einer meiner Wanderungen wünſchte ich das jenſeitige, von einem wohl zehn Schritte breiten Graben durchſchnittene Ufer zu betreten; ich hatte eine Stelle gewählt, wo anſcheinend dunkelbraune Stämme jenen Einſchnitt überbrückten, ſo daß ich mit wenigen Sprüngen das erſehnte Ziel erreichte. Als ich aber einen Blick zurückwarf und die weitgeöffneten Rachen der ermunterten Krokodile ſah, ſollte ich erkennen, welche gefahrvolle Brücke ich benutzt hatte. Obſchon ich jetzt zu einem ſtundenlangen Umweg gezwungen war, ertrug ich dieſe Anſtrengung lieber, als noch einmal über den Rücken der ſcheußlichen Thiere zu wandern.

Doch erinnere ich mich meiner eigentlichen Aufgabe; die Wunder Indien's ſind in ſo zahlreichen, vortrefflichen Büchern geſchildert, daß ich im Intereſſe des Leſers hier wohl darauf verzichten darf. Die Rückreiſe ging ohne nennenswerthe Vorkommniſſe von ſtatten.

An Stelle unſerer Eiſenbahnſchienen, die wir vorſchriftsmäßig im Hafen von Bombay löſchten, erhielten wir eine für Cronſtadt beſtimmte Ladung Baumwolle. Die engliſche Auf-

gabe war somit eine recht einfache. Es brachte die europäischen, vorzugsweise englischen Erzeugnisse dem überseeischen Consumenten direkt in's Haus und führte dessen Landesproducte an den besten europäischen Markt. Da beide Transactionen ohne jede fremde Mithülfe, also ohne Zwischenhandel geschlossen wurden, so war der englische Doppelgewinn, den ja eigentlich nur das deutsche Schiff und seine deutsche Besatzung erzielte, gewiß nicht unbedeutend.

Nachdem wir in dem russischen Hafen Anker geworfen und unsere Lucy and Harriett von ihrer Ladung befreit hatten, bot sich uns noch die willkommene Gelegenheit, die schöne Kaiserstadt St. Petersburg in Augenschein zu nehmen. Dieses Vergnügen wäre uns aber fast sehr theuer zu stehen gekommen, nur mit genauer Noth und harter Arbeit waren wir dem plötzlichen Einfrieren im Hafen von Cronstadt entronnen. Fünf Monate lang zwischen russischen Eisschollen eingeklemmt zu liegen, statt auf fernen sonnenbestrahlten Meeren zu segeln, ist gewiß keine verlockende Aussicht.

Trotz unseres rechtzeitigen Entfliehens wurden wir von einer wahrhaft sibirischen Kälte heimgesucht. Sieben Wochen mußten wir mit widrigen Winden kämpfen, bevor wir Helsingör erreichen konnten. Sturm und Kälte boten alles Mögliche auf, uns ihre Macht fühlen zu lassen; wahrscheinlich aus Rache weil ihnen die sichere Beute entrissen war. Unser liebenswürdiger Capitän erfüllte in Helsingör mein Entlassungsgesuch. Mein nächstes Ziel war London, wo ich mein Obersteuermannsexamen absolvirte und nach einer kurzen Zeit die Stelle als „Chief-Officer" an Bord des großen englischen Fregattschiffs Palmerston bekleidete. Jedenfalls verdanke ich die Erreichung dieser Stelle zum großen Theile der Empfehlung des liebenswürdigen Offiziers Mr. Busby, dessen Bekanntschaft ich seiner Zeit auf der dänischen Corvette Najaden zu machen Gelegenheit fand.

Wir wurden mit Maſchinen und Eiſenbahnmaterialien für die Scind-Railway Company befrachtet und ſollten in Kurrachee unſere werthvolle Ladung löſchen. Die Uebernahme dieſer ſchwer transportablen Gegenſtände, unter denen ſich zwei große Dampfkeſſel jeder im Gewicht von 23 tons, und außerdem vier vollkommene Locomotiven nebſt Tender befanden, war meiner ausſchließlichen Obhut unterſtellt. Es war, da wir nur auf unſeren Schiffsgear angewieſen waren, durchaus keine geringe Aufgabe, jene Coloſſe unbeſchädigt an Bord zu bringen, und erſt als die ſchweren Dinger ohne jeden unliebſamen Zwiſchenfall kunſtgerecht geſtaut waren, wurde es mir leichter um's Herz. Die Reiſe begann unter den ſchönſten Ausſichten.

Als Paſſagiere hatten wir zehn Officiere und Soldaten der indiſchen Armee an Bord, die auf höheren Befehl ihren Regimentern nachgeſchickt wurden. Erſtere waren gebildete, ihres Standes durchaus würdige Männer, was unter den Subalternen der damaligen engliſchen Armee entſchieden zur Ausnahme gehörte. Die Unterhaltung mit den Officieren war für mich in vielen Dingen recht lehrreich und höchſt unterhaltend. Selbſtverſtändlich wurde das Paſſiren der Linie als eine willkommene Gelegenheit für allerlei amüſante Ueberraſchungen und luſtige Matroſenſpäße benutzt. Das dankbare Auditorium wurde von unſeren lebensheiteren und liebenswürdigen Damen gebildet. Jedes kleinſte Vorkommniß auf dem Schiffe erregte ihre Aufmerkſamkeit im höchſten Grade. Im Reiz der Neuheit erſchien ihnen Alles hochintereſſant und wunderbar.

Eine beſondere Ueberraſchung wurde den Damen bereitet; ich überreichte ihnen ein Fernrohr, vor deſſen Objectivglas ein Haar horizontal geſpannt war. Wohin auch die überraſchte Beſchauerin das Glas richtete, ſtets ruhte ihr Blick auf der bewunderungswürdigen Linie.

„Wie wunderbar!“ begann die erſte Dame wohl ſcherzend, aber doch ziemlich unſicher, das Fernrohr ihrer Nachbarin reichend. Nun erſt eine echte, unverfälſchte Taufe mit allem ſeemänniſchen Raffinement. Wie hell erklang der Jubel der entzückten ladies, als die Taufopfer in die waſſergefüllten, breiten Kübel purzelten! Die Soldaten hielten es unter ihrer militäriſchen Würde, ſich dem ſeemänniſchen Gebrauche zu unterziehen, trotz aller erdenklichen Mühe lehnten ſie energiſch ab. Ich ließ nun vor Beginn der Taufe unbemerkt einige mit Waſſer gefüllte Behälter in den Maſtkorb ſchaffen, drei Matroſen wurden zur Bedienung dieſer Geſchütze kommandirt und hielten ſich in deren Nähe verſteckt.

Von dem Jubel der Damen und der eigenen Neugierde angelockt erſchienen die Soldaten in unmittelbarer Nähe des von mir beſtimmten Taufplatzes und weideten ſich an dem koſtbaren Anblick der Hineingefallenen. Vielleicht empfanden ſie in dieſem Augenblicke noch beſondere Freude darüber, dieſer naſſen Begrüßung entgangen zu ſein. Inmitten der ausgelaſſenen Freude aller Zuſchauer gab ich meinen Leuten im Maſtkorb einen Wink und im nächſten Moment ſtürzten die Waſſermaſſen auf die Widerſpenſtigen brauſend nieder. Der herzliche Freudenſchrei der Damen übertönte die Wuthausbrüche der begoſſenen Soldaten. Die Seeleute durften triumphiren. So ging es in Jubel und Freude vorwärts!

Aber auch der Himmel glaubte für eine neue Unterhaltung ſorgen zu müſſen. Die Reiſe war bislang ohne jede Störung verlaufen. Wind und Wetter zeigten ſich ſo überaus liebenswürdig und ruhig, daß Neptun eine Einförmigkeit befürchtete und uns in einer tiefdunklen, pechſchwarzen Nacht ziemlich unſanft daran erinnerte, daß wir nicht das glatte Parquet eines engliſchen Saales, ſondern nur ganz einfache Schiffsplanken unter den Füßen hätten.

Wir waren in die Nähe von Mauritius gekommen, als der heftige Orkan gegen uns hereinbrach und gleich beim erſten Anlauf unſer Groß- und Kreuzmaſt mit einer Leichtigkeit in die ſturmgepeitſchten raſenden Meereswogen geſchleudert wurde, als ob es keine centnerſchwere Maſſe, ſondern nur ein gewöhnliches Streichhölzchen geweſen wäre. Donnernd und heulend ſang das Meer ſein Sturmlied. Das ſtark belaſtete Schiff arbeitete und rollte in dieſer fürchterlich erregten Waſſermaſſe ſo ſchwer, daß, nachdem die Maſten mit einem nervenerſchütternden Gekrach über Bord gegangen waren, kein Tau mehr hielt. Die ſtärkſten Befeſtigungsmittel, armdicke Troſſen und Ketten, zerriſſen wie baumwollene Fäden. Mit der zunehmenden Heftigkeit des Orkans wurde unſer ſchwer heimgeſuchter Palmerſton immer unruhiger, ſo daß wir uns nur mit der größten Anſtrengung der über Bord fluthenden Sturzſeen erwehren konnten. Trotz der unverkennbaren Gefahr, in welcher ſich Schiff und Ladung befand, war es uns unmöglich, etwas Entſcheidendes für ihre Rettung zu thun.

Wir mußten uns damit begnügen, einige losgeriſſene Gegenſtände zu bergen, beſonders aber die über Bord hängenden Stängen zu entfernen, die noch vermittelſt der Takelage am Schiffe befeſtigt waren und ſehr leicht den Untergang desſelben herbeiführen konnten, und die Taue zu kappen. Die ganze Nacht verging mit dieſer mühſamen, höchſt gefahrvollen Anſtrengung. Wer von den Wellen über Bord geſchleudert oder von herabſtürzenden Gegenſtänden getroffen wurde, war dem ſicheren Tode verfallen. Trotz dieſer wenig verlockenden Ausſicht arbeitete Jeder mit einem unermüdlichen Eifer, und als das lang erſehnte Tageslicht zu dämmern begann, ſchien auch die äußerſte Gefahr verſchwunden.

Die trübe Morgenſonne beſchien das entſetzliche, dem See-

mann in's Herz ſchneidende Zerſtörungswerk des Sturmes. Welch' trauriger Anblick bot ſich dem Auge dar! Das ſchöne impoſante Schiff, welches noch vor wenigen Stunden mit ſeinen ſchlank emporragenden Maſten die Meereswogen ſpielend durchſchnitten, lag jetzt wie ein Adler, dem eine tückiſche Kugel die Schwingen zerſchmettert, ohnmächtig darnieder.

Dank der unausgeſetzten Anſtrengung der ganzen Mannſchaft war das Mißgeſchick, das uns betroffen, noch ſehr gnädig abgelaufen. Nur ein alter, ſehr intelligenter Hahn, der jahrelang der Liebling und Reiſebegleiter unſeres Capitäns geweſen, hatte zum letzten Male gekräht und fand unter den Trümmern der Taue und Segel ein gewaltſames Ende. Das treue, vom Sturm erſchreckte Thier hatte ſeine ſichere Stätte verlaſſen und war der Kommando verkündenden Stimme des Capitäns oben auf Deck gefolgt, als habe es ſich nach der Nähe ſeines geliebten Herrn geſehnt. Branko, der klügſte aller ſchifffahrenden Hähne, hatte ſeine unbezwingliche Sehnſucht mit dem Leben erkauft und fand nun ein ehrenvolles, naſſes Grab. —

Nach eingehender, für die Sicherheit des Schiffes gebotener Berathung wurde der Entſchluß gefaßt, Nothmaſten zu errichten, unſeren Cours ſtricte inne zu halten und die Fahrt nach Möglichkeit zu beſchleunigen. Schon nach Verlauf zweier Tage wurde unſere unausgeſetzte Anſtrengung mit Erfolg gekrönt. Unſer Palmerſton ging wieder unter Segel und konnte ſeinem urſprünglichen Beſtimmungsorte entgegen eilen.

Daß die Noth nicht nur Eiſen bricht, ſondern auch erfinderiſch macht und mehr als alle akademiſchen Regeln zur Ausbildung des Seemannes beiträgt, ſollten wir auf dem Palmerſton zur Genüge kennen lernen. Das Zeitalter des Dampfes hat ja für die ingeniöſe Selbſthülfe des Seglers nur ein geringes Verſtändniß. Sein techniſches Gefühl kennt nur Kohlenfeuer,

durch welches die Maſchine geſpeiſt wird, die dann ihr Tagewerk ableiert; ähnlich der Beſatzung, die, ſtreng genommen, auch nur eine maſchinelle, ſich ſtets gleichbleibende Thätigkeit zu vollbringen hat. Die Maſchine arbeitet mit ihrer ungeheuren Gewalt unbeugſam gegen die Woge; ſie kennt kein Laviren, ſondern nur ein trotzköpfiges Vorwärtshaſten, ein Biegen oder Brechen. Doch wie hülflos wird meiſtens der rauchende Koloß, wenn nur ein Stückchen Eiſen im complicirten Mechanismus ſeinen Dienſt verſagt! Kann ihn menſchliche Thätigkeit vom Untergange retten?

Anders beim Segler, bei dem oft Thatkraft, Geſchicklichkeit und Mannesmuth das unvermeidlich ſcheinende Schickſal abzuwenden im Stande ſind. Ferne ſei es von mir, die für den jetzigen Verkehr unbedingt erforderlichen Dampfſchiffe in ihrer Bedeutung ſchmälern zu wollen; allein die Poeſie des Seemannslebens, der ihm innewohnende beſtrickende Reiz, all die erhebenden Empfindungen, die unſere Seele beim Anblick des majeſtätiſchen Meeres bewegen, wohnen nur auf Segelſchiffen. Wer je vom Maſtkorb herab den Anblick des unabſehbaren, farbenſchillernden Meeres genoſſen, das in unbeſchreiblicher Herrlichkeit prangende, tiefblaue, tagelang unveränderliche Himmelszelt betrachtet, das geheimnißvolle Rauſchen und Flüſtern der leicht gekräuſelten Wellen vernommen, der hat gewiß empfunden, was meiner Feder nicht möglich iſt in Worte zu kleiden.

Doch zurück zu unſerem ſchwergeprüften Fahrzeug, das in ſeinem Theilnahme erweckenden Aufzuge nach wenigen Wochen den Hafen von Kurrachee glücklich erreichte. Die einzige Zerſtreuung, welche mir dieſe Stadt gewährte, beſtand in der Jagd auf Schildkröten, welche hier in großer Anzahl Nachts auf den Strand kommen. Die unbeholfenen großen Thiere ſind im Mondſchein ſehr leicht zu fangen, indem man ſie auf den Rücken wirft und mittelſt einer Leine in die Nähe des Bootes ſchleppt.

Eine große Anzahl Hindu-Soldaten wurde hier zur Ueberführung nach Bombay an Bord genommen. Das deutsche Auge konnte sich erst nach langer Betrachtung daran gewöhnen, daß es Soldaten vor sich habe. Möglich, daß die wohl ebenmäßig, aber sehr zierlich gebauten Gestalten, deren braune Hautfarbe alle Nüancen repräsentirt, im Dienste gegen Eingeborene sehr gut zu verwenden sind, aber ich glaube, daß sie im Kampfe mit einer europäischen Truppe unterliegen müßten.

Jedenfalls wird die englische Heeresleitung einem europäischen Gegner keine geschlossenen Hindu-Regimenter entgegenstellen dürfen, sondern ihre Reihen mit englischen Truppen mischen müssen.

Eine fröhliche Stimmung oder frische Ausgelassenheit, wie sie wohl meistens bei europäischen Soldaten, namentlich auf Märschen oder Fahrten zu bemerken ist, war unseren theilnahmlos dareinschauenden Hindus vollständig fremd. Wir waren durchaus nicht untröstlich, als sich die langweilige Gesellschaft in Bombay ebenso stillschweigend verabschiedete, wie sie gekommen war.

Nachdem unsere werthvolle Ladung an's Land gesetzt, das Schiff frei war, mußte zunächst für eine sachgemäße Ausbesserung, namentlich für eine Neubeschaffung unserer Masten gesorgt werden. Als dieses nach Verlauf mehrerer Wochen geschehen, unser Fahrzeug dann wieder im einstigen Schmucke prangte, war auch die Erinnerung an die durchlebten schweren Stunden verschwunden.

Ein neues Reiseziel, London, wurde uns nach Uebernahme einer Ladung Baumwolle gegeben. Mit froher, durch günstigen Wind verstärkter Hoffnung wandte sich der Palmerston zur Rückfahrt. Nicht allzulange sollten wir uns einer guten Fahrt erfreuen. Schwere Winterstürme beim Cap der guten Hoffnung

gemahnten gebieterisch an die Wandelbarkeit des seemännischen Lebens und stellten unsern zuverlässigen Palmerston wieder auf eine harte Probe. Während eines dieser aus N. W. über uns hereinbrechenden, fürchterlichen Stürme fand ein erwähnenswerther tragikomischer Vorfall statt, der uns inmitten der dräuendsten Gefahr zum Lachen zwang, und der sich noch heute in meiner Erinnerung lebhaft widerspiegelt. Der Sturm hatte nach stundenlangem, nervenerregendem Toben am Nachmittage seinen Höhepunkt erreicht. Eine himmelhohe Sturzsee machte das Schiff in seinen Fugen erbeben. Die Frontseite der Cajüte, die nach damaliger Bauart auf dem Verdeck oder vielmehr auf dem Quarterdeck errichtet war, wurde über Bord geschleudert, und fast alle Fenster in den Skylights zertrümmert. Keinen Widerstand mehr findend, hatten die zudringlichen Wassermassen ihren siegreichen Einzug gehalten und füllten den Cajütenraum bis zu einer nicht nur unangenehmen, sondern für seine derzeitigen Insassen geradezu lebensgefährlichen Höhe. Eine junge, der höheren englischen Aristokratie angehörende Dame hatte diesen reservirten Platz bis London mit ihrem kaum zweijährigen Töchterlein in Anspruch genommen.

Eine nicht zu bewältigende Sehnsucht trieb die entschlossene Engländerin zur fernen Heimath, und da sie sich von ihrem pausbackigen Baby nicht trennen wollte, so mußte es gleichfalls die Reise antreten. Trotz des anhaltenden Sturmes hatte die muthige Dame unsere bereitwillige Dienstleistung lächelnd abgelehnt. Sie war ja nicht nur ein Sprößling des ersten schifffahrttreibenden Volkes, sie war außerdem die Tochter eines hervorragenden Admirals; also durchaus mit dem nassen Elemente und seinen Gewohnheiten vertraut.

Plötzlich drang ein herzerschütternder Hilferuf aus der Cajüte. Im nächsten Moment waren wir Zeugen einer Situation,

die ſofort unſere ganze Geſchicklichkeit herausforderte. Die tückiſche See hatte der ahnungsloſen Mutter das geliebte Töchterlein vom Schooße geriſſen, und während jene wie eine aus Erz gegoſſene Statue auf dem Zuflucht verheißenden Tiſche ſtand, plätſcherte die ankerloſe Enkelin des Admirals wie ein gewöhnlicher Schreihals in dem neu geſchaffenen Waſſerbaſſin planlos umher.

Mit Blitzesſchnelle begann nun „die Jagd nach dem Kinde“, das, der magiſchen Gewalt des Waſſers gehorchend, einen minutenlangen Kreislauf zwiſchen Bänken und Stühlen vollführte, bald hier, bald dort auftauchte und ſtets wie ein glatter Aal unſeren Händen entſchlüpfte. Sicher hätten wir das treibende Töchterlein ſchon in der erſten Secunde geborgen, wenn uns nicht ein kaum glaublicher Zwiſchenfall daran gehindert hätte.

Eine neue Sturzwelle ſchlug in den Raum und traf unſeren Steward mit einer ſo rieſigen Wucht, daß er über den Cajütentiſch hinweg flog, einen Moment frei im Raume ſchwebte, und dann als willenloſes Werkzeug gegen eine proviſoriſch errichtete dünne Bretterwand der Cajüte geſchleudert ward. Krachend ging die Schutzwand in Trümmer. Auf ſolch ſchweres Wurfgeſchoß war ſie nicht eingerichtet. Die Zerſtörung war in einer ſo überaus komiſchen Weiſe erfolgt, daß ich, wenn ich es nicht mit eigenen Augen geſehen, ganz einfach nicht glauben würde. Ich kann dieſe drollige Scene nur andeuten, zu beſchreiben iſt ſie nicht.

Haſt Du, geehrter Leſer, ſchon einmal im Circus das verzerrte Pierrot-Antlitz geſchaut, wenn es plötzlich den papierbedeckten Reifen durchſtößt und ſich in dieſer zerfetzten Umrahmung zeigt? Natürlich! Nun, da haſt Du eine annähernd getreue Momentaufnahme von unſerem Steward, deſſen eiſenharter Schädel

eben ſo ſicher die Bretterwand durchſchlug und deſſen Kopf dann bis zum Halſe auf der andern Seite ſichtbar wurde.

Das Durchtreiben war nun einmal Dank des gepanzert ſcheinenden Schädels geſchehen und verhältnißmäßig günſtig verlaufen. Aber das Zurücktreiben! Ach, Du lieber Himmel! Das war einfach nicht möglich. Es gab kein Zurück. Der arme geängſtigte Steward brüllte daher wie ein hungriger Löwe. Seine Augen quollen aus ihren Höhlen und ſtierten hülfeflehend umher, ſonſt aber blieb er ſehr geduldig: denn bei der geringſten Anſtrengung, ſich aus dieſem fatalen, enganſchließenden Rahmen zu befreien, bohrten ſich die Holzſplitter wie Spieße immer tiefer in die empfindſamen Halswände und mußten die heftigen Schmerzen naturgemäß erhöhen.

Natürlich waren wir unabläſſig bemüht, die qualvolle Situation zu beenden. Kräftige Hände zerrten gewaltſam an Armen und Beinen, aber wir erreichten nur, daß ſich das löwenartige Gebrüll des Stewards verſtärkte und ſeine nicht ſehr zierlichen Füße ſo geſchickt hinten ausſchlugen, daß es Jedem rathſam ſchien, ſobald als möglich aus der Trittweite des raſenden Rolands zu flüchten.

Der einzige, vernünftige Retter aus der Noth war unſer Zimmermann, der ſchließlich mit einer Säge herbeieilte und den Kopf des Gepeinigten aus ſeiner hölzernen Behauſung langſam aber ſicher auf einen gewiſſen Umkreis herausſägte.

So hatten wir auch einen Menſchen geſehen, der thatſächlich mit dem Kopfe durch die Wand gerannt war. Beim Beginn dieſer unvergeßlichen Scene hatte ich das treibende Baby nicht aus den Augen verloren und in dem Augenblick, wo es abermals ſeine unfreiwillige Wanderung antreten wollte, gelang es mir, das eine runde Beinchen der kleinen Miß zu ergreifen, und ſomit konnte ich die paſſende Gelegenheit benutzen, den ganzen

Reſt dieſer unbeholfenen Waſſernymphe in's Trockendock zu ſchleppen.

Jeder vernünftige Menſch wird gewiß annehmen, daß das aufgefiſchte Baby in Folge ſeiner verſchiedenen Anſtrengungen und Unbehaglichkeiten nunmehr ermattet ſeinen Platzwechſel mit Freuden begrüßte, ſeine kräftig entwickelten Stimmmittel ſchonungsvoll behandelte. — Gott bewahre! Jetzt erſt recht ſtrampelten die kleinen Beinchen gewaltſam gegen unſere hülfeſpendenden Hände, als müßten ſie dieſem wenig lady-like Beginnen den gehörigen Nachdruck geben. Auch die Stimme der Dame hatte jetzt eine bedenkliche Höhe erreicht, allein die ganzen turneriſchen Körper-Krümmungen und Windungen, welche ſie auf dem Sopha des Kapitäns höchſt ungenirt vollführte, gaben ein beredtes Zeugniß ſowohl von ihrem kräftigen Organismus, als auch von ihrem ungemüthlichen Zuſtande.

Die inzwiſchen von ihrer Furcht befreite Mutter kam endlich zur Stelle; einen Moment ruhte ihr trauernder Blick auf dem Bilde, dann drang der energiſche Ruf von ihren Lippen:

„Lissy! Lissy, how shocking!“

Dieſer Zuruf wirkte wunderbar. Liſſy ließ nunmehr alles Ungemach ruhig über ſich ergehen; ſie ſchien das Aergſte ertragen zu wollen, nur nicht „shocking“. —

Unſeren ſechs Officieren wäre es in ihrem überflutheten Wohnraum faſt noch viel ſchlimmer ergangen. Nur mit genauer Noth waren ſie dem Ertrinken entronnen. Als die von dem naſſen Elemente Ueberfallenen auf Deck geborgen waren, konnte man auf ihren bleichen, verſtörten Geſichtern deutlich genug die Spuren der ausgeſtandenen Furcht bemerken, die uns ſofort zur ausgelaſſenſten Heiterkeit nöthigten.

Es wurde ſehr bald feſtgeſtellt, daß unſer Palmerſton abgeſehen von den kleinen Scherzen auf Deck, die Stätte der denk-

würdigen Vorſtellung unſeres Baby's und Steward's kerngeſund verlaſſen konnte und nur die Entfernung des Waſſers aus der Cajüte, ſowie die Verſtopfung der Skylights vermittelſt Segeltuch erforderte, um die alte, angenehme, fröhliche Stimmung an Bord ſofort wieder herzuſtellen.

London wurde glücklich erreicht, und kaum war die Ladung gelöſcht, meine amtlichen Functionen verrichtet, als ich in derſelben Eigenſchaft wie bisher, alſo als erſter Officier auf das engliſche Schiff Norwood verſetzt wurde.

2. Kapitel.

Und Stürme brauſen um die Wette,
Vom Meer auf's Land, vom Land auf's Meer,
Und bilden weithin eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.

Nach Neu-Seeland. — Deutſche und Engliſche Artillerie. — Zweifelhaftes Compliment. — Die Zeiten ändern ſich. — Auf der Tiger-Fährte. — Mein edler Fumbaſch. — Maſten über Bord. — Die Rattenfänger von Mauritius. — Engliſche Geſchichte. — Unter 300 Verbrechern. — Master by the Lords of the Committee. — Auf der Fuchsjagd. — Ueber Stock und Stein. — Halali im Graben. — Beim Schanzenbau. — Entſetzliche Paſſagiere. — Traurige Vergangenheit. — Ein menſchliches Rühren. — Ein Blick in das Verbrecherleben. —

Es galt die Ueberführung mehrerer von der engliſchen Regierung für Neu-Seeland beſtimmten Armſtrong-Feld-Batterien mit Munition und Bedienung.

Der deutſche Leſer, auch wenn er mit den Schiffseinrichtungen, wie überhaupt mit dem ganzen Seeleben vertraut iſt, wird ſich doch wohl kaum eine klare Vorſtellung von den Schwierigkeiten und mühevollen Einrichtungen machen können, welche eine ſolche Aufgabe erfordert. Die für eine engliſche Colonie beſtimmte Batterie weicht von der deutſchen Einrichtung ſo weſentlich ab, daß wir wohl einen Augenblick bei dieſer Betrachtung verweilen dürfen.

Wenn unſere deutſchen „Platzmacher“ mit ihrer zuverläſſigen „Bedienung“ in's Feld ziehen, dann giebt es an den Bahnhöfen wohl meiſtens einen rührenden Abſchied von der verſchämt dareinſchauenden Geliebten. Der Schleier, welcher

das ſüße Geheimniß der Liebe noch umhüllt, wird durch den obligaten Abſchiedskuß nicht gelüftet. Es wird Niemandem einfallen, amtlich feſtzuſtellen, ob die ſchmerzlich bewegte Dame auch wirklich zu der Gattung der „theuren Schweſter“, „verehrten Tante“ oder „liebenswürdigen Couſine“ gehört oder nicht. Discretion iſt hier ſelbſtverſtändlich.

Allein in England herrſcht noch ein weit rückſichtsvolleres Verfahren, hier wird das Band der Liebe weder getrennt, noch während der Zeit des Feldlebens unterbrochen. Die liebende Gattin, deren Beſitz ſich jeder ältere engliſche Soldat vollberechtigt erfreuen darf — ſoweit das eben nach menſchlicher Einrichtung möglich iſt — verläßt ihren theuren Gemahl nicht und wenn er auch in die entfernteſten Winkel der Erde verſchifft wird, ſie erträgt geduldig alle Anſtrengungen und Entbehrungen, wenn ſie nur in der Nähe des Mannes bleiben darf. Dieſe Anhänglichkeit mag ja nebenbei dem Soldaten manche Freude und Erheiterung bereiten, aber der Militärverwaltung bereitet ſie große Schwierigkeiten und koſtet nebenbei enorme Summen, denn nicht nur das theure Weib, ſondern auch der ganze oft ſehr zahlreiche Nachwuchs gehört ebenfalls zur activen Truppe. Die engliſche Regierung ertheilt übrigens nur einer gewiſſen Anzahl ihrer Soldaten die amtliche Ehe-Berechtigung. Die geſetzlich anerkannten Soldatenfrauen beziehen ſogar einen regelmäßigen Sold, der bei jedesmaligem Familienzuwachs entſprechend erhöht wird. Ihre Knaben werden militäriſch erzogen und namentlich zu Muſikern ausgebildet. Das ganze eigenartige Inſtitut der engliſchen Soldatenehe iſt übrigens nur aus Zweckmäßigkeitsgründen hervorgegangen, auf deren nähere Erörterung wir verzichten müſſen.

England mit ſeinen angeworbenen Soldaten kann dieſe mittelalterliche Einrichtung nicht aufgeben, weil ſich der Söldling

jetzt nicht mehr allein durch Geld bestimmen läßt. Der englische Soldat betrachtet den Platz, auf dem er sich gerade mit seiner Familie befindet, als seine Heimath. Gewiß eine sehr schätzenswerthe Eigenschaft. —

Also die zur Ladung gehörenden 300 Soldaten nebst ihren Frauen und Kindern wurden in Woolwich eingeschifft. Auch mehrere höhere Officiere, welche das Kommando führten, erfreuten sich der Begleitung ihrer Gemahlinnen; am Tage des Auslaufens kam auch noch eine Musikbande an Bord, die viel zur Unterhaltung auf dieser interessanten Reise beitrug. Mir jungem, lebenslustigen Manne machte das eigenartige, höchst unterhaltende Leben und Treiben auf dem Schiffe ganz besonderes Vergnügen, ich stand an hervorragender Stelle, der Capitän billigte stillschweigend meine Anordnungen, so daß ich mich eigentlich als Führer des Schiffes betrachten konnte.

Das unnahbare, gemessene Wesen der englischen Dame von Rang verschwindet auf hoher See vollständig, sie offenbart an Bord eines Schiffes meistens eine reizende Natürlichkeit und gewinnende Vertraulichkeit, wie ich sie bei keiner continentalen Vertreterin des schönen Geschlechts gefunden habe. — —

Als englisches Transportschiff besaßen wir auch das Recht, einen Wimpel führen zu dürfen, in Folge dessen wurde Alles so organisirt, als ob wir uns auf einem Kriegsschiffe befänden. Die Norwood machte eine vorzügliche Fahrt, und wünschte ihre decimirten Vorräthe auf den Capverdischen Inseln zu ergänzen; hier erhielten wir auch Alles, was dem Magen eines Seefahrers auf's höchste behagt: Geflügel, frisches Gemüse und prachtvolle Früchte.

Bei gutem Wetter wurde das Mittagsmahl auf Deck unter Assistenz einer heiteren Tafelmusik eingenommen, auch Spiele, Bälle und sogar Theatervorstellungen dienten zu unserer Unterhaltung, kurz und gut, es gab ein recht fröhliches Leben, das ich,

nur theilweiſe genießen durfte, weil ich für eine ſchnelle Reiſe zu ſorgen hatte. Aber ich fand einen Erſatz. Sobald es mir nur irgend dienlich erſchien, ließ ich alle Segel ſetzen; wenn dann unſer Schiff gleich einer Wolke über die klaren Meeresfluthen glitt, in raſender Eile dahin ſchnellte, dann wurde mir ſo recht wohl um mein Seemann's Herz und ich fühlte, daß alle Vergnügungen, mit denen ſich meine Umgebung unterhielt, doch nur recht kindliche ſeien. Die raſche Manövrirfähigkeit des Schiffes verdankte ich zum großen Theile auch den zu meiner Verfügung ſtehenden Soldaten, welche abwechſelnd regelmäßig mit auf Wache zogen und beim Manövriren des Schiffes hilfreiche Hand leiſten mußten. Auch eine Ueberraſchung ſehr ernſter Natur wurde uns eines Tages bereitet. Bevor wir eigentlich wußten, was geſchehen, war eine lang geplante Meuterei der Soldaten in vollem Gange; alle Ordnung, jede Disciplin verſchwunden, unſer Leben bedroht.

Einen Moment ſchien es, als ob wir die Herrſchaft über das Schiff verlieren müßten. Mit einer guten Waffe in der Hand iſt mir die Geſellſchaft eines Tigers weit angenehmer, als in der Umgebung einer zügelloſen, von gemeinſter Begierde entbrannten Menſchenmaſſe weilen zu müſſen. Wer die menſchliche Beſtie in ihrem rohen Gebahren, in ihrer ſinnloſen Zerſtörungswuth beobachtet hat, der wird meine Verehrung für das vierfüßige Raubthier gerechtfertigt finden.

Naturgemäß fehlt es der irregeführten Maſſe an Muth, ſo daß es mir mit einigen entſchloſſenen Seeleuten nach einem kurzen Kampfe gelang, die Rädelsführer ihrer wahnſinnigen Heerde zu entreißen und nach einem ſehr praktiſchen Schiffsgebrauch in Eiſen zu legen. Noch einmal zuckte es in dem aufrühreriſchen Haufen, er drang auf uns ein, um ſeine Führer zu befreien; aber unſere Revolver waren abermals zum Empfang bereit, in

Meuterei der engliſchen Soldaten.

Folge deſſen der drohende Angriff unterblieb und die geſtörte Ordnung wieder hergeſtellt wurde.

Zunächſt mußten ſämmtliche Soldaten ihre Waffen abliefern und durften das Zwiſchendeck ohne Erlaubniß nicht verlaſſen. Die zum Waffendepot gewordene Cajüte erhielt eine doppelte Bewachung, alle Sicherheitsmaßregeln wurden beobachtet und dann ſogleich ein Kriegsgericht gehalten. Das Urtheil desſelben kam erſt ſpäter zu meiner Kenntniß, darnach ſollte das Haupt der Rädelsführer nach Ankunft in dem Beſtimmungshafen erſchoſſen und jeder ſeiner vier unmittelbaren Genoſſen zu einer vierzehnjährigen Verbannung verurtheilt werden.

Eine Veranlaſſung zur Meuterei wurde nicht feſtgeſtellt, die urtheilsloſe Maſſe war den aufreizenden Führern blindlings gefolgt und dieſe hatten ihre ſelbſtſüchtige Abſicht mit keinem Worte verrathen. Ohne dieſe fünf ehrloſen Subjecte würden die 295 Männer wohl niemals ihre Pflicht verletzt haben, und ich bin bei aller Humanität doch der feſten Ueberzeugung, daß die härteſte Strafe, welche den die Maſſen in's Unglück ſtürzenden Rädelsführer trifft, noch immer zu gelinde iſt.

Wind und Wetter blieben uns immer günſtig. Schon am vierundſechszigſten Tage nach unſerer Abfahrt von England paſſirten wir ſüdlich die Länge von Melbourne und am achtzigſten Tage lag der Beſtimmungsort Auckland (Neu-Seeland) vor unſeren Blicken. Nahe der Einfahrt wehte es uns heftig entgegen, die am inneren Ende des Hafens von den vor Anker liegenden Schiffen gebildete Fahrſtraße war nur ſehr enge, aber ich ſetzte meinen Stolz darin, mit vollen Segeln hindurch zu kreuzen; bei der ſehr ſteif wehenden Briſe kein leichtes, aber prachtvolles Manöver, das mir ohne den geringſten Unfall glücklich gelang. Die Anker raſſelten zum Meeresgrund und

im nächſten Moment waren alle Segel Dank der willfährigen Hülfe unſerer Soldaten feſt.

Unſer geſchicktes Einlaufen war auf den dort ſtationirten engliſchen Kriegsſchiffen bemerkt worden. Sofort kamen mehrere Officiere an Bord, die unſeren Capitän in Anerkennung des brillanten Manövers herzlich beglückwünſchten und ſich in den ſchmeichelhafteſten Lobeserhebungen ergingen.

Unſer Capitän dankte in der liebenswürdigſten Weiſe, lehnte aber, indem er mich als den eigentlichen Urheber vorſtellte, jedes Lob als unverdient ab.

„Well Sir“, begann ſofort der älteſte jener Herren, mir die Hand reichend, „that was well done“!

Ich erwiderte den Druck der Hand und meinte, daß unſer Manöver wohl kaum eine ſo ehrende Auszeichnung verdiene. Einen Moment ſchien die Aufmerkſamkeit des freundlichen Offiziers auf eine andere Betrachtung gerichtet, wozu vielleicht meine fremdartige Ausſprache, oder meine vom engliſchen Typus abweichende Geſichtsbildung Veranlaſſung gab:

„Aber Sie ſind doch Engländer“, meinte jetzt der etwas betroffene Frager in Ermangelung eines geſchickten Ueberganges, „ein ſolches Manöver kennt man bei keiner anderen Nation!“

„Dennoch bin ich kein Engländer.“

„Nein! Kein Engländer? Nun dann ſind Sie es jedenfalls werth, Einer zu ſein!“

Ein ſolcher Ausſpruch galt zu jener Zeit unter den Seefahrern als das größte Compliment. Wohl wurde Hamburgs und Bremens Flagge auf allen Meeren verdientermaßen geſchätzt, aber erſt nachdem auch der deutſche Adler an unſeren Maſten flattert und ſeine Fittige über ein geſchloſſenes Deutſch-

land ausbreitet, hat jener engliſche Ausſpruch ſeine Berechtigung verloren.

Heute gilt die deutſche Theerjacke unter allen Nationen für voll und wenn ich auch als deutſcher Seefahrer oft genug den vaterländiſchen Rückhalt entbehrt habe, ſo danke ich doch dem Himmel, jene langerſehnte Wandlung noch erlebt zu haben.

Am Tage nach unſerer Landung waren ſelbſt die hervorragendſten Zeitungen voll des Lobes über unſer geſchicktes Einlaufen.

„Nur ſehr ſelten," ſchloß der enthuſiasmirte Berichterſtatter, „iſt ein Schiff, ſo vorzüglich geführt, in den Hafen hinein gekreuzt, wie die Norwood."

Nachdem wir unſere Paſſagiere und mannigfaltige Ladung vorſchriftsmäßig gelöſcht, wobei ſich ſogar ein anſehnlicher Ueberſchuß an der Kopfzahl herausſtellte, der wahrſcheinlich dem Albatros zu verdanken war, der hier zu Waſſer das Geſchäft unſeres Storches zu verſehen ſcheint, nahmen wir Ballaſt ein und richteten unſern Cours, Fracht ſuchend, nach Madras. Leider herrſchte hier zu jener Zeit eine große Geſchäftsloſigkeit, die eine zahlloſe Anzahl von Schiffen ebenfalls zur Unthätigkeit zwang.

Die Oſtküſte Hindoſtan's im Bengaliſchen Meerbuſen hinaufſegelnd, erblickten wir in der Ferne mehrere große Hindu-Pagoden und ankerten ſchließlich auf der Rhede von Madras, unſerem vorläufigen Beſtimmungsorte. Die größtentheils einförmige Küſte bietet dem Auge keinen allzu ſchönen Anblick.

Madras hat keinen Hafen, die Schiffe liegen vollſtändig der Dünung des offenen Meeres preisgegeben, ſchutzlos an der flachen Küſte vor Anker. In Folge dieſer ungünſtigen Lage rollen die Schiffe fortwährend ſehr ſtark und bereiten dem Löſchen und Laden große Schwierigkeiten. Die gegen die Küſte ſich

wälzende Dünung endet ſchließlich mit einer ſehr hohen Brandung, welche man bei jedesmaligem Landen zu paſſiren gezwungen iſt. Gewöhnliche Schiffsboote ſind außer Stande dieſe Brandung zu durchrudern: ſie würden unrettbar zertrümmert werden. Man hat daher beſondere, ſogenannte Brandungsboote (Surfboats) conſtruirt, welche ſehr groß ſind und von mindeſtens 10 kräftigen Eingeborenen gerudert werden. Einen überaus komiſchen Eindruck und Anblick gewährt das Paſſiren dieſer von Hindu bedienten Boote. Unmittelbar vor der Brandung wird der Lauf einen Augenblick gehemmt, die Ruderer beginnen zunächſt ein entſetzliches Geſchrei und Geplapper und ſetzen dann gleichmäßig ihre ganze Kraft ein, um die Brandung zu paſſiren. Auf beiden Seiten des Bootes ſtürzen ſich die hohen Brecher einher und drohen dasſelbe zu verſchlingen. Man ſteckt inmitten der ſchäumenden und ziſchenden Wogen, wie ſie ſonſt nur der ſtärkſte Teifun erzeugt, hört das Rauſchen der Brandung, ſieht undurchdringliche Dunſtmaſſen und gelangt doch nach wenigen Minuten trockenen Fußes auf den flachen Strand.

Hier iſt eine Signal-Station errichtet, welche den auf der Rhede liegenden Schiffen rechtzeitig Nachricht giebt von dem Herannahen eines Orkans. Sobald dieſe Meldung erfolgt, ſetzen die Schiffe ihre in Bereitſchaft gereſſten Segel, ſlippen ihre Ankerkette, woran ſich eine Boje befindet, und ſuchen zur Sicherheit des Schiffes ſchleunigſt die offene See zu erreichen. Auch wir kamen in dieſe wenig erfreuliche Lage, acht Tage auf offenem Meere im Kampfe mit dem Orkan herumzukreuzen, bevor wir unſere Ankerboje auf der Rhede wieder aufſuchen konnten.

Unſer Capitän war kein Freund von langem Ausharren. Abermals wurde der Cours verändert und dann nach Penang in der Malakka-Straße geſegelt. Das Glück war uns hier

günſtiger. Wir erhielten eine volle Ladung Zucker für London und kamen jetzt in die Stimmung, die landſchaftlichen Reize aufmerkſamer zu betrachten. Time is money, ſagt der Engländer und wir Deutſchen huldigen dieſer merkantiliſchen Regel in der zarteren Form: Erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen. — Penang, die hervorragendſte Stadt auf der Prince of Wales Inſel übt ſelbſt auf den an Naturſchönheiten gewöhnten Beſchauer einen angenehmen Eindruck, allein dem monatelang zwiſchen Himmel und Waſſer geſchaukelten Seemanne gewährt die pittoreske, mit üppiger Vegetation geſegnete, farbenſchimmernde Umrahmung einen beſonders erquickenden Anblick. Der ſogenannte Government-Hill, welcher die terraſſenartig erbaute Stadt krönt, bietet bei ſeiner regelmäßigen friſchen Briſe einen geſunden und zugleich angenehmen Aufenthalt.

Während in der tief gelegenen Stadt am Tage meiſt eine unerträgliche Hitze und Nachts eine empfindſame Kälte herrſcht, erfreut man ſich hier oben einer regelmäßigen, dem italieniſchen Klima ähnlichen Temperatur und genießt außerdem eine über die Malakkaſtraße hinausreichende, entzückende Fernſicht. Wie es kein Europäer verſäumt, dieſen köſtlichen Punkt in Augenſchein zu nehmen, ſo trat auch ich ſchon nach wenigen Tagen unſeres Aufenthalts in Geſellſchaft eines eingeborenen Führers den Aufſtieg an.

Ich darf ſogar nicht unerwähnt laſſen, daß dieſer intereſſante Ausflug mit Hülfe eines wohlbeleibten Pferdes ſtatt fand. Ganz gewiß fühlte ich mich auf der ſchwankendſten Raae bedeutend wohler als im Sattel, umſomehr da das mit meinem nicht unweſentlichen Körpergewicht belaſtete Thier ſehr oft die unverkennbare Neigung zeigte, ſich des unliebſamen Reiters entledigen zu wollen, eine Abſicht, die mir durchaus nicht behagte

und mich veranlaßte, mit allen Händen und Beinen, die mir zur Verfügung ſtanden, mich recht herzhaft anzuklammern.

Unter dieſen, meine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmenden Umſtänden bereitete mir der Morgenritt kein allzu großes Vergnügen, ich glaube auch dasſelbe von meiner immer langſam vorwärts ſchreitenden Roſinante verſichern zu dürfen, wenigſtens war ſie ſo eifrig mit Schnaufen und Keuchen beſchäftigt, daß ihr für andere Betrachtungen keine Zeit blieb. Endlich war das Plateau erreicht, allein der zaubervolle Anblick wurde mir durch das eigenthümliche Gebahren meines Führers weſentlich beeinträchtigt. Fumbaſch zitterte wie Eſpenlaub, blickte ängſtlich zu Boden und machte überhaupt den Eindruck, als ob ihm etwas außerordentlich Peinliches begegnet wäre. Ich ließ mich in meinen Betrachtungen erſt ſtören, als die Gemüthsſtimmung des erregten Führers durch jammernde Ausrufe erklärt wurde.

„O Herr, laßt uns fliehen, er iſt in unſerer Nähe! Seht hier die friſchen Spuren.“

Im erſten Augenblicke war ich der Anſicht, Fumbaſch ſei ein bischen übergeſchnappt, oder er wollte durch ein ſchlaues Manöver den vereinbarten Taglohn ſchon nach wenigen Stunden einkaſſiren. In beiden Fällen ſehnte ich mich nach voller Klarheit.

„Weshalb denn, mein theurer Fumbaſch,“ begann ich gemüthlich, „ſollen wir fliehen, wer iſt denn in unſerer Nähe und weſſen Spuren haben Deine Augen entdeckt?“

Fumbaſch blickte einen Moment zum Himmel, als müſſe er jetzt an meinem Verſtande zweifeln, er ſchüttelte dann traurig ſein Haupt und von ſeinen Lippen klang es ſeufzend:

„Der Schrecken Penang's, der blutdürſtigſte aller Tiger iſt in unſerer Nähe.“

In dieſem Augenblicke machte mein Gaul einen ſo reſpectablen Seitenſprung, als habe ihn nicht der convulſiviſche Druck meiner Stiefelabſätze, ſondern die unerhörte Mittheilung meines Begleiters dazu veranlaßt. Trotzdem hatte ſich mein gutmüthiges Thier ſehr raſch von dem erſten Eindruck erholt, was meinen empfindſameren Nerven leider nicht beſchieden war. Im Gegentheil; in der Magengegend war plötzlich eine heftige Erſchütterung fühlbar, aus der Bruſt rang ſich ein heißer Athem empor, meine Arme und Beine begannen ſehr eilige Schwingungen. War das Furcht? O nein, aber ein recht ungemüthlicher, noch nie empfundener Zuſtand war es ganz beſtimmt, faſt waffenlos, in Geſellſchaft keines ſehr muthigen Führers, fern von jeder Hülfe den Beſuch des gefürchteten Tigers zu empfangen oder gar unter ſeinen Krallen meine Seele aushauchen, darin erblickte ich keine beſondere Annehmlichkeit.

Jedenfalls erſchien es mir am gerathenſten, eine viel größere Ruhe zu zeigen, als ich ſie in Wirklichkeit beſaß; ohne dieſe harmloſe Liſt würde ſich Fumbaſch ganz gewiß bei der erſten Gelegenheit auf Nimmerwiederſehen empfohlen haben; ich hätte dann nicht einmal den Rückweg finden können. Ich zog daher meinen Revolver, drückte meine Mütze feſter auf's Haupt und ſteckte meine Pfeife in die Taſche, lauter Vorbereitungen, von denen ich hoffen durfte meinem Führer Zuverſicht einzuflößen. Aber Fumbaſch's Vertrauen war nicht gehoben, er begann abermals das alte Klagelied.

„Herr! Eure Tapferkeit iſt vergeblich, dieſes blutgierige Ungeheuer hat ſeit einem Jahre jeder menſchlichen Macht widerſtanden; nahezu hundert Menſchen hat das böſe Thier getödtet, es holt ſeine Opfer Nachts aus den Hütten der Einwohner, ſchleppt am hellen Tage die größten Büffel fort und trotz des großen Preiſes, den die Regierung auf den Kopf des Tigers

geſetzt, iſt es noch Niemandem gelungen, das grauſame Thier zu erlegen. Seht hier, da liegt der Schädel eines Menſchen, dort das Gerippe eines Thieres, überall Verwüſtung!"

Die Angaben meines Führers ließen ſich nicht beſtreiten; nicht nur, daß ich bei meiner verzeihlichen Neugierde verſchiedene Menſchenſchädel und einen anſehnlichen thieriſchen Knochenhügel vor mir ſah, ſo konnte ich auch an den ſchaurigen Ueberreſten genau erkennen, daß manche Zerſtörung erſt vor wenigen Stunden geſchehen ſei. Ebenſowenig wie man nicht ungeſtraft unter Palmen wandelt, konnte ich noch länger das herrliche Panorama des Government-Hill betrachten.

Mein Entſchluß war unter dieſen Umſtänden raſch gefaßt, eine innere Stimme rief mir ziemlich eifrig zu, daß ein Mitbewerben um den ausgeſchriebenen Preis gewiß nur den ſichern Erfolg haben würde, das Knochenlager des Tigers zu vergrößern und dazu hatte ich ſelbſtverſtändlich keine Neigung. Während des Rückmarſches wurden wir von einem ſtarken Gewitter überraſcht, das uns zu einem ſtundenlangen Verweilen in einer höhlenartigen Niederung zwang. Trotz des ſtrömenden Regens verweilte meine erregte Phantaſie noch immer bei dem berüchtigten Tiger, auf deſſen Territorium wir uns befanden. Jeder Donnerſchlag, der in der Ferne verhallte, erklang mir als das grollende Gebrüll des königlichen Raubthieres, bei jedem zuckenden Blitzſtrahl glaubte ich ſeinen beutegierigen Blick zu ſehen. Ich kann nicht ſagen, wie ich mich im Falle einer wirklichen Begegnung mit dem Tiger benommen hätte, ich weiß nur, daß die unſichtbare Gefahr ſehr lähmend auf meine Nerven wirkte und daß ich Gott dankte, endlich wieder in unbeſchädigtem Zuſtande die Stadt erreicht zu haben.

Fumbaſch wurde jetzt wieder ſehr redſelig und meinte natürlich nur mit Rückſicht auf eine beſondere Vergütung, daß

er es lebhaft bedauere, dem Tiger nicht begegnet zu ſein, da ich ganz gewiß der Mann ſei, der ihm den Garaus gemacht hätte. Fumbaſch's nachträgliches Vertrauen ehrte mich zwar ungemein, aber ich hatte klar genug erkannt, daß ich zum Tigertödten keine außergewöhnliche Anlage beſaß.

Uebrigens habe ich „meinen Tiger" noch viele Monate, natürlich nur im Geiſte, verfolgt und auch ſeinen durch Pulver und Blei herbeigeführten Tod erfahren. Der Aufenthalt in dem fruchtreifen Penang war mit der völligen Uebernahme unſerer Ladung beendet. Die Norwood wandte ſich wieder heimwärts.

Wochenlang von einer prachtvollen Fahrt begünſtigt, wurde ſie auf der Höhe von Mauritius von einem jener heftigen Orkane heimgeſucht, die unter den Schiffen eine grauſame Zerſtörung anrichten, welche der hervorragendſten Inſel des Indiſchen Oceans nicht zur beſonderen Empfehlung gereicht. Faſt ſcheint es, als ob die wüthenden Stürme den Zweck verfolgten, die finanzielle Lage der Inſel zu verbeſſern, indem ſie die beſchädigten Schiffe zum Anlaufen und Ausbeſſern zwingen. Auch die Norwood hatte Vieles opfern müſſen und war zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte zwecks Anſchaffung neuer Maſten und ſonſtiger von der See verſchlungener Gegenſtände verurtheilt.

Beſonders Angenehmes wüßte ich von Mauritius nicht zu berichten, unzählige Ratten ſpazieren hier mit einer Dreiſtigkeit herum, als wären ſie ganz allein Herren der Inſel, weder die einheimiſche Bevölkerung noch die eingewanderten indiſchen Kulis erſchweren die Exiſtenz dieſes häßlichen Ungeziefers, auch von den maſſenhaft auftretenden Inſecten, Skorpionen und Tauſendfüßlern hat man keine ſehr angenehme Unterhaltung zu gewärtigen; nur die Jagd auf wilde Schweine und Ziegen, welche zu Tauſenden in den nahen Bergen hauſen, bietet eine angenehme, dabei recht lohnende Abwechſelung.

Uebrigens beſitzt die Inſel einen ſehr fruchtbaren Boden, welcher ſeinen Bewohnern meiſt eine reiche Zuckerernte liefert; aber es fehlt der zum größten Theile aus Malayen, Madagaſſen, Ungern, Chineſen und Singaleſen beſtehenden Bevölkerung ein energiſches Streben, wodurch Mauritius ſehr leicht zu einer größeren Bedeutung, höheren Cultur und anſehnlicherem Reichthum gelangen könnte.

Wind und Wetter waren beim Antritt unſerer Weiterreiſe ſo vorzüglich, daß wir die unliebſame Verzögerung ſehr bald wieder ausgleichen konnten und doch wenigſtens eine ziemlich gute Reiſe verzeichnen durften. Die Zweckmäßigkeit unſeres Anlaufens von St. Helena habe ich nie recht begreifen können, es ſcheint die Annahme begründet, daß jeder engliſche Capitän zu jener Zeit es als eine patriotiſche Pflicht erachtete, die Inſel zu betreten, welche einſt dem gewaltigen Corſen zum Aufenthalt angewieſen war. Hier oben in der Meierei Longwood, die ich mit dem Capitän ſelbſtverſtändlich beſuchte, war das große Irrlicht erloſchen.

Eine eigenartige Empfindung hatte ſich meiner bemächtigt; unwillkürlich mußte ich an mein theures Vaterland denken, das jahrelang unter den Krallen des Eroberers geblutet, an all das Elend, das die Kriegsfackel auf deutſchen Boden geſchleudert — aber auch an die glorreiche Erhebung unſeres Volkes, das die Henkersketten gewaltſam geſprengt hatte.

Hat Ungarn ſeinen eigenen Globus, ſo hat England ſeine eigene Geſchichte, wenigſtens ſoweit ſie ſich auf die Niederwerfung Napoleon's bezieht. Selbſt mein allſeitig gebildeter Capitän wurde ungemüthlich, als ich Deutſchlands berechtigten Antheiles erwähnte. Die Engländer hätten bei Leipzig und Waterloo ganz allein gefochten; möglich daß noch Truppen anderer Staaten den entſcheidungsvollen Schlachten mit bei-

gewohnt, aber dieſem zufälligen Umſtande dürfe man keine allzugroße Bedeutung zuſchreiben.

Mit gewaltiger Anſtrengung gelang es mir, meine geſchichtlichen Verbeſſerungen zu verſchweigen, hoffentlich werden es mir die betheiligten Völker, deren Kriegsruhm ſo weſentlich geſchmälert ward, nicht mißdeuten, wenn ich meinem Vorgeſetzten gegenüber ein beredtes Schweigen beobachtete. Ich war recht froh, als uns die Norwood von dieſem hiſtoriſchen Punkte führte, da mit dem Verſchwinden der Verbannungs-Inſel auch jede geſchichtliche Auseinanderſetzung unterblieb.

Wem zu jener Zeit ein Fünkchen Nationalbewußtſein in ſeiner deutſchen Bruſt glimmte, der that wohl daran, ſich von allen möglichen und unmöglichen Dingen, nur nicht vom deutſchen Vaterlande, zu unterhalten, ein beleidigender Spott war ihm ſicher. Deutſchland war ja nur in der Idee, höchſtens noch auf der Karte vorhanden, und für dieſen ſprichwörtlich gewordenen geographiſchen Begriff ſollte der praktiſche Engländer Verſtändniß haben? Das war einfach undenkbar. —

Ohne weiteren Unfall wurde Englands Vorrathskammer, das mächtige London, erreicht. Noch bevor unſere Ladung gelöſcht, erhielt ich die Mittheilung, daß die Norwood abermals von der engliſchen Regierung gechartert und demnächſt eine Fracht zu befördern habe, wie ſie erfreulicher Weiſe nur ſehr ſelten am Markt iſt. Dreihundert Verbrecher ſollten ihrem Verbannungsort Freemantle in S. W. Auſtralien zugeführt werden; die Norwood hatte den Vorzug erhalten, dieſe unbehagliche Expedition auszuführen. Vorausſichtlich verging eine längere Zeit, bevor unſer Fahrzeug in der Verfaſſung war, dieſe geſchloſſene Geſellſchaft an Bord empfangen zu können.

Die Ausführung der geplanten Sicherheitsmaßregeln war zwar meiner Beaufſichtigung unterſtellt, aber ſie gewährte mir

angenehmer Weiſe noch ſo viele freie Zeit, um meine längſtgehegte Abſicht, das engliſche Capitänsdiplom zu erlangen, jetzt ausführen zu können. Wohlweislich hatte ich bei jeder Gelegenheit darnach geſtrebt, mir die für meinen Beruf erforderlichen Kenntniſſe anzueignen. Mein ganzes Sehnen und Trachten galt nur dieſer Beſtrebung und der väterlichen Mahnung: begnüge Dich nicht mit dem Erreichten, ſuche die höchſte Stufe, welche Deiner Lebensaufgabe beſchieden iſt, zu erſteigen.

Nach Beendigung des ziemlich umfangreichen Examens empfing ich mein Diplom, das zu jener Zeit von jedem Seefahrer hochgeſchätzt wurde, und das ich im Urtext dem geehrten Leſer hiermit unterbreite. Das auf Pergament-Papier ausgeführte Schriftſtück lautet:

By the Lords of the Committee of Privy Council for Trade.

Certificate of Competency

as

Master,

To Alfred Friedrich Tetens.

Whereas it has been reported to us that you have been found duly qualified to fulfil the duties of Master in the Merchant Service we do hereby in pursuance of the Merchant Shipping Act 1854 grant you this Certificate of Competency.

Given under the Seal of the Board of Trade, this twenty seventh day of December 1861.

By order of the Board
Registered

Alex. Johnson. *W. H. Walker.*

Entered at the General Register and Record Office of Seamen on the 28th. day of December 1861.

Edward Stone Coleman.

No. of Certificate 20, 243.
Address of Bearer 9 Burtian Road, Blackwall.
Date and Place of Birth 1835 Wilster, Denmark etc. etc. — —

Dieſes Dokument gehört noch immer zu meinen hervorragenden „Werthpapieren;“ wenn ich jetzt noch die im Laufe meiner Dienſtzeit von faſt allen Schifffahrt treibenden Staaten erworbenen Diplome durchblättere, macht mir das engliſche ſehr viele Freude. Nicht etwa weil daſſelbe am meiſten geſchätzt wurde, ſondern weil ich es mir unter den ſchwierigſten Verhältniſſen erworben habe. —

Mit meinem Certificat in der Taſche begab ich mich während einer vierzehntägigen Urlaubszeit zu einem Freunde in Bedfordshire, der zu Ehren des friſchgebackenen Capitäns natürlich eine engliſche Fuchsjagd anordnete. Die Frage meines Feſtgebers, ob er mich auch ruhig dem Sattel eines Vollblutpferdes anvertrauen dürfe, hätte mein ſportsmänniſches Gefühl kränken müſſen, wenn nicht plötzlich die Erinnerung an meine beinahe erlebte Tigerjagd in mir aufgetaucht wäre. Schade, daß der „ehrenwerthe“ Inder Fumbaſch nicht zugegen war, der mich unter ſehr ſchwierigen Verhältniſſen zu Pferde geſehen und mir trotzdem das glänzendſte Zeugniß ausgeſtellt hatte.

Ich beruhigte meinen ſarkaſtiſchen Freund in der verbindlichſten Form, unterließ die Erwähnung von meiner Tigerjagd ohne Tiger, um jede beleidigende Nüance fernzuhalten, und ſtieg mit der feſten Abſicht zu Pferde, dem Engländer einen glänzenden Beweis meiner Reitkunſt zu geben.

Es war ein klarer, ſchöner Wintertag. Die Sonne blickte ſo freundlich auf die berittenen Nimrode, als freue ſie ſich ſchon auf den glücklichen Ausgang unſerer mit großer Umſtändlichkeit in Scene geſetzten Jagd. Das ſchneefreie, ziemlich ſtark durchſchnittene Gebiet, in welchem Reineke ſein Winterquartier errichtet, war nach einem ſcharfen Trabe bald erreicht. Die unter den andauernden Sonnenſtrahlen ziemlich erweichte Erddecke geſtattete den Pferden keine ſchnellere Gangart, was ich im Grunde

meiner Seele nicht allzu ſehr bedauerte, dennoch ſchloß ich mich der Anſicht meiner ſämmtlichen Gefährten an und ſchimpfte in der landesüblichen aber nicht ſalonfähigen Weiſe wie ein Rohrſpatz über die Erweichung des Bodens.

Trotzdem hätte ich am allermeiſten Urſache gehabt, mit dieſer himmliſchen Gnade zufrieden zu ſein. Aubry, mein langbeiniger Fuchswallach, zeigte ſehr bald eine Unruhe, die mir das zu erwartende Vergnügen weſentlich ſchmälerte und die mich ſogar zwang, ihm meine ganze Aufmerkſamkeit zuzuwenden. In regelmäßigen Zwiſchenräumen warf mein Fuchs ſein Haupt ſo kraftvoll in den Nacken, daß auch ich mich verpflichtet fühlte, dieſe hochmüthige Bewegung ſchon immer ſecundenlang vorher auszuführen, um nur jede Colliſion mit dem Schädel Aubry's zu vermeiden.

Einer noch gefahrvolleren Liebhaberei meines halsſtarrigen Thieres muß ich erwähnen. Aubry zeigte unausgeſetzt das ſehr unbehagliche Verlangen, ſein kräftiges Gebiß mit meinen Beinen bekannt zu machen. Ob ihn der Unterſchied zwiſchen gewöhnlichen und ſeemänniſchen Oberſchenkeln reizte, oder ob er nur die Stärke meines Beinkleides unterſuchen wollte, weiß ich nicht beſtimmt. Das war mir übrigens auch höchſt gleichgültig, da ich weder das eine, noch das andere für erwünſcht hielt. —

Treiber und Meute hatten nach einiger Zeit die Anweſenheit der Fuchsfamilie in ihrem unterirdiſchen Heime ſignaliſirt; wir waren auf unſere Poſten geeilt und harrten geſpannt auf das vereinbarte Zeichen. Endlich war der Augenblick gekommen, wo Reineke in raſender Eile das Weite ſuchte und, ob zufällig oder berechnet, gerade meinen Weg kreuzte.

Aubry leiſtete dem Druck meiner Sporen über Gebühr Folge, griff nach Rennerart weit aus und brachte mich raſch

in die Nähe des vierbeinigen „Schlaumeiers“. Es hätte nur noch gefehlt, daß mein Pferd jetzt dem Zügel gefolgt, dann wäre ich ganz gewiß als Sieger hervorgegangen. So aber kümmerte ſich Aubry weder um meine Zügel noch um meine Beute, ſondern verfolgte, einmal Geſchmack am Durchgehen findend, ſeinen eigenen Weg. Genug beſchäftigt, mich nur auf der Höhe zu halten, harrte ich, wenn auch in ziemlicher Erregung, der Dinge, die da kommen ſollten und — aufrichtig geſagt — kommen mußten.

Mein unfolgſamer Renner ſtieg plötzlich kerzengerade empor, nahm unerwartet einen ziemlich breiten Graben, und bei dieſer Gelegenheit mußte ich mich wohl oder übel von ihm trennen. Englands jüngſter Maſter hatte die Segel geſtrichen, war regelrecht gekentert und auf Grund gerathen.

Wohl hatte die erweichte Erdkruſte die ganze Schwere meines Niedergangs weſentlich gedämpft, trotzdem war noch eine mehr als angenehme Erſchütterung für mich übrig geblieben. Während ich noch einen Moment über die Wandelbarkeit des menſchlichen Glückes im allgemeinen und über meinen Fall im ſpeciellen nachdachte, trollte der Urheber meiner Niederlage, der argliſtige Reineke, ganz gemächlich an mir vorüber, als habe er die Abſicht, mir für ſeine Rettung beſonders zu danken.

Dieſe beleidigende Form machte mich fuchswild; in Ermangelung einer Schießwaffe griff ich ſchleunigſt zur Erdſcholle und eröffnete ein leider erfolglos gebliebenes Bombardement gegen den frechen Geſellen. Ich hatte nun einmal kein Glück auf Jagden, noch viel weniger auf Pferden; wenn ich auch ohne Verletzung davon gekommen, einige ſehr angenehme Tage in der Familie meines Freundes verlebte, ſo war ich doch recht froh, als ich meiner alten Behauſung auf der Norwood wieder zurückgegeben war.

Auch dieſe Freude war mir getrübt, die für den bevorſtehenden Transport nothwendigen Einrichtungen waren nunmehr vollendet und verliehen unſerem harmloſen Schiffe ein unbehagliches, düſteres Anſehen. Der größere Theil des Zwiſchendecks war als Gefängnis eingerichtet und vermittelſt einer mit Schießſcharten verſehenen ſtarken Holzwand von dem übrigen Raume getrennt. Die große und die Vorderluke waren ringsherum mit dreizölligen eiſernen Stangen verſehen, durch die hier angebrachte recht ſchmale Thür konnte ſich zur Zeit nur ein Menſch mit großer Mühe hindurchzwängen.

Außer dieſer Vorſichtsmaßregel etablirte man oben auf dem Verdecke hinter dem Großmaſte eine ſtarke, die Breite des Schiffes umfaſſende Barrikade, ebenfalls mit einer ſchmalen Thür. Die aus zehn Soldaten beſtehende, mit ſcharf geladenen Gewehren verſehene, ununterbrochene Wache war auf der rückwärtigen Seite des Quarterdecks poſtirt. Vier nach vorne gerichtete, mit Kartätſchen geladene Kanonen, ſowie eine große Anzahl hier aufgehäufter Waffen gaben dem ganzen kriegeriſchen Bilde einen imponirenden Anblick, der ſeine beruhigende Wirkung nicht nur auf die Gefangenen, ſondern auch auf ihre Wächter hervorrief.

Außer unſerer aus 50 Mann beſtehenden Schiffsbeſatzung kamen noch 30 von der Regierung kommandirte Soldaten mit ihren Frauen und Kindern an Bord. In Erwartung der uns bevorſtehenden Aufgabe herrſchte natürlich eine ernſte Stimmung; das heitere, luſtige Treiben, wie es meiſtens beim Auslaufen eines Schiffes ſtattfindet, war hier nicht zu bemerken. Und dabei hatten wir die Schauder erregende Ladung noch nicht einmal geſehen, wie würde es erſt werden, wenn die 300 von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßenen Verbrecher unſerer Verantwortung übergeben wären!

Jedenfalls war die größte Vorſicht geboten; von Menſchen,

Ueberführung der Verbrecher auf das Schiff.

die ihr Leben verwirkt, Haß und Erbitterung gegen jede menſchliche Ordnung empfinden, war gewiß Alles zu erwarten. Es wurden daher unter dem gemeinſamen Schiffsperſonal Alarm-Signale für den Fall eines Angriffs vereinbart und immer wieder darauf hingewieſen, daß die Sicherheit Aller von der Wachſamkeit jedes Einzelnen abhänge.

Gegen Ende des Jahres 1863 verließen wir die Themſe, als wir dann nach wenigen Tagen jene 300 entſetzlichen Paſſagiere in Portsmouth aufgenommen hatten, wurde die Reiſe nach Auſtralien in Begleitung eines Regierungs-Arztes und Seelſorgers angetreten. Hatten wir uns im Geiſte den Anblick unſerer Ladung recht düſter ausgemalt, ſo zeigte die Wirklichkeit ein weit entſetzlicheres, herzerſchütterndes Bild. In einer langen, von Poliziſten begleiteten Doppelreihe kamen die mit ſtarken, eiſernen Ketten gefeſſelten Verbrecher an Bord. Ihr Anzug: braune Galeerenmütze, gelbe Jacke und Beinkleid, war aus dickem, groben, wollenen Stoff gefertigt und erhöhte den düſteren Eindruck. Auf faſt allen Geſichtern dieſer 300 verbannten Menſchen lagerte der unverkennbare Ausdruck des Verbrechers, auch nicht das leiſeſte Zeichen war bemerkbar, daß in der Bruſt dieſer Verſtoßenen noch eine menſchliche Regung vorhanden war. Ingrimm und Verbiſſenheit hatten die bleichen Geſichter durchfurcht, ein brutaler Trotz ſprach aus den unſtäten Blicken.

Wie viel grauſame Verbrechen hatten dieſe einſt zu allen Geſellſchaftsklaſſen gehörenden Menſchen begangen, eine wie große unſühnbare Schuld mußte der weltliche Richter bewieſen haben, bevor das harte Urtheil gefällt werden konnte. Wie manches Familien-Glück hatten dieſe von beſtialiſcher Begierde getriebenen Menſchen auf immer zertrümmert! Wie viel Thränen waren durch ſie vergoſſen!

Ein eiſiger Schauer durchrieſelte meinen Körper, unwill-

kürlich drang die Frage über meine Lippen: ſind das überhaupt noch Menſchen? Bald jedoch wurden dieſe Betrachtungen, welche der erſte Eindruck hervorgerufen, von einer mitleidsvollen Empfindung verdrängt. Der Gedanke, daß manches dieſer verlorenen Geſchöpfe durch eine unglückliche Verkettung erſt allmählich auf die laſterhafte Bahn geſchleudert, von unbedeutenden Verirrungen ſchließlich in den rettungsloſen Abgrund gerathen war, brach ſich Bahn und ich war feſt entſchloſſen, nach dem Schickſal einiger der markanteſten Geſtalten zu forſchen. Dieſe begreifliche Abſicht hat nicht nur meinen pſychologiſchen Blick weſentlich erweitert, ſie hat auch meine inſtinctive Vermuthung beſtätigt und den Beweis geliefert, daß ſelbſt dieſe verworfenen Geſchöpfe die Sehnſucht nach Buße empfinden und die Hoffnung auf eine himmliſche Vergebung in den geheimſten Falten ihres Herzens verbergen.

Theilnahmlos folgten die unglücklichen Geſchöpfe unſeren Weiſungen, ſie nahmen ihr beſchränktes Lager ohne jede Bemerkung ein und waren durchaus nicht von unſerer ſtrengen Vorſicht überraſcht. Nur manchmal, wenn ein Soldat oder Matroſe ſich erlaubte, einen ſelbſtändigen Befehl zu geben, oder die vorſchriftsmäßige Umgangsform verletzte, dann zuckte es wie ein Blitzſtrahl im Auge des Beleidigten, ein convulſiviſches Zittern bewegte ſeinen Körper, man konnte ſehr deutlich die nicht zu bewältigende, innere Empörung bemerken.

Ich hatte ſtrengen Befehl gegeben, jeden derartigen Anſtoß zu vermeiden, um die ohnehin ſchon ſehr mißliche Lage der armen Menſchen nicht noch unerträglicher zu geſtalten. Schon während der erſten Tage nach unſerer Abfahrt konnte ich die geſetzlichen Beſtimmungen weſentlich mildern, die Lage der Unglücklichen nach mancher Richtung verbeſſern. Hatte ich die unheildrohende Erbitterung der Verbrecher bemerkt, wenn ſie ſich

verletzt fühlten, ſo wurde ich jetzt von ihrer weichmüthigen Regung geradezu überraſcht.

Während eines meiner regelmäßigen Rundgänge in der Gefangenen-Abtheilung fühlte ich plötzlich meine Kniee von Händen umſchloſſen. Einer der jüngeren Gefangenen lag ſchluchzend zu meinen Füßen, und erſt nach langem, freundlichen Zureden erhielt ich eine Erklärung für ſein überraſchendes Benehmen. Ich ſehe noch heute den thränenvollen Blick des jungen Menſchen, höre noch ſeine halberſtickte Stimme, die eine auffallende Erregung bekundet.

„O, nein, nein, Capitän," kam es leiſe über ſeine Lippen, „laſſen Sie mich — zu Ihren Füßen muß ich Ihnen danken." —

Von dem eigenthümlichen Gebahren des Bittenden überraſcht, ſuchte ich ſo ſchonungsvoll wie möglich jede Dankbezeugung abzulehnen, erreichte aber nur die entgegengeſetzte Wirkung. Der junge Menſch, einſt zu den beſſeren Ständen gehörend, was Sprache und Benehmen verriethen und ſpätere Ergänzungen beſtätigten, bat immer flehentlicher.

„Bitte, Herr Capitän, nur einen Augenblick!" Der junge Mann hielt ſchluchzend inne, drückte ſeine Hand auf die Bruſt und fuhr dann betheuernd fort: „Hier drinnen wird es nicht früher ruhiger, hat ja jahrelang hartnäckig geſchwiegen, die furchtbarſten Vorkommniſſe haben ſeine Gangart nicht beſchleunigt, und jetzt in Ihrer Gegenwart, Herr Capitän, ſchlägt es ſo ſtürmiſch wie einſt, da ich noch frei von jeder Schuld, ein liebebeglücktes Heim, Eltern und Heimath beſaß. Aber ich verſtehe die Regung meines Herzens ſehr wohl. Sie, Herr Capitän, ſind der erſte Mann, der uns noch als menſchliche Geſchöpfe betrachtet, der nur Theilnahme zeigt und deſſen Auge noch nicht verachtend auf uns Ausgeſtoßenen ruht. O, Herr Capitän, wenn Sie wüßten, wie wohl das meinem Herzen thut, wie lebhaft auf

einmal längſt vergeſſene, beſeligende Bilder wieder von meiner Seele auftauchen, Sie würden dann meine Sehnſucht: Ihnen danken zu dürfen, begreifen."

„Wenn Sie mir eine Erkenntlichkeit beweiſen wollen, dann achten Sie auf Ihre Genoſſen, damit die vorgeſchriebene Ordnung niemals geſtört wird."

„Es ſoll ſicher geſchehen, Herr Capitän. Heute glaube ich auch verſichern zu dürfen, daß keine Unordnung vorkommen wird. Vor Beginn der Reiſe konnte man freilich manches ſchlimme Wort einiger unſerer roheſten Genoſſen hören."

„Können Sie mir dieſe Männer bezeichnen?"

„Verlangen Sie das nicht von mir, Herr Capitän; bemerken dieſe Männer, daß ſie beſonders beobachtet werden, dann wollen ſie erſt recht das unſinnigſte Unternehmen ausführen; unſtillbare Rache treibt ſie immer weiter. Mein geringer Einfluß würde dann nichts verhindern können, und wenn mir mein Leben auch nichts gilt, ſo möchte ich doch keine Handlung begehen, die unter uns als ehrlos gilt. Ja, Herr Capitän, wir ſprechen noch von Ehre, obſchon die meiſten meiner Genoſſen gegebenen Falls vor keinem Mord zurückſchrecken, aber ſie verabſcheuen den Verräther als das ſcheußlichſte Geſchöpf auf der Welt."

„So wollen Sie alſo verhindern, daß die berüchtigteſten Rädelsführer unſchädlich gemacht werden?"

„Es würde keinen Zweck haben, Herr Capitän, ja die Ordnung ganz beſtimmt ſtören. Schließen Sie dieſe fünf Männer beſonders ein, beſtrafen Sie ſie mit dem Tode, um ſo williger werden zehn Andere an ihre Stelle treten."

„Und wenn ich es trotzdem wünſche? Wenn ich an Ihre Dankbarkeit nicht glaube, bevor ich jene Namen erfahre?"

„So werde ich ſie Ihnen ſelbſtverſtändlich nennen, aber nicht hier; man hat mich ſchon argwöhniſch beobachtet, und nicht wahr, Herr Capitän, Sie ändern gegen Niemand Ihre bisherige Behandlung?“

„Nein, ich gebe mein Wort darauf.“

Erſt am dritten Tage nach dieſer Unterredung ließ ich den intereſſanten Gefangenen auf Deck beordern. Dieſe Verfügung konnte unter den Verbannten keinen Verdacht erregen, da ich dieſelbe Auszeichnung ſchon verſchiedenen Leuten, die ſich der Beſatzung gegenüber beſonders dienlich gezeigt, erwieſen hatte. Mein Schützling, deſſen Namen ich aus Rückſicht auf ſeine angeſehene Familie verſchweige, blickte ſecundenlang zum Himmel, eine leiſe Röthe bedeckte ſein regelmäßiges Geſicht, die lang entbehrte Fernſicht auf den wolkenloſen, unermeßlichen Horizont übte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf ſein Gemüth.

„Ich habe Sie rufen laſſen,“ begann ich einleitend, „um die Namen jener Leute zu erfahren; wir haben zwar keinen Anſchlag zu befürchten, denn wie Sie ſehen, ſind wir genügend vorbereitet, aber ich möchte doch gern ſchon jetzt die Leute kennen, die ſich mit Angriffsplänen befaſſen.“

„Geben Sie mir bitte Papier und Bleiſtift, ich werde Ihnen die Namen aufſchreiben.“

Nach wenigen Minuten erhielt ich das kleine Zettelchen, auf welchem die gewünſchten fünf Namen mit ſchöner Schrift verzeichnet waren.

„Hatten Sie nicht den Wunſch geäußert, als Schreiber an Bord beſchäftigt zu werden?“

„Ja, Herr Capitän, dieſes Nichtsthun quält mich entſetzlich.“

„So werden Sie von jetzt an täglich zu mir kommen und mit mir gemeinſam arbeiten. Dagegen erwarte ich, daß Sie

mir über die unter den Gefangenen herrſchende Stimmung wahrheitsgetreu berichten. Sie haben einſt eine beſſere Erziehung genoſſen und ſtehen geiſtig zu hoch, um mit jenen Menſchen völlige Gemeinſchaft machen zu dürfen."

„Ich danke Ihnen, Herr Capitän, für Ihre gute Meinung, aber es iſt zu ſpät, ich gehöre jetzt thatſächlich zu jenen rohen Menſchen: Alles, Alles, was mir einſt als ein Vorzug galt, iſt mir jetzt zur Laſt geworden. Je weniger dieſe Menſchen geiſtig entwickelt ſind, deſto weniger fühlen ſie die Schwere ihrer Lage; mich aber trifft das Schickſal viel grauſamer, ich kann die Erinnerung an Alles, was ich einſt als unverdorbener, ſittlicher Menſch beſeſſen, nicht bannen, ich kann nicht vergeſſen." —

„Der Aufenthalt in einem fremden Lande, eine neue anregende Arbeit wird Ihrem Verlangen dienlich ſein, Sie werden Vergeſſenheit und mit der Zeit auch Ihre Lage erträglich finden."

„Dieſe wohlwollende Beurtheilung trifft für mich nicht zu, Herr Capitän, ich glaube auch für keinen meiner Genoſſen. Unſer Leben iſt thatſächlich zu Ende, Hoffnung haben nur diejenigen, welche ihre Lage entweder nicht klar erkennen oder ſich ſelbſt zu täuſchen ſuchen, und das giebt keine Zuverſicht."

„Der Glaube an Gottes unendliche Güte mildert jede Schuld."

„Theorie, Herr Capitän, der willenloſe Verbrecher kennt kein wahrhaft empfundenes Gottvertrauen, er täuſcht ſeine Vorgeſetzten, er belügt den Seelſorger in der Erwartung, ſeine materielle Lage zu verbeſſern. Der prieſterliche Zuſpruch wirkt nur oberflächlich durch die Anklänge an Gewohnheiten und Gebräuche, die den Verbrecher in jene Zeiten zurückverſetzen, wo er noch zur menſchlichen Geſellſchaft gehörte."

„Iſt denn damit nicht ſchon viel erreicht? Kann nicht auf Grund dieſer verheißungsvollen Anfänge das erſtrebte Ziel erreicht werden?"

„Vielleicht bei den alten, körperlich gebrochenen Menſchen, nie aber bei jenen, die noch friſches Blut, phyſiſche Spannkraft beſitzen. Die Ergebung dieſer Menſchen iſt eine erkünſtelte.“

„Ihre eigenen, jugendlichen Betrachtungen können nicht als maßgebendes Merkmal für die Maſſe der Verirrten gelten.“

„Darauf erhebe ich auch keinen Anſpruch; meine eigenen Empfindungen ſind damit keineswegs ausgeſprochen. Ich glaube noch an einen Gott, beſitze keinen Haß gegen die Menſchen und finde auch meine Beſtrafung nach den beſtehenden Geſetzen nicht ungerecht, aber all' dieſe Momente verleihen mir noch nicht den geringſten Schimmer auf Hoffnung. Mich martert allein der Gedanke, daß ich alles, alles in einem faſt geiſtesgeſtörten Augenblicke unwiederbringlich verloren, zu grauſam vom Schickſal getroffen wurde.“

„Jedem erſcheint ſein Schickſal als das härteſte.“

„Das iſt die unerbittliche Conſequenz der Schuld, Herr Capitän, und kann nur dem urtheilsloſen Verbrecher zum Troſt gereichen.“

„So glauben Sie wirklich, daß Ihre Schuld größer iſt, als jede Ihrer Genoſſen?“

„Ja, Herr Capitän.“

„Aber die mehrfachen Mörder, die grauſamſten aller menſchlichen Geſchöpfe — — —“

„Sind von rohen Gelüſten durch mangelhafte Erziehung auf die verbrecheriſche Bahn getrieben, von Stufe zu Stufe geſunken; ſie haben die Tragweite ihrer Schuld zu keiner Zeit erkannt, eine ſolche Entlaſtung beſitze ich nicht. Ich bin im jähen Sturze von der ſittlichen Höhe in den verbrecheriſchen Abgrund geſchleudert.“

„Doch wohl nur in Folge außergewöhnlicher, zur Entlaſtung dienender Umſtände?“

„Hören Sie mich noch einen Augenblick an, Herr Capitän, Sie ſind der einzige Menſch, dem ich in aufrichtiger Dankbarkeit meine Gedanken und Empfindungen rückhaltlos verrathen habe. Sie mögen nun auch meine kurze Lebensgeſchichte zum Beweiſe meiner vorhin erwähnten Behauptung erfahren.“

Der junge Menſch nahm meine freundliche Zuſtimmung mit einer höflichen Verbeugung entgegen, dann blickte er einige Minuten nachdenkend zu Boden und begann mit leiſer Stimme:

„Als einziger Sohn reicher Eltern erhielt ich eine ſogenannte gute Erziehung: beſtimmt, das umfangreiche Geſchäft meines Vaters einſt ſelbſtſtändig zu führen, verließ ich England und ſuchte neben Vervollkommnung meiner kaufmänniſchen Ausbildung die Sprachen, Sitten und Gebräuche der hervorragendſten europäiſchen Nationen kennen zu lernen. Nach faſt fünfjährigem Aufenthalt auf dem Continent kehrte ich in das Elternhaus zurück. Die Schattenſeiten des Lebens habe ich, der Vielbeneidete, niemals gekannt, alle meine Wünſche wurden ſelbſtverſtändlich erfüllt: der von früheſter Kindheit an genährte Gedanke, daß alles Schöne, Begehrenswerthe dieſer Erde nur für mich erſchaffen, daß ich meine Hand nur auszuſtrecken brauche, um es zu beſitzen, beherrſchte mich vollkommen, und wenn noch eine ſelbſtloſe Regung in der Bruſt des Kindes vorhanden war, ſo mußte ſie naturgemäß durch die abgöttiſche Liebe meiner verblendeten Eltern erſtickt werden. Acht Jahre waren in dieſem glanzvollen, aber trotzdem keine wirkliche Befriedigung gewährenden Scheinleben verfloſſen, als das unvermeidliche Schickſal eingriff und mir zum erſten Male einen nie gekannten Widerſtand entgegenſtellte. Auf einer der zahlreichen, im elterlichen Hauſe ſtattfindenden Geſellſchaften wurde mir eine junge Dame vorgeſtellt, bei deren bezauberungsvollem Anblick zum erſten Male meine Gleichgiltigkeit verſcheucht und mein Herz in eine nie ge-

ahnte Wallung gebracht wurde. Schon nach der erſten Unterhaltung erhielt ich die Gewißheit, daß jene Dame nicht nur den ſichtbaren Vorzug der Schönheit beſaß, ſondern auch auf einer ſo hervorragend geiſtigen Höhe ſtand, wie ich ſie niemals bei einem weiblichen Weſen bemerkt hatte. Eveline war das vollkommenſte, herrlichſte Geſchöpf, das je meine Augen geſehen. Worüber ich geſpottet und was ich niemals geglaubt, ſollte ich bald an mir ſelbſt erfahren, ich liebte das Mädchen mit der ganzen Gluth meines Herzens ſo heiß und innig, wie nur ein Mann lieben kann. Aber bevor noch meine Lippen das ſüße Geheimniß verrathen, hatte es der ſcharfe weibliche Blick bemerkt, und von dieſem Augenblicke an wurde Eveline zurückhaltender, einſilbiger. Beſeelt von der reinſten Abſicht, das herrliche Mädchen zu erringen, nicht fähig meinen Herzenswunſch zu unterdrücken, gab ich bei paſſender Gelegenheit meinen Empfindungen Ausdruck. In der rückſichtsvollſten aber beſtimmten Form lehnte die Dame meine Bewerbung ab. Aber ich war nicht an ein Nein gewöhnt, mein ganzes ſelbſtſüchtiges Weſen konnte eine Zurückweiſung nicht ertragen, es wollte keine Einwendungen gelten laſſen. Ich verdoppelte meine leidenſchaftlichen Anſtrengungen, aber das ſchöne Mädchen blieb unbeugſam, es verrieth mir, um meinen Anträgen für immer zu entgehen und meine Pein zu beenden, daß es nicht mehr frei ſei, ſein Herz einem Anderen gehöre. Dieſe Mittheilung machte mich raſend; jede Rückſicht außer Acht laſſend, drang ich in Eveline's elterliche Wohnung; unglücklicher Weiſe trat mir der Mann gegenüber, der nach meiner Meinung mein ganzes Glück zerſtört, mir das ſchönſte Gut entriſſen. Seine allzu gerechten Vorwürfe ſteigerten meine Wuth zur Raſerei, in meinen Adern kochte das ſpaniſche Blut meiner Mutter und bevor es einer der Anweſenden verhindern konnte, hatte mein Dolch das Herz des Gegners durch-

bohrt. Der weltliche Richter hat mit ſeiner lebenslänglichen Verbannung nur ein gelindes Urtheil geſprochen, aber eine grauſamere Schuld laſtet auf meinem Gewiſſen, eine unſtillbare Pein martert meine Seele — denn mein fluchwürdiges Vergehen trieb auch das engelgleiche, von mir angebetete Weſen in den freiwilligen Tod.“ —

Der Erzähler war mit ſeiner inhaltsvollen Lebensgeſchichte zu Ende. Wohl hatte es mich überraſcht, daß Blut an den Händen des jungen Mannes klebte, aber meine urſprüngliche Theilnahme war doch nicht erſchüttert. Die eigenartige Verkettung der Umſtände, die ſchonungsloſe Wahrheitsliebe des Verbannten und vor Allem ſeine qualvolle Reue mußten bei Jedem Mitleid erwecken. Ohne eine Bemerkung abzuwarten, kehrte der Verbannte geſenkten Hauptes zu ſeinen Genoſſen zurück.

Nur bei wenigen Verbrechern, die einſt den beſſeren Geſellſchaftskreiſen angehörten, hatte ein tragiſches Geſchick eingegriffen: aus ihren Reihen rekrutirten ſich die Falſchmünzer und Wechſelfälſcher; lockerer Lebenswandel, unſtillbare Genußſucht, leidenſchaftliche Verirrungen hatten die einſt hoffnungsvolle Jugend in den Abgrund geſtürzt. Wie gleichgiltig dieſe ihre Beſtrafung hinnahmen, möge folgende Skizze beweiſen:

„Mir iſt es völlig einerlei,“ meinte einer dieſer Unglücklichen achſelzuckend, „was mit mir geſchieht, ich habe mein Leben genoſſen, habe nie Geſchmack am ſogenannten moraliſchen Wandel gefunden und haſſe die Arbeit wie die Peſt. Aber daß Sie mich hier ſehen, Herr Capitän, daran hat nur der ver... Bube Schuld. Wenn er nur noch einmal für mich geſchlagen, dann hätte ich die geſtohlene Summe wieder unbemerkt in die Caſſe meines Chefs legen können, die Geſchichte wäre erledigt geweſen und ich hätte meinen Vertrauenspoſten inne behalten. So aber

mußte ich, um die Schuld zu verdecken, eine Ziffernänderung im Hauptbuch vornehmen, und als auch dieſe nicht mehr ausreichte, einen Check ausfertigen. Ich ſage Ihnen, Herr Capitän, eine ſo vorzügliche Falſifikation hatte die „London and Westminster Bank“ noch niemals geſehen, aber was half alle Geſchicklichkeit, ein kleiner unbedeutender Zufall, und ich mußte meine moderne Toilette mit dieſem geſchmackloſen Anzug vertauſchen. Aber damit Sie nicht glauben, daß ich meine Schreibkunſt zu hoch ſchätze, bitte ich um zwei gleich große Stückchen Papier, nebſt Feder und Tinte.“ Das Verlangte war nach wenigen Minuten zur Stelle. „So, Herr Capitän, nun ſetzen Sie Ihren Namen gefälligſt auf einen dieſer Zettel und wenden ſich dann fünf Minuten von mir ab. Ich werde das zweite Stückchen Papier mit derſelben Unterſchrift verſehen, und wenn Sie Ihre Schrift dann von der meinigen unterſcheiden können, dann ſperren Sie mich 24 Stunden in die „ſchwarze Kiſte.“.

Der entſetzliche Menſch hatte nicht zu viel behauptet, ich war nicht im Stande, meine eigene Unterſchrift von ſeiner Nachahmung zu unterſcheiden.

3. Kapitel.

Daß ſich die Wogen ſenken und heben,
Das iſt eben des Meeres Leben;
Und daß es hoffet von Tag zu Tag.
Das iſt des Herzens Wellenſchlag.
Rückert.

Rechtzeitig entdeckt. — Im Kampfe. — Nationale Gewohnheit. — Die ſchwarze Liſte. — Im Dienſte der Kultur. — Ticket of leave man. — Durch Arbeit geſühnt. — Wer ernten will, muß ſäen. — Was geſchehen muß. — Eine Dankadreſſe der Verbrecher. — Erdbeben in Manilla. — Auf eigenen Füßen. — Engliſche Freundſchaft. — 600 Kulis an Bord. — Deutſche Kameradſchaft. — Unſer gemüthlicher Sachſe. — Chineſiſche Ueberfluthung. — Ein nettes Geſchenk. — Chineſiſche Leidenſchaft. — Wunderkuren. — Mein Hamburg an der Elbe. — In der Sundaſtraße. — Die Rechnung ſtimmt auffallend.

Im Laufe einiger Wochen waren mir auch die Lebensgeſchichten der meiſten Verbrecher aus den unterſten Volksſchichten bekannt. Sie bieten kein beſonderes Intereſſe für den Leſer, und ließen mich nur die ekelhafteſte Verkommenheit, die ſcheußliche Rohheit dieſer entmenſchten Geſtalten erkennen. Noch einer Verbrechergattung muß ich flüchtig erwähnen. Sie umfaßt die Schiffanbohrer, welche das anvertraute Schiff abſichtlich zerſtören, Schiff, Ladung und Menſchenleben eines materiellen Vortheils wegen unbarmherzig opfern: für mich waren dieſe einſtigen Steuerleute und Capitäne die verwerflichſten Geſchöpfe auf Gottes Erdboden.

Während ich für den gewöhnlichſten Mörder noch eine entſchuldbare Empfindung hegte, konnte ich bei Jenen meine Ver-

achtung kaum verbergen und vermied es ängstlich, mit ihnen in nähere Beziehung zu treten. Diese Seeleute bilden jetzt den Mittelpunkt der uns am feindlichsten gesinnten Gesellschaft. Auf sie, welche das uns zu entreißende Schiff zu führen verstanden und die befreiten Verbrecher nach einem anderen Erdtheil bringen sollten, war ihre Hoffnung gesetzt.

Durch einen glücklichen Zufall hatte ich das gefahrdrohende Complott entdeckt. Am frühen Morgen war ich ahnungslos an die Schießlöcher getreten und konnte hier unbeachtet sehr bald den ganzen geplanten Anschlag vernehmen.

„Es wird uns ein leichtes sein," meinte der Wortführer leise aber noch deutlich genug, um den ganzen Wortlaut vernehmen zu können, „die paar Kerle über Bord zu werfen: sobald diese Bretterwand durchbrochen, gelangen wir zunächst in den Raum, in welchem die Getränke aufbewahrt werden, dort wird die erste Stärkung eingenommen und dann giebt es kein ernstliches Hinderniß mehr, den verfl . . . Hunden das Lebenslicht auszublasen. Man denkt unmöglich an unser Vorhaben, und die Schießwaffen können uns nichts anhaben. Das wird eine köstliche Jagd werden. Nur rasch Jungens, damit wir nur erst die Bretter geräuschlos beseitigen, nachher ist Alles Spielerei."

Daß mir bei dieser Aussicht nicht sehr froh zu Muthe wurde, mag mir der geehrte Leser glauben; einen Augenblick harrte ich noch auf meinem Posten und vernahm ganz deutlich das eigenartige Geräusch, wie ein scharfer Gegenstand das Holz zersplitterte. Eine lange Ueberlegungsfrist war mir nicht gegeben. Kaum hatte ich die nächststehenden Soldaten von dem Vorgefallenen unterrichtet, da stürmte ich, versehen mit schußfertigen Revolvern, mitten in die völlig überraschte Rotte ein. Der Kampf währte nur wenige Minuten. Trotz der stechenden

Wunde, die mir der verwegene Wortführer mit einem ſcharfen Gegenſtande am Arme beigebracht, ließ ich meine Beute nicht los. Meine beiden Hände hielten den Hals des Verbrechers ſo feſt umſpannt, daß ihm das Athemholen keine geringe Sorge machte und er das bischen vorräthige Luft nur zu einem thierähnlichen Gebrülle benutzte.

Ich würde den Verbrecher nur im äußerſten Nothfalle erſchoſſen haben, um die zahlreichen Gefangenen nicht unnütz zu erbittern. Der Maſſe hatte jedenfalls unſere Entſchloſſenheit imponirt, ſie ließ die drei Mann, die uns als die Leiter des Anſchlages erſchienen, bald unangefochten in unſerem Beſitz, und folgte willig meinen Befehlen. Nachdem die Meuterer ſorgſam gefeſſelt, ließ ich eine größere Abtheilung Soldaten und Matroſen herbeiholen und dann in den großen Raum gemeinſam vorgehen. Wie ich den Verbrechern bei Androhung der ſchärfſten Strafe befohlen, verblieb Jeder auf ſeinem beſtimmten Platz; wir konnten nunmehr bis zur Bretterwand vordringen und ſehr deutlich die bereits vorgeſchrittene Zerſtörung bemerken.

Die Gegenſtände, welche hierzu benutzt waren, lagen noch am Boden; es waren ſägenartige Dinger, welche ſich die Verbrecher aus ihren eiſernen Löffelſtielen zweckentſprechend gefertigt hatten. Nach einer Stunde fand die exemplariſche Beſtrafung der drei Rädelsführer in Gegenwart der ſämtlichen Verbrecher ſtatt. Ich bin feſt überzeugt, daß zu keinen Zeiten die „neunſchwänzige Katze“ ihre Schuldigkeit beſſer gethan hat, als bei dieſer harten, aber durchaus gerechten Execution. Den Beſtraften war für lange Zeit die Luſt genommen, gefährliche Pläne zu entwerfen, und da auch das Gros unſere ſtete Wachſamkeit bemerkte, auch niemals rechtlich über die Behandlung zu klagen hatte, war für uns die eigentliche Gefahr der Ueberrumpelung geſchwunden, ein verhältnißmäßig vertraulicher Verkehr angebahnt.

Freilich gab es noch genug zu thun; die Gefangenen hatten jetzt eine andere Unterhaltung gewählt, die wir bis zu einer bestimmten Grenze gerne gestatteten; es waren die in England ungemein beliebten Faustkämpfe.

Mit welchem Wohlbehagen und nervöser Spannung die Gefangenen diesem rohen Schauspiel folgten, läßt sich kaum beschreiben. Die Oberkörper der im Kreise stehenden, muskulösen Kämpfer sind entblößt; während die linke Faust das Gesicht deckt und den Stoß parirt, sucht die rechte das Antlitz des Gegners zu treffen und wo sie trifft, entsteht meistens eine entsetzliche Verwüstung. Bei jedem gelungenen Stoß, der in den meisten Fällen den Gegner kampfunfähig macht, sicher aber seine blutig gefärbten Spuren hinterläßt, ging ein jubelnder Beifallssturm durch die rasende Menge. Ermunternde Zurufe, um den Ermüdeten zum Fortsetzen des Kampfes zu bewegen, gemeines rohes Lachen, wenn der Hauptschlag gelungen und das Auge aus seiner Höhle hervorquoll. Gegen die beim Boxen üblichen Regeln wurde selten verstoßen, aber wenn es dennoch geschah, dann übten die sämtlichen Zuschauer ihr unparteiisches Richteramt sehr gewissenhaft. Mit dem Wettkampfe zwischen zwei hervorragenden Boxern, die um die Meisterschaft rangen und wo sich naturgemäß ein Für und Wider bildete, war noch die Aussicht verknüpft, daß jede Partei ihre Meinung mit der Faust vertrat und die ganze Vorstellung mit einer allgemeinen, stets recht gefährlichen Schlägerei endete, welche dem Arzte eine wochenlange Beschäftigung zuwies.

Dieser Ausgang mußte weniger aus Rücksicht auf die Gliedmaßen der Kämpfenden, als zur Aufrechterhaltung der Ordnung verhütet werden. Wer nach unseren Befehlen nicht sofort den Kampf einstellte oder sich überhaupt ein Vergehen zu Schulden

kommen ließ, wurde zum 24 stündigen Aufenthalte in der sogenannten „schwarzen Kiste“ verurtheilt.

Dieser Aufenthalt erinnerte wohl ein wenig an die Marterwerkzeuge des Mittelalters, aber er war doch durchaus nothwendig, wenn wir unsere schwierige Aufgabe erfüllen wollten. Ein mehrstündiges Verweilen in der „schwarzen Kiste“ hatte einen größeren, nachhaltigeren Erfolg als alle Predigten unseres Seelsorgers und meine humanen Vorstellungen oder Strafandrohungen. Es kam nur selten vor, daß ein Widerspenstiger zum zweiten Male das höchst einfache „Bueno retiro“ bezog; meistens war ihm der Aufenthalt so verhaßt, daß schon die Erwähnung daran genügte, um aus dem verstocktesten Bösewichte wenigstens einen gefügigen Menschen zu machen.

Die „schwarze Kiste“ ist ein sieben Fuß hoher sargähnlicher Bretterkasten, der nur wenig Luftlöcher besitzt. Der Eingeschlossene kann naturgemäß nur aufrecht stehen, sonst aber keine Bewegung machen; er ist zum andauernden Stillstehen gezwungen. Zwar versuchen manche Eingesperrte ihre Strafzeit durch lautes Schreien und unausgesetztes Rufen abzukürzen, aber diese Bemühungen haben nur den höchst zweifelhaften Erfolg, daß man dann die Schiffsspritze in Bewegung setzt und einen kalten Wasserstrahl sehr präcise auf den Schädel des sangeslustigen Kistenbewohners leitet. Diese Wirkung ist geradezu wunderbar! Man hört nur noch ein kurzes Prusten und Schnaufen, dann wird es plötzlich so still und ruhig, als befände sich in dem Bretterbau das zahmste Geschöpf der Erde.

Jedenfalls hatte auch die „Hölle auf Erden“, wie diese hölzerne Zwangsjacke von den Gefangenen genannt wurde, ihren wesentlichen Antheil an der verbesserten Aufführung unserer „verehrten Passagiere“. Obschon die Verbrecher während der letzten Fahrzeit nichts Böses mehr gegen uns unternahmen, auch

wohl nicht mehr im Schilde führten, getraute ſich außer mir doch Niemand allein ihren Schlafraum zu betreten. Nur unſer Schiffszimmermann wollte ſeine Kühnheit beweiſen und ohne Begleitung den Verbrechern einen Beſuch abſtatten: als er eben die Stufen hinabſtieg, gab ich den Nächſtſtehenden einen verſtändnißvollen Wink; in demſelben Augenblicke, wo der tapfere Zimmermann unten ankam, hatten ihn 50, 60 Hände ergriffen und warfen den um Hilfe Schreienden wie einen Fangball minutenlang im Kreiſe herum. Der etwas derbe Scherz machte Allen an Bord ein großes Vergnügen. Der Zimmermann wurde erſt wieder recht froh, als er, den zarten Fäuſten entſchlüpft, auf Deck zurückkehrte: er war mit dem Verluſt ſeines Tabaks, den ihm ſeine Peiniger beim Werfen ſehr geſchickt aus der Taſche gezogen, davongekommen und hat nie wieder Verlangen gezeigt, trotzdem er mit offenen Armen empfangen war, ſeinen Beſuch zu wiederholen. — Die Mittheilung von unſerer demnächſt zu beendenden Fahrt wirkte recht verſchieden auf die Gemüther der Verbannten. Nur eine ganz geringe Anzahl ſehnte ſich nach der verheißenen ſelbſtſtändigen Arbeit, um im neu zu beginnenden Leben die Erinnerung an das alte tilgen zu können. Den meiſten Verbrechern war es höchſt gleichgültig, was mit ihnen geſchah, ſie hätten es gewiß am liebſten geſehen, wenn der arbeitsloſe Aufenthalt auf unſerem Schiffe bis zum jüngſten Tage gewährt hätte. Und trotz aller Arbeitsſcheu und Theilnahmloſigkeit gelangen die meiſten dieſer verirrten Geſchöpfe nach einem längeren Aufenthalte in den unwirthbaren Kolonien doch wieder auf einen beſſeren Weg, ſie ſehen eine Lebensaufgabe vor ſich, die ihnen die Gefängnißzelle nicht bieten kann.

Hier ſetzen ſie ihre Kraft für die Urbarmachung großer Länderſtrecken ein, ihrem Schweiße verdankt das Mutterland ſchätzbare Kulturerrungenſchaften; ſie ſind in Wahrheit die

Pioniere, welche mit ihrem Leben den nachdringenden Kolonisten eine lebensfähige Existenz bereiten. Ohne diese unglücklichen Menschen, deren Leben ja eigentlich keinen Werth hat, wären heute noch jene ungeheuren Länderstriche der Kultur verschlossen. Selbst wenn sich der freie Arbeiter zum Aufenthalte in den meist ziemlich ungesunden Wildnissen entschließen sollte, was fast niemals geschieht, so würde die hierzu erforderliche Summe eine so ungeheuere sein, daß sich wohl kaum ein Staat finden würde, der die kostspieligen, vielleicht erst nach vielen Jahren rentablen Versuche machen würde.

Das praktische England hat mit seiner Verbrecher-Verwendung ganz vorzügliche Resultate erzielt, gegenwärtig aber die Deportation eingestellt, weil seine ertragsfähigen überseeischen Besitzungen jetzt ausschließlich von Kolonisten in Anspruch genommen werden.

Die Staaten Europas, welche über unwirthbaren Länderbesitz verfügen, werden dem Beispiele Englands folgen müssen, wenn sie jenes allgemeine Ziel zu erreichen trachten und zugleich auch von der Doppellast, welche der Verbrecher seinem Vaterlande auferlegt, befreit sein wollen.

Welche Schuld auch der Verbannte auf sich geladen, er hat nicht nur gegen die Menschheit im allgemeinen, sondern auch gegen sein Vaterland gefehlt, und das kann nur durch Arbeit gesühnt werden, welche jenem zu Gute kommt. Der Staat soll sich nicht einfach durch Verbannung des Verbrechers entledigen, er soll ihn nicht in Gegenden aussetzen, wo er nutzlos dem frühzeitigen Tode verfällt, wohl aber glaube ich, daß es seine unabwendbare Pflicht ist, für einen zweckentsprechenden überseeischen Aufenthaltsplatz zu sorgen.

Unser Reiseziel, Freemantle, das jetzt zu einer der wohlhabendsten Ansiedelungen Australien's gehört, ist nur durch seine

thätigen Verbrecher entstanden. Die topographische Beschaffenheit des Landes macht jeden Fluchtversuch, der von unerfahrenen Verbrechern anfangs unternommen wird, aussichtslos. Ein Entweichen ist unmöglich. Entweder kehrt der Flüchtling nach den ersten Tagen wieder freiwillig zurück oder er muß dem sicheren Hungertode verfallen.

Sobald die Strafzeit des Verbrechers beendet, hat er das Recht erworben, auch ferner als gewöhnlicher Einwohner in der Kolonie zu verweilen und je nach seiner Befähigung eine eigene Existenz zu gründen. Die Regierung gewährt diesen arbeitslustigen Menschen, welche den jahrelang bebauten Boden als ihre zweite Heimath liebgewonnen haben, mancherlei zweckentsprechende Vergünstigungen und Erleichterungen. Recht oft erlangt der entlassene Verbrecher Besitzthum und bei rechtschaffenem Lebenswandel sogar wieder Werthschätzung und Ansehen, aber niemals wird die allgemeine Bezeichnung „ticket of leave man“ aufhören; es ist das einzige von seiner Vergangenheit nicht zu trennende Merkmal, das zwar keine direkte Kränkung ausdrückt, aber doch den früheren Sträfling bezeichnet.

Wenn ich hier meiner Erzählung vorgreife, so geschieht es nur, um dem Leser jetzt schon den Schlußact des ihm bekannten Verbrecherlebens als ein eklatantes Beispiel von der segensreichen englischen Verbrecherverwendung vorzuführen. Der vorerwähnte Mörder seines Nebenbuhlers hatte nach vielen Jahren angestrengter Arbeit und tadelloser Führung ein ansehnliches Kapital in der Kolonie erworben, und mit dem Augenblicke, wo er die Nothlage einer entfernten Verwandten der einst heißgeliebten Eveline erfahren, ihr sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen zustellen lassen. War auch mit diesem schätzbaren Entschlusse keineswegs das Verbrechen gesühnt, so war doch der Wille des Gebers, seine Schuld abzutragen, unwiderlegbar bewiesen.

Die einstige Verzweiflung des Mörders verschwand in dem Bewußtsein, daß der Rest seines Lebens doch nicht ganz zwecklos gewesen, der Lohn seiner Arbeit der menschlichen Gesellschaft, gegen die er einst gefehlt, zu Gute komme, und daß er, von aufrichtiger Reue erfüllt, einst die himmlische Gnade zu finden hoffe. —

Wenn ein Theil von Deutschlands überseeischen Erwerbungen auch nur dazu verwendet würde, die zur lebenslänglichen Gefängnißstrafe verurtheilten Verbrecher aufzunehmen, dann wäre jener Kolonialbesitz schon ein schätzbarer Gewinn für das Mutterland. Nicht nur, daß es von den immerhin belangreichen Unterhaltungskosten befreit wäre, daß es den Lohn der von seinen verirrten Kindern verrichteten Arbeit im Interesse des großen Ganzen verwerthen könnte, es würde auch die kulturelle Entwickelung der minder gesegneten Länderstriche am ehesten zu fördern im Stande sein.

Deutschland darf nicht vergleichend auf die von England erworbenen Kolonien blicken: es sind dieses die fruchtbarsten der Erde, wahre Perlen des gewaltigen, englischen Besitzthumes und zu einer Zeit erworben, wo es eben noch eine reiche Auswahl gab. Glücklicher Weise ist das geeinte Deutschland noch in dem Augenblicke auf der Oberfläche erschienen, an welchem ihm ein Restheil der zu erwerbenden Kolonien zufallen konnte.

Ich bin fest überzeugt, daß in nicht zu ferner Zeit die letzten Bedenken gegen unsere Kolonialbestrebungen schwinden, und daß jeder Deutsche den weitblickenden, patriotischen Männern die volle Anerkennung für ihre dem Vaterlande bewiesene, selbstlose Hingabe aussprechen wird.

Der Deutsche, von allen Völkern als ein vorzüglicher Kolonist geschätzt, ist von Kindheit an daran gewöhnt, seine Existenz dem kargen Boden des Heimathlandes abzuringen: sein emsiger Fleiß,

ſeine Zähigkeit und Ausdauer haben die überſeeiſchen Kulturleiſtungen fremder Völker weſentlich gefördert; jetzt iſt der überſchüſſigen deutſchen Kraft wenigſtens die Möglichkeit gegeben, im Dienſte des Mutterlandes wirken zu können.

Freilich muß das deutſche Volk zunächſt erforderliche Opfer bringen, es muß wiſſen, daß eine Ernte ohne Saat am allerwenigſten in den fernen Welttheilen zu erreichen iſt, daß ihm die ertragfähigen Kolonien nicht mühelos in den Schooß fallen: wohl aber, daß es der unausgeſetzten deutſchen Arbeit gelingen wird, die zur Zeit noch ertragloſen Beſitzungen zu einer ſchätzbaren Einnahmequelle des Staates zu machen.

Wie geſagt, unſer liebes Vaterland iſt nach ſeiner alten Gewohnheit auch für ſeine Kolonialerwerbungen ein bischen „ſpät aufgeſtanden“. Das haben unſere eigenthümlichen, feſtländiſchen, erſt 1870/71 geordneten Verhältniſſe in erſter Reihe verſchuldet und der liebe deutſche Schlendrian mit ſeinen pedantiſchen engherzigen Genoſſen: „Bedenken und Erwägen“ hielt es für ſeine überzeugungstreue Aufgabe, dem friſchen, zielbewußten Impuls unſerer Kolonialbeſtrebung hemmend entgegenzutreten.

Jetzt kann es ohne angeſtrengte Arbeit nicht gelingen, dem Mutterlande ein deutſches Singapore, Java oder Ceylon zu erwerben.

Der geehrte Leſer möge einem alten Seemanne dieſe Abſchweifung verzeihen. Wer ſich mit dieſem Gegenſtande ſchon zu einer Zeit beſchäftigt, in welcher man Jeden für fieberkrank erklärte, welcher von einer deutſchen Kolonialerwerbung ſprach, der empfindet meine unausſprechliche Freude, jene Hoffnungen und Wünſche endlich verwirklicht zu ſehen. —

Von gutem Wetter begünſtigt erreichte die Norwood nach zweimonatlicher Fahrt ihren vorläufigen Beſtimmungsort Freemantle. Beim Anblick des Landes wurde mir recht froh um's

Herz, jetzt war ja die schwierige Aufgabe ohne eigentlichen Unfall glücklich gelöst. Bevor aber die 300 Verbrecher an's Land gesetzt und der zuständigen Behörde übergeben waren, bereiteten mir die Verbannten eine Ueberraschung, bei deren Erinnerung ich noch heute den wehmüthigen Eindruck lebhaft empfinde. Die ernst dareinschauenden Männer standen nach der letzten Vorbereitung zum Verlassen des Schiffes in geordneten Reihen bereit. Es war meinem Herzen ein Bedürfnis, ihnen einige Worte des Trostes und der Ermahnung zuzurufen. In Folge meines direkten Verkehrs mit jenen Unglücklichen waren mir ihre Gedanken und Empfindungen wohl genau bekannt, aber ich habe niemals geahnt, daß mein hoffnungserweckender Zuspruch eine so ergreifende Wirkung hervorrufen würde.

In manchem Auge perlte die heiße Thräne, der häßliche leidenschaftliche Ausdruck war aus den meisten Gesichtszügen gewichen, Trotz und Erbitterung schienen geschwunden. Als ich meine Ansprache beendet und die mir zum Abschiedsgruß sich entgegenstreckenden Hände gedrückt, trat mir der dem Leser bereits bekannte Verbrecher tief bewegt entgegen. Er war zum Sprecher der Verbannten gewählt und wollte mir den Dank seiner Genossen abstatten, aber schon nach den ersten Worten hatte ihn die Rührung überwältigt, er konnte mir nur die von ihm im Namen sämtlicher Verbrecher verfaßte Dankadresse überreichen. Nur langsam, immer wieder meine Hand ergreifend, verließen die unglücklichen Menschen unser Schiff. Minutenlang blickte ich ihnen nach! Meine innigsten Wünsche für eine bessere Zukunft gaben ihnen das Geleite. Möchte sich doch die in der Brust dieser Menschen noch nicht versiegte Hoffnung erfüllen — das grausame Schicksal erträglich gestalten! —

Die Verbrecher waren schon längst meinen Blicken entschwunden, aber noch immer ruhte mein Auge auf der von 270

Gefangenen eigenhändig unterſchriebenen Dankadreſſe. Die Leute hatten zu meiner Freude eingeſehen, daß mein ſtrenges aber gerechtes Vorgehen im eigenen Intereſſe geboten geweſen; meine Theilnahme für die unglücklichen Menſchen war alſo nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Dieſes erhebende Bewußtſein bleibt für immer mit der glänzenden Löſung meiner ungemein ſchwierigen Aufgabe verknüpft. Das noch heute in meinem Beſitze befindliche, ſeltſame Dokument mit ſeinen 270 Verbrechernamen lautet in wortgetreuer Ueberſetzung wie folgt:

Herrn Capitän Alfred Tetens an Bord des Schiffes Norwood, den 3. Juni 1862.

Hochgeſchätzter Herr!

Zu unſerem tiefſten Bedauern ſind wir außer Stande, Ihnen einen größeren Beweis unſerer aufrichtigen Dankbarkeit und Verehrung darzubringen. Wir können Sie nur bitten, unſeren innigſten Dank für die Güte, Großherzigkeit und liberale Behandlung, welche Sie uns während der langen Fahrt nach Weſt-Auſtralien ſtets bewieſen haben, entgegen zu nehmen. Mit dieſer aufrichtigen Bitte verbinden wir den herzlichen Wunſch, der Himmel möge Ihnen alles irdiſche Glück beſcheeren, alle Ihre ferneren Unternehmungen gelingen laſſen, und, während wir von unſerer Heimath und Familie getrennt im fremden, unwirthbaren Lande unſerm unbekannten Schickſal überlaſſen bleiben, möge die Hand der Vorſehung Sie beſchützen und in ein glückliches Heim zurückbegleiten. — — —

Die Norwood ſegelte in Ballaſt ihrem nächſten Reiſeziel Singapore, der britiſchen Inſel an der Südſpitze der hinterindiſchen Halbinſel Malakka, entgegen. In dieſem bedeutendſten Handels-Mittelpunkt zwiſchen Vorderindien und China hofften

wir auf eine lohnende Fracht für Europa — leider vergeblich. Die von Manilla einlaufenden günſtigen Nachrichten veranlaßten uns ſchon nach eintägigem Aufenthalte die „Löwenſtadt“ zu verlaſſen und Luzon, die Hauptinſel der Philippinen, deren Ausfuhr gleichfalls hervorragend iſt, aufzuſuchen. Mercur zeigte ſich hier ſehr liebenswürdig und verſchaffte uns eine nach London beſtimmte, äußerſt lohnende Fracht.

Unſere Arbeit wurde von jenem entſetzlichen Erdbeben unterbrochen, das einen großen Theil Manilla's zerſtörte, hunderte von Menſchen unter ſeinen Trümmern begrub und zahlreiche Verheerungen unter den Schiffen anrichtete.

Dem lang anhaltenden donnerartigen Getöſe folgte plötzlich eine furchtbare Erſchütterung mit Blitzesſchnelle. Die Ankerkette klirrte heftig, das Schiff bebte in allen Fugen und begann zu kreiſen. Der gewaltige Stoß hatte ſich auch dem Meeresboden mitgetheilt und dadurch viele Fahrzeuge in's Treiben gebracht. Nachdem für uns die Gefahr vorüber, Anker und Kette der Erſchütterung widerſtanden, richteten ſich unſere Blicke nach dem nahen Ufer. Deutlich konnte man die Bewegung des Erdbodens beobachten, wie eine ungeheuere Rieſenſchlange ſchnellten die Häuſerreihen einen Moment empor, — ein kurzes Schwanken, alles Sichtbare war vom Erdboden verſchwunden.

Auch über mich perſönlich traf das Schickſal eine wichtige Verfügung. Mein Lebensſchiff erhielt einen neuen Cours und trieb nunmehr mit vollen Segeln in das ſelbſtändige Fahrwaſſer hinein. Während unſerer letzten Vorbereitungen zur Abreiſe von Manilla hatte ich die zufällige Bekanntſchaft eines älteren, ſchifffahrtsmüden, engliſchen Capitäns, A. Cheyne, gemacht, der mir nach kurzer Unterhaltung ſein werthvolles Schiff zur Ausbeute eines geplanten gemeinſamen Unternehmens unter ſehr günſtigen Bedingungen zur Verfügung ſtellte. Mit einer hochzuſchätzenden

Bereitwilligkeit willigte der jetzige Führer der Norwood, Capitän Briſtow, in meine ſofortige Entlaſſung.

„Sie haben uns," meinte der vortreffliche Seemann freundſchaftlichſt auf mein Erſuchen, „ſo hervorragende Dienſte geleiſtet, daß ich mich aufrichtig freue, Ihnen dieſe ſelbſtverſtändliche Gefälligkeit im Namen meiner Regierung erweiſen zu können. Wir alle trennen uns nur ſchwer von Ihnen, aber Ihrer glücklichen Zukunft und Selbſtſtändigkeit müſſen wir dieſes Opfer bringen. Leben Sie wohl, Capitän!"

Mit dieſen herzlichen Worten war mein contractliches Verhältniß zur Norwood gelöſt, ich erreichte noch am ſelben Tage die langerſehnte Poſition eines ſelbſtſtändigen Schiffführers.

Am Bord des nunmehr meiner alleinigen Führung anvertrauten Schiffes „Acis" wurde ich erſt vollends in die umfangreichen Pläne meines engliſchen Freundes eingeweiht. Im Grunde meines Herzens war mir der verheißene finanzielle Gewinn von nebenſächlicher Bedeutung. Ich war der einfachen Frachtbeförderung müde geworden, ich ſehnte mich darnach, noch mehr Völker und Länder kennen zu lernen, wollte, der eignen Kraft vertrauend, Abenteuer ſuchen und meine erworbene Erfahrung im Dienſte einer höheren Beſtrebung zu verwerthen ſuchen. Kurz und gut, ich wurde von einer Empfindung geleitet, die ich noch heute nicht präciſe beſtimmen kann, von der ich nur weiß, daß ſie ſich in einer unſtillbaren Sehnſucht nach Fremdem, Ungekanntem äußerte, alles Gefahrloſe ängſtlich vermied und ein kampfvolles, robinſonartiges Daſein erſtrebte. Von dieſer echt jugendlichen Schwärmerei bin ich nach einem einundeinhalbjährigen Aufenthalte in der Südſee gründlich geheilt; aber ich darf auch erfreulicherweiſe hinzufügen, daß gleichzeitig meine Abenteuerluſt vollauf Befriedigung fand und meine Er-

lebnisse eine Vielseitigkeit erreichten, welche die dem größten Theil der Seefahrer gezogenen Grenzen vermuthlich überschreiten dürften.

Zum besseren Verständniß des Lesers möge es mir gestattet sein, diesen wichtigen Lebensabschnitt in einheitlicher Zusammenstellung später zu beschreiben. Die unmittelbare Veranlassung, jenen einundeinhalbjährigen Aufenthalt zu unterbrechen, wie überhaupt die ganze Verbindung mit Capitän Cheyne aufzulösen, war die leider erst zu spät erkannte Treulosigkeit meines geschäftlichen Theilhabers.

„Die englische Freundschaft" hatte sich nicht bewährt und war überhaupt nur geschlossen, um „old England" die Kastanien aus dem Feuer zu holen; mochte sich auch der vertrauensselige Deutsche dabei die Finger verbrennen, das machte dem englischen „Freunde" keine Schmerzen; wenn er sich nur im sicheren Heim an dem reizenden Anblick meines sauer erworbenen Geldes laben konnte, war ihm meine gefahrvolle Lage höchst gleichgültig. Trotz des üblichen Klagegeschreis und neuer verführerischer Versprechungen verharrte ich bei meinem festen Entschlusse, nicht länger das Ruhegehalt des Engländers zu erwerben.

Ich verließ also die Acis und erreichte Hongkong in der Absicht, von hier aus meine Rückreise nach Europa anzutreten. Der Zufall widersetzte sich diesem Beschlusse. Statt als harmloser Passagier der Heimath zuzueilen und einmal die jahrelange berufliche Anstrengung auf angenehme Weise zu unterbrechen, sah ich mich zum verantwortungsvollen Führer eines großen amerikanischen Klippership, der „Perseverancia", ernannt und sofort mit den mannigfachsten Arbeiten überhäuft. Mit der ganzen Kraft meiner wiedererwachten Energie ging ich an die zwar schwierige, aber auch lohnende Aufgabe und fand nach Beendigung der nothwendigen Arbeiten noch ausreichende Zeit, zunächst die Wunderstadt Hongkong zu betrachten. Nachdem dieses

geſchehen, trieb mich das Verlangen, auch die Umgegend dieſes chineſiſchen Babels kennen zu lernen. Mein erſter Weg führte zu dem gegenüberliegenden, ſelbſtverſtändlich von einer großen Mauer eingeſchloſſenen Städtchen Kau-lung.

Die am Eingangsthore poſtirte Wache wehrte mir den Eintritt auch dann noch, als meine kleinen Geldſtücke ſchon in der Taſche des chineſiſchen Wächters verſchwunden waren. Sollte ich mein Entree zwecklos geopfert haben? Es ſchien faſt ſo. Da ſich alſo für Geld und gute Worte die chineſiſche Pforte nicht öffnen ließ, ſo blieb mir nur noch der letzte Verſuch einer kleinen Liſt. Ich griff alſo mit einem theatraliſchen Anſtande in die Seitentaſche meines Rockes, zog daraus eine unerledigte Schneiderrechnung hervor, kritzelte darauf einige plattdeutſche Worte und übergab dieſes wichtige, in deutſcher Sprache verfaßte Dokument mit feierlicher Miene dem Wachtkommandanten, ihn erſuchend, mich zum Mandarin zu führen.

Nach längerem Warten kam der Kommandant zurück und geleitete mich mit vielen Verbeugungen in das Allerheiligſte des Mandarinen. Dieſer empfing mich zunächſt etwas zurückhaltend, wurde jedoch zutraulicher, nachdem ich mich als Hamburger vorgeſtellt und mit ihm im ſogenannten Pidjin-Engliſch von allen Dingen unterhalten hatte. Zu meiner großen Ueberraſchung ließ der gaſtfreundliche Würdenträger ein vortreffliches Frühſtück auftiſchen, deſſen Schlußnummer aus einer Doſe Hamburger Cakes mit der dazu in China üblichen Flaſche Sherry beſtand. Die Qualität des Weines ließ nichts zu wünſchen übrig. Meine aufrichtige Bewunderung für den guten Stoff ſchmeichelte dem Mandarinen ſo ſehr, daß er innerhalb einer halben Stunde zwei neue Auflagen erſcheinen ließ.

Natürlich mußte ſchließlich der Augenblick kommen, in welchem wir Beide recht gemüthlich wurden und uns gegenſeitig

mit Liebenswürdigkeiten überschütteten. Die schräg geschlitzten Augen des Mandarinen blinzelten mich so freundlich an, als ruhten sie auf einem guten, alten Bekannten. Eine solche Gemüthlichkeit verläuft in China ebenso wie in Deutschland. Man singt oder versucht wenigstens zu singen; kaum waren die letzten Töne des chinesischen Liedes meines bezopften Freundes verhallt, da setzte mein deutsches Heimathslied kräftig ein. Dieses symphonische Besiegeln unserer „ewigen" Freundschaft dauerte bei dem reichen Liederschatz beider Länder so lange, bis mir zur Besichtigung der Stadt Kau-lung leider keine Zeit mehr blieb. Für diesen Verlust wurde ich aber, zur Ehre der chinesischen Gastfreundschaft sei es gesagt, vom Mandarinen, dem der Zweck meines Besuchs ein ewiges Geheimniß geblieben, reichlich entschädigt. Die unter peruanischer Flagge segelnde Perseverancia war zur Ueberführung von 600 chinesischen Auswanderern, sogenannten Kulis, von Macao, der portugiesischen Besitzung in China, nach Peru bestimmt. Im Gegensatz zu dem ablehnenden Bewerber hatte mich die mit der Fahrt verbundene Gefahr zur Annahme dieses Kommandos bestimmt.

Ich hatte ja bei dem Verbrechertransport so viele Erfahrungen gesammelt, daß ich die stehenden Ausschreitungen der verschmitzten Chinesen nicht zu fürchten brauchte. Der einzelne Kuli ist meistens ein energieloses, feiges Menschenkind, das aber in großen Haufen zum blutdürstigen Mörder, zum wahren Raubthiere wird, so lange es sich in der Nähe der Küste befindet. Es gehörte zu jener Zeit durchaus nicht zu den seltenen Begebenheiten, daß chinesische Auswanderer die Besatzung des Schiffes meuchlings ermordeten oder im offenen, sehr ungleichen Kampfe über Bord warfen und sich dann des Schiffes bemächtigten. Aeußerste Vorsicht war demnach geboten. Ein glücklicher Zufall kam mir zu statten. In Hongkong, wo ich meine Be-

ſatzung anmuſterte, befanden ſich zur Zeit eine außergewöhnlich große Anzahl dienſtſuchender, deutſcher Seeleute: da ich an eine beſtimmte Anzahl nicht gebunden war, überhaupt die freieſte Verfügung beſaß, ſo war es mir ungemein lieb, meine ganze erforderliche Mannſchaft aus Landsleuten zu wählen. Meine doppelte Beſatzung beſtand außer dem holländiſchen Oberſteuermann aus 42 handfeſten, kernigen, deutſchen Matroſen, gewiß ein ſeltener Umſtand, der meine Zuverſicht noch mehr erhöhte. Meine Wahl war ja nicht ausſchließlich mit Rückſicht auf meine perſönliche Neigung, nur Landsleute an Bord zu haben, erfolgt, ſie war auch nach gewiſſenhafter Erwägung für die Vorzüge des nüchternen, zuverläſſigen und verträglichen deutſchen Seemannes geſchehen.

Fröhlichen Muthes begannen wir jetzt unſere Vorſichtsmaßregeln, die im großen Ganzen faſt dieſelben waren, welche wir ſeiner Zeit beim Verbrechertransport beobachtet hatten. Hinter dem großen Maſt, quer über das Verdeck wurde eine ſtarke Barrikade errichtet, die Luken mit eiſernen Gittern verſehen, um unſere bezopften Paſſagiere während der Nacht oder bei etwaigen Revolten im ſicheren Gewahrſam halten zu können. Hinten auf dem Quarterdeck waren vier ſcharf geladene Kanonen aufgepflanzt und ſo gerichtet, daß ſie das Verdeck nach vorne vollſtändig beherrſchen konnten. Für die Mannſchaft wurde das Hintertheil des Zwiſchendecks mit einer ſtarken Bretterwand abgeſchloſſen und zum geſchützten Aufenthaltsraum hergerichtet. Außerdem wurden die unteren Schiffsräume gegen das zu erwartende Eindringen der Chineſen ſo gut geſichert, daß wir nach menſchlicher Vorausſicht unſere Fahrt getroſt beginnen durften.

Wie die Unterhaltung, ſo wurden auch die gewöhnlichen Kommandos in dem deutſchen Seefahrern ſehr gebräuchlichen niederdeutſchen Dialekt geführt. Jedenfalls war es für mich, dem

däniſch geſchulten, engliſch erzogenen, auf amerikaniſchem Schiffe befindlichen, unter peruaniſcher Flagge ſegelnden, Chineſen befördernden Deutſchen ein überaus anheimelnder Moment, ausſchließlich die Sprache meiner engeren Heimath zu hören. Auf deutſchen Schiffen dominirt naturgemäß das plattdeutſche Idiom; es ſind ja vorzugsweiſe die Söhne unſeres niederdeutſchen Staatengebietes, welche unſerer Marine bislang das ſtärkſte Pflichttheil ſtellten und vermöge ihrer angeborenen Neigung zum Waſſer den guten, deutſchen Seemannsruf erworben und erhalten haben. Wir können uns daher nur zu der im Volke herrſchenden Anſicht bekennen, daß vorzugsweiſe der Niederdeutſche zur Seefahrt ſich eignet. Die Söhne der mittel- und ſüddeutſchen Stämme neigen ja ſelbſtverſtändlich zum feſtländiſchen Beruf; entſchließt ſich aber der Binnenländer für die ſeemänniſche Laufbahn, dann wird er in manchen Fällen ein ganz vortrefflicher Seemann, der gegen ſeinen norddeutſchen Bruder in Nichts zurückſteht. Nur das herrſchende Plattdeutſch macht dem „Hochdütſchen“ viel Schwierigkeiten und giebt dem „an de Waterkant“ Geborenen vielfach Stoff zur beluſtigenden Unterhaltung. Verdeckfähig iſt allein die Mundart des Holſteiners und Hamburgers; ihnen ſchließen ſich an: die in Mecklenburg, Hannover, Schleswig, Oldenburg, Preußen, Bremen und Lübeck leicht hörbaren Abſtufungen. Der Thüringer, Heſſe, Württemberger, Bayer, Badenſer betheiligt ſich nur noch mit ganz beſtimmten Wendungen an der Pflege des plattdeutſchen Sprachgebrauchs. Sachſen aber wird von ſeinem im Inlande ſehr beliebten und verbreiteten Dialekt ſo in Anſpruch genommen, daß es nur einige niederdeutſche Worte und dieſe auch nur mit recht ſächſiſchem Tonfall zum Ausdruck bringt.

Meine faſt alle Staaten Deutſchlands repräſentirende Mannſchaft gab mir ſchon am erſten Tage ihres Dienſtantritts die

Gelegenheit, interessante Beobachtungen auf sprachlichem Gebiete zu machen. Ich hielt eine von einem älteren Matrosen empfohlene Vorsichtsmaßregel für nutzlos und würde dieselbe abgelehnt haben, wenn mich nicht ein vollberechtigter Einwand des in Erregung gerathenen Fürsprechers daran gehindert hätte. Als ich die ersten im unverfälschten Dialekt gesprochenen Worte meines vorsichtigen Bootsmannes vernommen, war mir zu Muthe, als befände ich mich auf der Brühlschen Terrasse und tränke in der Gesellschaft gemüthlicher Dresdener „mei Deppchen“ Bier.

Nur mit der größten Anstrengung konnte ich meine Heiterkeit verbergen, ich blickte zu Boden, als habe ich mich von der Zweckmäßigkeit jener Einrichtung vollkommen überzeugt, in Wahrheit verharrte ich in dieser Stellung nur, um das Zartgefühl des redseligen Landsmannes nicht zu verletzen und seinen verführerischen Heimathslauten noch ferner lauschen zu können.

„Weeß Knebbchen, Herr Capitän, Sie därfen sich druf verlassen, ich mache Sie keen Gesitze nich, aber die Chinesen — gehen Se mer weg, die Briderſch hab' ich Sie aber gründlich kennen gelernt. Damals, vor zwee Jahren hatten mer sone Schticker 700, die sollten mer ooch nach „Calchao“ bringen. Na, un uf'n Haar hätten se uns zu Aeppelmus gequetscht, ei ja! So lang die Chinesen noch Land wittern, sind se, weeß Gott, die reenen Luderſch.“

Meinem redegewandten Bootsmann in diesem Augenblicke zu widersprechen war mir unmöglich; ich willigte gern ein, noch eine weitere Sicherheitsmaßregel, die sich im Laufe unserer Reise auch wirklich sehr bewährte, anzuordnen. Manche Erfahrungen, die mein „heller Sachse“ auf seinem früheren Chinesentransport gewonnen, kamen jetzt unserer Einrichtung zur Beförderung der 600 Kulis ungemein zu statten. Die Vertreter der peruanischen Regierung hatten zu jener Zeit ihren Aufenthalt in Macao,

dem zur Einschiffung der Chinesen am günstigst gelegenen Hafen, genommen. In einem chinesischen Hafenplatze wäre die Anbordnahme zahlreicher Eingeborener, sobald sie zur Kenntniß der Behörde gekommen, mit dem Tode bestraft worden. Hatten die Söhne des himmlischen Reiches erst den Schlupfwinkel Macao erreicht, dann waren sie geborgen und mit ihrem ferneren, traurigen Schicksale, wie es sich auch gestalten würde, sehr zufrieden. Welche Arbeit man ihnen in fremden Landen auch auferlegte, welch' winzigen Lohn man ihnen auch zusicherte, die unglücklichen Geschöpfe waren mit Allem einverstanden. In dem übervölkerten China, wo unausgesetzt Hungersnoth und Epidemien herrschten, täglich Massenhinrichtungen gänzlich unschuldiger Menschen stattfanden, hatte ja ihr Leben gar keinen Werth. Wohl keine Rasse der Erde besitzt so wenig Bedürfnisse wie die mongolische, ihr menschliches Empfinden steht auf einer so niedrigen Kulturstufe, wie ich sie niemals bei den unciviliſirtesten Bewohnern Australiens bemerkt habe. Der Jahrtausende eingepferchte Mongole repräsentirt seine einstmals entwickelt gewesene Rasse nur noch in seiner äußeren Gestalt; wo der Chinese sich eingenistet, entzieht er jedem denkenden Menschen die Lebensbedingung; für die Staaten aber, die sich seiner zu Kulturzwecken bedienen, ihm willig ihre Pforten öffnen, wird der bezopfte „Ameisenhaufen" einstmals zur gefahrdrohenden Landplage werden.

Das kontraktliche Verhältniß der Kulis mit der peruanischen Regierung war auf acht Jahre geschlossen. Der für jede zu verrichtende Arbeit festgesetzte Preis war so gering, daß die peruanischen Vertreter sich wohl der festen Ueberzeugung hingeben durften, im Interesse ihres Landes gewirkt zu haben; — die Chinesen hatten noch niemals „solch fabelhafte" Summen für ihre Arbeit erhalten, so stand also vor der Hand ein erträgliches Verhältniß in Aussicht. Ursprünglich hatte der Chinese

wohl kaum die Absicht verfolgt, für immer der Heimat zu entsagen, er suchte ein bescheidenes Sümmchen im Auslande zu erwerben, um dann im himmlischen Reiche den Rest seiner Tage als Krösus zu verleben!*)

In allen Kontrakten hatten sie sich eine freie Rückfahrt nach Beendigung ihrer Dienstzeit bedungen, aber wie später die Regierung zu ihrem Bedauern einsah, haben die „gelben Heuschrecken" von diesem Vorbehalt nur selten Gebrauch gemacht. Ausgerüstet mit einer kleinen Kiste, welche einen kompletten Anzug: blauen Kittel, chinesische Schuhe und Beinkleid enthielt, kamen die Kulis in Begleitung eines chinesischen Arztes und des Dolmetschers an Bord, wo schon nach wenigen Minuten ihre häusliche Einrichtung erfolgte. Auch der Rheder erschien noch einmal an Bord, um die letzten geschäftlichen Anordnungen zu treffen. Bei seinem Abschiede überlieferte er mir ein eigenartiges Geschenk, zum Zeichen seiner besonderen Zuneigung. Es bestand aus einem 10 jährigen allerliebsten chinesischen Knaben, Namens Asoo, der mit diesem Wechsel sehr erfreut schien und sehr bald der erklärte Liebling der ganzen Mannschaft wurde. Asoo, den ich als Mandarin mit seidenem, gesticktem Gewand, Mandarin-Kappe u. s. w., sehr luxuriös eingekleidet, verrichtete den Dienst eines Leibdieners in höchst zufriedenstellender Weise. Schon nach wenigen Wochen konnte sich der intelligente Knabe in der englischen Sprache genügend unterhalten.

Während der Einschiffung drängte eine große Anzahl chinesischer Weiber, kleine Kinder tragend, nach der Schiffbrücke. Hier in meiner unmittelbaren Nähe streckten mir die Mütter ihre schreienden Sprößlinge entgegen mit dem unaufhörlichen

*) Wird auch in anderen Ländern himmlisch befunden. Anmerkung des Setzers.

Ruf im ſogenannten Pidjin-Engliſch entgegen: „Want you buy, Mr. Captain? Three Dollars each.“ Trotz des billigen Preiſes lehnte ich das „liebevolle“ Angebot dankend ab. Ob nur der Mangel an Dollars oder der Ueberfluß an Nachkommen dieſes unheimliche Geſchäft in's Leben gerufen, weiß ich nicht.

Je zehn Chineſen bildeten eine ſogenannte Backgeſellſchaft, die in engerer Gemeinſamkeit ihre Speiſen einnahm und alle erforderlichen Arbeiten wie eine Familie verrichtete. Das einmal feſtgeſetzte Menü wurde niemals geſtört, die Verpflegung während ihrer dreimonatlichen Reiſe war am letzten Tage genau dieſelbe wie am erſten, ohne daß der chineſiſche Magen auch nur die geringſte Ermüdung verſpürte.

Eine größere heroiſche Leiſtung habe ich nie von Chineſen geſehen. Am Morgen und Abend wurde ihnen heißer Thee verabreicht: das eigentliche Hauptmahl „Tſchau-Tſchau“, Reis mit getrocknetem Fiſch und Pickles, wurde zur Mittagszeit in einem überaus lebhaften Tempo eingenommen.

Es gab aber auch unter den Chineſen einige „Feinſchmecker“, die ſich eine Abwechſelung der Speiſekarte dadurch verſchafften, daß ſie ſich während der Nacht an Bord Ratten fingen, dieſe nach chineſiſcher Art zubereiteten und mit großem Behagen verſpeiſten. Ich habe niemals tüchtigere „Rattenfänger“ an Bord geſehen. Auf Deck befanden ſich mehrere oxhoftgroße, mit kaltem Thee gefüllte Fäſſer, welche den Chineſen vermittelſt eines Saugrohres Gelegenheit gaben, ihre trockenen Kehlen während des Tages anzufeuchten. Auch nach dieſer Richtung entwickelten die gelben Paſſagiere eine Rührigkeit, die unſeren Schiffskoch ſamt ſeinen vier Aſſiſtenten faſt zur Verzweiflung brachte.

Während der erſten Tage nach Beginn unſerer Fahrt war nicht die geringſte Veränderung im Weſen der Chineſen zu be-

merken, trotzdem hielten wir unausgeſetzt unſere Augen offen und achteten auf die unweſentlichſten Vorkommniſſe. Durch Vermittelung meines Dolmetſchers wurden außerdem vier ältere Chineſen gegen eine geringfügige Vergütung als Spione angeſtellt. Dieſe „Bevorzugung“ ſchmeichelte den Auserwählten ungemein; ſie verſicherten, jede unter ihren Genoſſen etwa verabredete Vereinbarung ſofort zu melden. Ich verſprach dieſen wenig „gewiſſensängſtlichen“ Chineſen nach treuer Pflichterfüllung eine beſondere Belohnung mit dem Hinzufügen, daß Verrath und Nachläſſigkeit mit dem Tode beſtraft würde.

Dieſe Bedingung erwies ſich, wie die ſpäteren Ereigniſſe ergeben werden, als durchaus praktiſch. Ein überaus günſtiger Wind ſchwellte unausgeſetzt unſere Segel, wir machten eine ſo vorzügliche Fahrt, daß wir ſchon am neunten Tage nach unſerem Auslaufen von Macao die Banka-Straße paſſirten. Hier aber ſchlug plötzlich das Wetter um, dem ſicheren Anzeichen des Sturmes folgte auch ſofort der Beginn. Schaumſpritzende, windgepeitſchte Wogen ſchlagen über Bord, grau und düſter wie die undurchſichtige Luft erſcheint auch das empörte Meer. Die Perſeverancia gleitet unaufhaltſam über die ſich wälzenden Waſſerberge hinweg. Noch iſt keine Veränderung in der Segelſtellung erforderlich, aber aufmerkſam geſpannt, jeden Moment die Befehle erwartend, ſtehen meine deutſchen Theerjacken wie Statuen bereit.

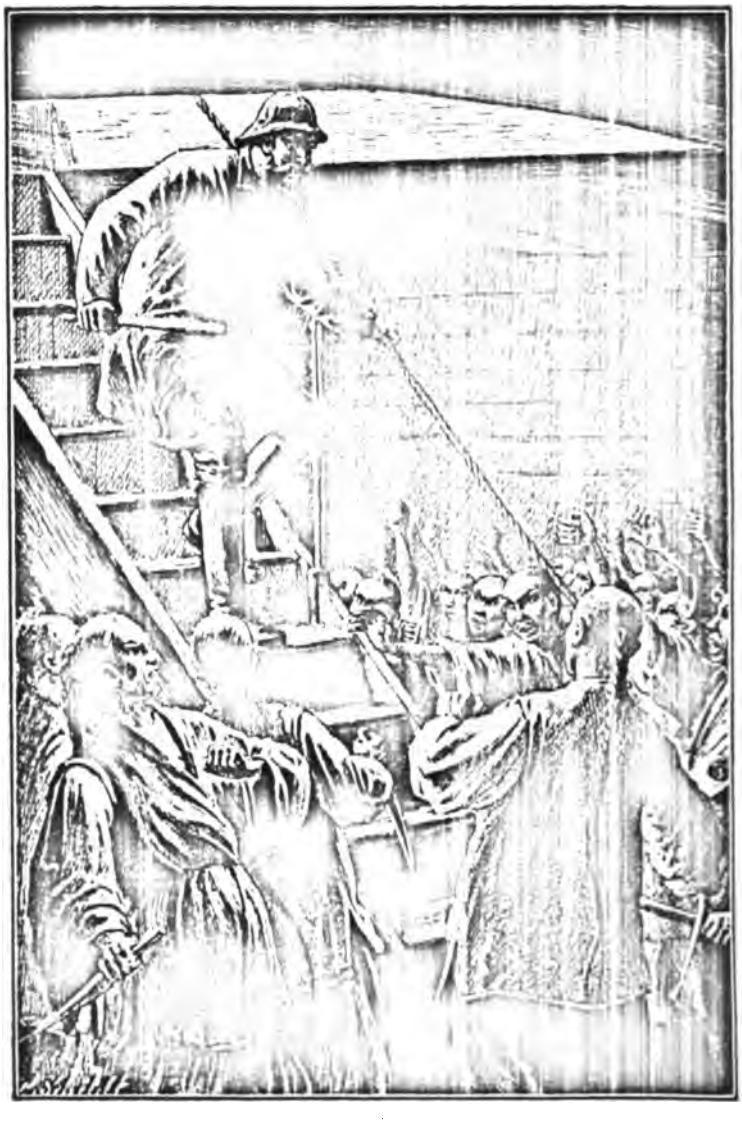
Während wir nun den eigentlichen Ausbruch des Sturmes erwarten, befinden ſich ſämmtliche Chineſen meinem Befehle gemäß im Zwiſchendeck; ihre lächerliche Furcht vor dem tobenden Wetter hätte nicht nur unſere Manövrirfähigkeit ſtören, ſondern auch mancherlei Unordnungen veranlaſſen können. Wir durften alſo wohl annehmen, daß unſere Paſſagiere, mit ihrer gewöhnlichen Unterhaltung beſchäftigt, am allerwenigſten bei ſolchem

Letter Böſes im Schilde führten. Laute Rufe, welche in kurzen Pauſen aus dem Zwiſchendeck erſchallten, ſchienen unſere Vorausſetzung zu beſtätigen, um ſo überraſchender mußte die Nachricht des herbeiſtürzenden Dolmetſchers auf uns wirken, welche er vom Spion erhalten und wonach ſich ſämmtliche Chineſen im vollen Aufruhr befänden und im nächſten Augenblicke den Angriff auf die Beſatzung unternehmen würden.

Jetzt gab es keine Zeit zur langen Ueberlegung, nur ein raſches, energiſches Vorgehen konnte das drohende Unheil abwenden. So ſchnell es Seeſtiefel und Oelzeug-Anzug geſtatteten, ſtürzte ich in's Zwiſchendeck hinunter und ſtand nach wenigen Minuten dem tobenden, ſchreienden, geſtikulirenden Haufen gegenüber.

Einen ſcheußlicheren, widerlicheren Anblick habe ich nie erlebt! Der ganze Raum glich einem brodelnden Rieſenkeſſel, aus welchem immer mehr unterirdiſche Geſtalten hervorquollen. Die nicht aus meiner Nähe gewichenen verwegenſten Geſtalten, welche mich mit Meſſern bedrohten, ſtreckte mein engliſcher Polizeiknüttel mit einem Schlage nieder. Schreiend und heulend wich die Maſſe zurück. „Ruhe hier, in Euere Kojen!“ donnerte ich jetzt mit der ganzen Kraft meiner nicht unweſentlichen Stimme den betroffenen Chineſen entgegen; dieſes übliche Kommando that ſeine Wirkung, der ſinnbetäubende Lärm wurde im nächſten Augenblick unterbrochen. „Wer ſind die Anſtifter?“ rief nach meiner Weiſung der inzwiſchen herbeigeeilte Dolmetſcher. Zahlloſe Hände bezeichneten zwei beſonders markante Chineſen als die Leiter des Aufſtandes.

Mit Blitzesſchnelle, ehe dieſe in dem noch immer wogenden Knäuel verſchwinden konnten, hatte ich ſie ergriffen, umwickelte mit ihren langen Zöpfen meine Hände, und konnte in dieſer bequemen Weiſe meine Beute nach wenigen Minuten in ſicheren Gewahrſam auf Deck befördern. Bedrückt von ihrer



Chineſen-Revolte.

Schuld, in ſehr richtiger Folgerung nichts Gutes erwartend, hatte es meine „chineſiſche Ausleſe“ mehrere Male mit Niederwerfen verſucht, um ſich von meinem unausgeſetzten Zerren und Ziehen zu befreien, aber glücklicher Weiſe waren es echte, noch nicht von europäiſcher Kunſtfertigkeit angekränkelte Naturproducte, die ehrlich aushielten und ſich nicht bei der geringſten Veranlaſſung von ihren Beſitzern trennten.

Die deutſche Zugkraft war, wie ſich ſpäter ergab, nicht ſpurlos auf die chineſiſchen Zöpfe verwandt worden; die Breite des bezopften Kleinods hatte ſich recht ſchmal geſtaltet, aber es hatte mir nach Lage der Sache gewiß nicht auf ein paar Haare ankommen dürfen, vielmehr mußte ich Alles aufbieten, damit meinen unbeſonnenen Chineſen die Luſt zu ferneren Meutereiverſuchen genommen wurde.

Während dieſes Vorgangs hatte meine naturgemäß erregte Beſatzung ihren Poſten ſelbſtverſtändlich nicht verlaſſen, als ich aber jetzt die Attentäter mit einer kurzen Erklärung auf Deck brachte, da war die Freude groß und ein kräftiger, deutſcher Hurrahruf hallte durch die dunkle Nacht. Kein Raum ſchien meinen Leuten zur Bewahrung ſicher genug. Auf Vorſchlag des recht ungemüthlich gewordenen Sachſen blieben die beiden Chineſen bis zum Morgen an den Hauptmaſt gefeſſelt.

„Hab' ich's nich gleich geſagt, Herr Capitän, daß mer den Luderſch nicht trauen darf? Es wäre weeß Knebbchen das Geſcheitſte, mer ließen ſe e paar Schtunden an ihren eegenen Zöppen baumeln.“

„Dat ſcheelt nich genog,“ fiel ein Plattdeutſcher heftig ein, „de verdreihten Kerls möt ne fixe Jack vull hebben.“ Von allen Seiten wurden jetzt die mannigfachſten Strafarten in Vorſchlag gebracht, jeder Antragſteller trat energiſch für ſeine warm empfohlene, wunderbar wirkende Methode ein. Immerhin war eine

ſtrenge Beſtrafung der Gefangenen im Intereſſe der Sicherheit durchaus geboten. Sämtliche Chineſen mußten am frühen Morgen, bevor ſie ihren Thee eingenommen, auf Deck erſcheinen, hier wurde ihnen vom Dolmetſcher mitgetheilt, daß ihre „Brüder“ gegen Geſetz und Ordnung verſtoßen und nun in Aller Gegenwart ihre wohlverdiente Strafe empfangen würden.

Die beiden Anführer, augenſcheinlich frühere Piraten, wurden auf eine ſchräge Leiter gebunden und ihnen verkündet, daß ihrem Rücken oder den angrenzenden Partien 27 Hiebe mit einem Tauende verabreicht würden; es läge aber in ihrer Wahl, ob ſie die ganze Mahlzeit auf einmal, oder in kleineren Portionen zu je neun Stück einnehmen wollten.

Unſere wenig ſtandhaften Miſſethäter entſchieden ſich einſtimmig für eine dreimalige Bedienung. Dagegen proteſtirten aber die übrigen Chineſen ganz entſchieden, ſie wünſchten, daß eine einmalige Vollſtreckung ſtattfände; wir hatten allen Grund dieſen Majoritätsbeſchluß auszuführen, allein ſchon um den Chineſen zu zeigen, daß wir gegen ihre vernünftigen Vorſtellungen nicht taub ſeien.

Der geehrte Leſer iſt gewiß der Anſicht, daß die einmalige Execution nur aus Rückſicht für die beiden Meuterer gewünſcht wurde, damit der empfindſame Schmerz mit einem Male überſtanden ſei, oder auch, daß das Zartgefühl der himmliſchen Söhne bei Wiederholung einer wenig äſthetiſchen Handlung ſich verletzt fühlte. O nein! So feinfühlend waren unſere Chineſen nicht. Sie wollten nur — wie proſaiſch! — nicht noch zweimal bei der Einnahme ihres Morgenthees geſtört werden. „Die Leute,“ meinte erklärend der Dolmetſcher, „können am Morgen ihren Thee nicht lange entbehren, bei leerem Magen wirkt das Schreien der Meuterer viel ſtärker auf ihre Nerven und ihre Empfindung.“

Dieſe Erfahrung kam mir ſehr zu ſtatten. Zunächſt ſetzten unſer zur Execution beſtimmter Bootsmann und ſeine Maaten ihr „zweckentſprechendes Tauende“ in Bewegung. Die erſten Schläge dieſes gebräuchlichen Schiffs-Inſtruments klatſchten mit einer achtunggebietenden Wucht auf die entblößten Körper nieder und bezeichneten dort ihre blutigen Spuren. Ein langgezogener Schrei durchzitterte die Luft. Die Köpfe der Zuſchauer neigten ſich wie ein vom leiſen Windhauch getroffenes Aehrenfeld zur Seite.

Sei es, daß ſich der ſchreiende Sünder an den Schmerz bereits gewöhnt, oder die deutſche Wucht im Laufe der Unterhaltung abſichtlich gemildert wurde, genug, das Schmerzgeheul des Meuterers wich einem allerdings noch gut vernehmbaren Aechzen und Stöhnen. Nummer Eins hatte bald ſeine gewiſſenhafte Anzahl empfangen und zog ſich mit einer Geſchwindigkeit, wie ich ſie kaum für möglich gehalten, in die unteren Gemächer zurück.

Bei dem zweiten Delinquenten wurde dasſelbe Verfahren beobachtet; trotzdem entwickelten ſich ſeine Stimmmittel zu einer viel bedeutenderen Höhe, als bei dem erſteren. War die Strafe auch durchaus nothwendig, jede Rückſicht verderblich, ſo intervenirte ich doch nach dem erſten Drittel zu Gunſten des Gezüchtigten.

„Heeren Se, Herr Capitän,“ verſetzte der gewiſſenhafte Profos kopfſchüttelnd, „dees geht ja gar nich; der Erſchte hat ſeine geherige Wichſe ooch ſchon weg, das wäre ja eene handgreifliche Ungerechtigkeit; ne, mer wollens den Luderchen geherig anſchtreichen, daß ihnen vor's Meutern ibel wird.“

Die Gerechtigkeit nahm nun ihren unerbittlichen Lauf; weder die Anzahl noch die Stärke der Hiebe wurden beſchränkt; erſt nachdem die Stimme des Maats die Zahl 27 verkündete, wurden die Stricke gelöſt und Numero Zwei hüpfte wie ein

Känguruh von dannen. Der überaus komiſche Abgang wurde vom Bootsmann mit den Worten begleitet:

„So mei gutes Thierchen, jetzt iſt alles in Ordnung, erſcht Eidechſe, un dann Thee trinken.“ —

Ich ließ nunmehr ſämmtlichen Chineſen vom Dolmetſcher verkünden, daß Jedem, der gegen die Ordnung verſtoße oder ähnliche Dummheiten wie die Beſtraften mache, dasſelbe Schickſal in bedeutend verbeſſerter Auflage bereitet werde, daß ich aber bei guter Aufführung und folgſamem Verhalten alle ihre berechtigten Wünſche erfüllen, überhaupt in der vorurtheilsfreieſten Weiſe gegen ſie verfahren würde. —

Ob nun das chineſiſche Ehrgefühl, die Furcht vor nüchternem Magen oder gar der Bekanntſchaft mit dem Tauende die gewünſchte Wirkung hervorgerufen, habe ich nicht genau feſtſtellen können, mir genügte auch die Thatſache, daß während unſerer ganzen Reiſe nie wieder eine ähnliche Ruheſtörung ſtattfand. Selbſt der Gemüthszuſtand unſerer Paſſagiere erfuhr in Folge unſerer Execution eine erfreuliche Veränderung; mit der Entlarvung der Anführer war die gewitterſchwangere Luft gereinigt, das allgemeine Alpdrücken beſeitigt. Eintöniger Geſang wechſelte mit den mannigfachſten Spielen, Domino, Dameſpiel, Fan-Tan ꝛc., denen faſt jeder Chineſe mit einer unſtillbaren Leidenſchaft ergeben iſt; der gewinnſüchtige Sohn des himmliſchen Reiches erträgt alle Qualen des Lebens mit erſtaunlichem Gleichmuth, — wenn ihm nur ſein Fan-Tan-Spiel nicht genommen wird.

Seinen Zopf bewacht der Chineſe mit einer ängſtlichen Sorgfalt; ohne dieſe ſonderbare, ſeit ſeiner früheſten Kindheit gepflegte Kopfzierde iſt ihm entweder das himmliſche Reich verſchloſſen, oder er wird nach ſeiner Rückkehr als Verbrecher behandelt.

Der Chineſe wird von dem Zopfkultus derart beherrſcht,

daß er ſich meiſtens den Tod giebt, wenn ihm der theure Kopfputz durch irgend welchen Zufall verloren gegangen iſt.

Allgemein herrſchte eine lebhafte Unterhaltung, Heiterkeit und Freude. Niemand wurde in ſeinem Spiel geſtört. Wollten wir aber unſeren Chineſen das höchſte Erdenglück, das wonniglichſte Entzücken bereiten, dann ließ ich ihnen das angebetete Opium zum Rauchen verabreichen. Die Chineſen hatten nach ihrer allgemeinen Ausſage nie ſo glücklich gelebt wie an Bord meines Schiffes, und ich bin überzeugt, daß ſie ſich auch ſpäter in ihrer neuen Heimath nach den Tſchau-Töpfen der Perſeverancia geſehnt haben. —

Nachdem die Gefahr einer Ueberrumpelung verſchwunden, trat eine gleich große, neue Sorge an mich heran. Der Geſundheitszuſtand meiner Paſſagiere verſchlechterte ſich immer mehr, täglich wurden mir Erkrankungen und Todesfälle gemeldet. Wenn darin keine günſtigere Wendung eintrat oder die wahre Urſache jener epidemieartigen Erſcheinungen nicht ergründet wurde, dann war mir nach menſchlicher Berechnung die Möglichkeit benommen, auch nur einen Kuli auf peruaniſchem Boden zu landen. Es ſtand demnach nicht nur das Leben der Chineſen ſondern auch mein Ruf und der materielle Vortheil des Rheders auf dem Spiele.

Die eigenthümliche Krankheit der Chineſen war mir natürlich vollſtändig fremd und iſt ſie mir auch bis zum heutigen Tage fremd geblieben; bei keinem anderen Volke habe ich ähnliche Erſcheinungen bemerkt, ich darf alſo wohl, ohne gegen die mediciniſche Wiſſenſchaft zu verſtoßen von einer „chineſiſchen Krankheit“ reden. Sie äußert ſich mit geringer Abweichung folgendermaßen: Zunächſt zeigen ſich auf der Bruſt der Chineſen kleine ſchwarze Punkte. Dieſe Punkte bilden die Köpfe von weißen, zwirnfadendünnen, zolllangen Würmern, welche der kranke Chineſe im erſten Stadium ſeines Leidens auf folgende Weiſe zu ent-

fernen ſucht. Der Kranke führt zunächſt eine etwas gebogene ziemlich lange Nähnadel in die einen Fingerbreit vom ſchwarzen Punkt entfernte Haut, drückt dann das untere Ende der Nadel nach oben und ſchnellt ſomit den gefahrdrohenden Paraſit aus ſeiner bisherigen Behauſung. Mit der Zunahme jener ſchwarzen Punkte verringert ſich die Muskelthätigkeit des Kranken und nach einem kurzen Zeitraum entſinkt ſeiner Hand die ſchützende Nadel. Ein tiefes Gelb verdrängt das Weiße im Auge, bei gänzlicher Appetitloſigkeit und langſamem Pulsſchlag ſinkt der Kranke erſchöpft nieder und windet ſich im ſtundenlangen Schmerze bis der unerbittliche Tod eintritt.

Wohl war ich leider außer Stande, nach dieſer Richtung mediciniſche Unterſuchungen vorzunehmen und die Urſache dieſer weißen Würmer als die vermeintlichen Vorläufer der Trichinoſe feitzuſtellen, aber dennoch mußte ich aus ſo mancherlei berechtigten Gründen von unſerem chineſiſchen Arzte eine ausführliche Erklärung verlangen. Allein der Jünger Aeſculaps erzählte mir eine ſo haarſträubende Räubergeſchichte von dem Weſen der Krankheit, erging ſich in ſo fabelhaften, myſtiſchen Bildern, daß mir im erſten Augenblicke unheimlich zu Muthe wurde. Nach der Darſtellung des geheimnißvollen „Doctors“ gehörten die von der Krankheit befallenen Chineſen der Taoſſeſekte an, die gegen das Geſetz verſtoßen, folglich den höchſten Geiſt (Schin) erzürnt, und da die Kranken jetzt nicht in der Lage ſeien, „Schin“ durch Opfer zu verſöhnen, ſo habe ihnen „Schang-ti“ (Gott) eine kleine „Einquartirung“ zugeſandt.

Dieſe wiſſenſchaftliche Begründung erhöhte nur meinen Argwohn gegen die ärztliche Befähigung des Privatdozenten. Ich ſuchte noch einmal durch den Dolmetſcher feſtzuſtellen, ob der Chineſe vielleicht nur aus Verſehen unter die Aerzte gekommen und ob er jetzt für gerathen halte, freiwillig zurückzutreten

andernfalls wünſche ich bei der Behandlung der Kranken anweſend zu ſein, um mich ſelbſt von der Wirkſamkeit ſeiner geheimnißvollen Kur überzeugen zu können.

Mit einer gut geheuchelten Entrüſtung gab der Herr Doctor die beruhigende Antwort: Er ſei nicht nur ein ſehr bekannter Tſchiiyen (Doctor) ſeiner Vaterſtadt und habe Tauſende vom Tode gerettet, er habe ſich auch in der Heilkunſt ſo vervollkommt, daß er ſchon ſeit vielen Jahren zum Tſchinſchih (Profeſſor) ernannt ſei, wie ſeine große Anzahl von farbigen Kugeln an der Kopfbedeckung beweiſe. Zwar verſtoße es gegen ſeine Religion, die Krankheit in Gegenwart eines Fremden auszutreiben, aber ich könne mich gerne von ſeiner Kunſtfertigkeit überzeugen.

Ich wünſchte dem Experimente des ſelbſtbewußten Tſchinſchih ſofort beizuwohnen. Ein zuletzt erkrankter Chineſe wurde auf Deck getragen und dort dem Herrn Profeſſor überliefert. Nach dem Vorbilde ſeiner europäiſchen Kollegen ſteckte nun unſer Heilkünſtler eine ſehr ernſte, beſorgnißerfüllte Miene auf; dann verneigte er ſich, Gebete murmelnd nach allen Windrichtungen gegen den Himmel, rollte den Kranken eigenhändig einige Male um ſeine eigene Achſe, damit die Würmer „gelöſt“ würden, und begann dann den Rücken des ſtöhnenden Chineſen mit einem reſpectablen Bambusſtabe geradezu fürchterlich zu bearbeiten.

Mit dem letzten Schlage des heiligen Bambusſtabes war die Wunderkur beendet, der ſchweißtriefende Doctor verkündete nun ſtolz erhobenen Hauptes, das Rettungswerk ſei vollbracht. Der Teufel, welcher bislang in dem Körper des Kranken gehauſt, ſei verſcheucht, innerhalb zehn Minuten könne ich mich von der vortrefflichen Wirkung ſeiner vorzüglichen Methode überzeugen.

Als ich den Kranken nach dieſer gewiſſenhaft inne gehaltenen Friſt wieder auf den Rücken legte, konnte ich die unausbleibliche Wirkung allerdings klar erkennen. Der Chineſe

war von ſeiner Krankheit vollſtändig befreit, von jedem Schmerz erlöſt: er war für immer aller irdiſchen Qualen enthoben, in's Schattenreich eingegangen. Die Kunſt des bezopften Profeſſors hatte ein neues Opfer gefordert.

Nun war aber meine Geduld erſchöpft! Der chineſiſche Quackſalber, meine Abſicht erkennend, verließ ſehr eilig den Schauplatz ſeiner Operation und flüchtete, von mir in demſelben Tempo verfolgt, nach der entgegengeſetzten Seite des Schiffes. „Die Jagd nach dem Doctor" währte nur einige Minuten; ſein flatternder, bis auf die Hacken herunterhängender Zopf bot mir die beſte Handhabe, dem Herrn Pſeudo-Profeſſor das wohlverdiente Honorar auszuzahlen. Nach dieſem eigenhändigen Verfahren wurde natürlich die ſelbſtgeſchaffene Doctorwürde zum Heile aller Erkrankten aufgehoben und damit die größte Gefahr für meine Paſſagiere beſeitigt.

Hätte ich meinen Wunderdoctor nur noch einige Wochen operiren laſſen, er hätte ſie alle zu Tode kurirt. Die Angaben des ſchlauen Chineſen, er habe in ſeiner Heimath ärztliche Functionen verrichtet, entbehrten nach meiner Meinung jeder thatſächlichen Grundlage. Wenn der „Herr Naturdoctor" nur einige Jahre gewirkt, hätte man ganz gewiß nicht von einer Uebervölkerung China's ſprechen dürfen. Ich war ſomit gezwungen, die ärztliche Behandlung meiner Kranken ſelbſt zu übernehmen, hoffentlich wird kein Geſundheitsamt deshalb eine Anklage gegen mich erheben, denn zu meiner Entſchuldigung darf ich hinzufügen, daß ſich meine Thätigkeit mehr darauf erſtreckte, die ſonderbare Krankheit zu verhüten, als ſie zu vertreiben.

Jedenfalls haben ſich die Kranken bei meiner prügelfreien Verordnung viel wohler gefühlt, und wenn die unerbittliche Schickſalsgöttin ihren Lebensfaden durchſchnitt, dann geſchah es

ſicher in ſchmerzloſerer Weiſe, als durch den bambusbereiten Aufſchneider.

Die Lebensweiſe der Chineſen auf meinem Schiffe war nach ihren allgemeinen Ausſagen vollkommen übereinſtimmend mit der in ihrer Heimath gewöhnten, es kam alſo zunächſt das elementare Reinigungsgeſchäft in Betracht, das nach genauerer Beobachtung einer gründlichen Verbeſſerung dringend bedurfte. Die Verwendung des Waſſers zum Waſchen des Geſichts oder Reinigen des Mundes war den Chineſen total fremd, ſie begnügten ſich damit, zwei Finger der rechten Hand in das naſſe Element zu tauchen und mit denſelben ihre Augen ſo ſanft wie möglich zu beſtreichen. Gegen dieſe Waſſerſcheu wurde folgendes höchſt wirkſames Verfahren eingeleitet: Am frühen Morgen, bevor der Thee eingenommen, mußten ſämmtliche Chineſen auf Deck erſcheinen. Nachdem die Bekleidung vom Oberkörper entfernt, wurden meine Schutzbefohlenen im zweigliederigen Kreiſe aufgeſtellt, die Waſchdeckpumpe (Feuerſpritze) in Thätigkeit geſetzt und ein mächtiger Waſſerſtrahl ſo geſchickt gegen die zahlreichen waſchbedürftigen Geſichter gelenkt, daß das nothwendige Reinigungswerk ſchon nach wenigen Minuten vollbracht war. Zum Abtrocknen bediente man ſich der bereitwilligen Sonnenſtrahlen.

Unſere Waſchvorrichtung bot eine Fülle drolliger Scenen, die zu beſchreiben mir leider der Raum mangelt. Nur der Profeſſor a. D. erhielt ſeinen Waſſerſtrahl ſeparat; dieſe Bevorzugung machte ihm kein allzu großes Vergnügen; beim erſten Male hatte er, um Luft zu ſchnappen, den Mund geöffnet und ein großes Quantum Waſſer war zum Gaudium der Beſatzung hinein gerathen, ſpäter wußte ſich der Gemaßregelte ſehr gut durch Schließen des Mundes dagegen zu ſchützen. Immerhin bereitete ihm unſere regelmäßige „Spritztour“ noch manches wohlverdiente Mißbehagen. Eine Stunde nach Einnahme des

Thees mußten die Chineſen abermals antreten, ihre Zungen ausſtrecken und die Augen ſoweit wie möglich öffnen.

Sobald ſich ein verdächtiges Merkmal zeigte wurde der Betreffende abgeſondert, um jede Uebertragung zu verhüten. Auch dieſe Procedur machte unſerem entlaſſenen Doctor viel Kummer, er war nun einmal den ziemlich derben Witzen unſerer Matroſen ausgeſetzt und mußte alles über ſich ergehen laſſen, oder er wurde ganz einfach mit ſeinem eigenen, heiligen Bambusſtabe durchgeprügelt. Der Hauptſchalk war natürlich unſer Bootsmann: ſo oft ich meine Inſpection begann, wich er nicht von meiner Seite. Bei Niemandem ſtörte er die Unterſuchung, kamen wir aber am Schluſſe unſeres Rundganges zum „Herrn Doctor“ und dieſer mußte ſeine ungemein entwickelte Zunge ausſtrecken, dann drückte unſer gewandter Sachſe jedesmal ſeinen Daumen und Zeigefinger auf das herunterhängende Sprachorgan.

Der allgemeine Geſundheitszuſtand meiner Chineſen hatte ſich im Laufe einiger Wochen weſentlich gebeſſert, die Zahl der Kranken verringerte ſich immermehr, und nur ſehr ſelten gelang es dem unerbittlichen Tod, mir einen Paſſagier zu entreißen. Stirbt der Chineſe im fremden Lande, ſo verwendet der ärmſte Anverwandte ſeine letzten Mittel zur Ueberführung der Leiche in's Heimathsland. Das ganze nach vielen Jahren erlangte Erſparniß des Kuli dient nur dieſem Zwecke. An Bord unſeres Schiffes konnten wir auf die religiöſe Satzung der Chineſen keine Rückſicht nehmen, die Leichen wurden einfach in Segeltuch genäht und vor Aufgang der Sonne in Gegenwart ſämtlicher Chineſen in's Meer verſenkt.

Bei einem der letzten Todten, der nach Angabe des Dolmetſchers einer höheren Klaſſe angehörte, wurde auf Wunſch der Chineſen von dieſer üblichen Beſtattung Abſtand genommen. Zehn Mann, geführt von dem nächſten Verwandten, nahmen

den Leichnam in Empfang; nachdem einige kurze Gebete gemurmelt und eine käuflich erſtandene, leere Waſſertonne herbeigeſchafft, wurde der Todte in den eigenartigen Sarg, der zuvor mit etwas Sandballaſt verſehen, — hineingeſtellt. Während ein Theil der Beſtatter den entſeelten Körper in ſeiner horizontalen Lage feſthielt, verfertigte der andere einen zirkelrunden, kopfgroßen Einſchnitt in dem zum Verſchluß der Tonne dienenden Deckel; als dieſer befeſtigt war, konnte der Kopf des Todten durch die Oeffnung nicht wieder zurück und war ſomit auf der Außenſeite des Deckels feſtgebannt. Abermals folgten einige kurze Ausrufe der Zuſchauer, dann hoben die zehn Chineſen die mit ihrem entſeelten Genoſſen beſchwerte Tonne hoch und ſchleuderten ſie weit in's Meer. Bei dem ruhigen Seegange konnten ſich die Chineſen noch lange an dem Anblick ihres ſchwimmenden Freundes laben; ſo oft die Wellen den Tonnenſarg emporhoben und ſchaukelten, mußte ſich auch der Kopf des Todten naturgemäß bewegen. Dieſe hüpfende Bewegung entfachte den Jubel unſerer Chineſen, ein nie vorher bemerktes Entzücken ſprach aus ihren ſchräg geſchlitzten Augen; ſie gaben ſich der Ueberzeugung hin, daß das von ihnen angebetete Weſen ihren Wunſch auch ohne Opfergabe erhört habe, der vermeintliche Todte wieder erweckt ſei und nun ſeinen Weg in's ferne Heimathland beſtimmt finden werde.

Obſchon die eigenartige Beſtattung auf uns einen komiſchen Eindruck machte, enthielten ſich meine Leute doch jeder pietätloſen Bemerkung. Bootsmann Sachſe brachte auch dieſes Mal ihre Empfindungen zum Ausdruck.

„Ei ja, es iſt ja freilich ſehr eegenthümlich, aber beim Tod heert die Gemithlichkeit auf, ich bin weeß Knebbchen kee Schpaßverderber, aber wo andere Menſchen dran glauben, das darf man nich lächerlich machen.“

„Fallt ok Keenen in, aber ick lat mi nich vertellen, dat de chineſiſche Diogenes mit ſin Tünn na Huus ſeilen kann.“

„Daß muß man überhaupt nur bildlich nehmen; nun ja, laß doch — jeder Eenzige macht ſich den Himmel uf ſeine Weiſe.“

„Mi ganz egol.“

Aber Du glaubſt doch ooch daran.“

„Da kannſt Di to verlaten.“

„Na ſiehſte woll, Du globſt daran und biſt ooch noch nich dageweſen.“

„Ick gleuf, Du warſt pütcherig, öber achttein Johr bün ick dorweſen.“

„Du biſt achtzehn Jahr im Himmel geweſen?“

„Dummerhaften Snack! Ick denke in düſſen Oogenblick an min Hamborg — dat is min Himmel.“

„Nu ja, das muß man ſagen, Hamburg is ä ſcheenes Städtchen.“ — Bei der Erwähnung dieſes Lieblingsaufenthalts der Seefahrer begannen alle Zuhörer ſofort ein bekanntes Matroſenlied zu ſingen, welches die Anhänglichkeit und Freude des Seemanns ausdrückt.

„Heert doch nur mal en Oogenblick mit Eurem Getratſche uf. Ich kenne ja Hamburg wie meine Weſtentaſche, hab' da ſchon dreimal eine Monatsheuer verpulvert, das Geld rutſcht Einem dort nur ſo durch die Finger, ei ja, na un die kleenen Luderſch — un erſt de Beefſteaks — der ſcheene Tabak — das Leben uf St. Pauli.“ — — —

„Na, nu heur ober mol up. Du mokſt Eenen jo ganz wabbelich to Moth. Duuert ja noch een ganz Jahr, bet wi webber do ſünd. Junge, Junge denn geiht ober webber los.“

Dienſtliche Verrichtungen ſtörten leider den „religiöſen“

Ideengang der Streitenden: es währte nur wenige Minuten und alle Anklänge an die ferne Heimath waren wieder verschwunden. Ich muß noch einer chineſiſchen Gewohnheit, welche regelmäßig ergötzliche Verwechſelungen hervorrief, erwähnen. Während des wochenlangen, unausgeſetzten Verkehrs mit den Chineſen hatten wir die gebräuchlichſten, meiſt einſilbigen Worte ihrer Sprache erlernt und konnten uns mit ihnen nothdürftig unterhalten; fehlte uns die wörtliche Bezeichnung, ſo ſuchte man ſich mittelſt Geberdenſprache zu verſtändigen. Aber darin lag gerade das Komiſche. Der Chineſe ſchüttelt den Kopf zum Zeichen des Bejahens und nickt, wenn er Nein ausdrücken will. Selbſt in dieſer geringfügigen Gewohnheit ſtanden ſich Orient und Occident diametral gegenüber.

Mit dem Wetter durften wir noch immer zufrieden ſein. Zwar hatte ſchon mancher wuchtige Sturm unſere Aufmerkſamkeit geprüft und uns ſehr zuvorkommend daran erinnert, daß wir uns in einem recht heimtückiſchen Fahrwaſſer befanden, doch hatte er uns ſonſt nicht allzu oft beläſtigt. Dieſe Rückſicht hörte aber ſehr bald auf. Am betreffenden Tage befanden wir uns vor dem Eingange der Sunda-Straße; es war am ſpäten Nachmittage, klar und deutlich lag das ganze, intereſſante Bild einer ruhigen See vor uns. Innnerhalb weniger Minuten war der maleriſche Anblick gleich einer Fata Morgana verſchwunden. Tiefes Dunkel verhüllte das Sonnenlicht, donnerartiges Getöſe erbrauſte in der Luft; ein ſtrömender Regen, von dem zuckenden Blitzſtrahl prismenartig beleuchtet, vervollſtändigte dieſe plötzliche Verwandlung.

Der Sturm brach mit ungewöhnlicher Heftigkeit los. Trotz des günſtigen Windes war ich gezwungen, die doppelt gerefften Marsſegel bis auf die Kappe niederzulaſſen, dennoch flog mein Schiff pfeilgeſchwind dahin. In jedem Augenblicke hoffte ich das

Feuer von Anjer in Sicht zu bekommen, aber ſtundenlang harrte ich vergeblich auf das erſehnte Zeichen. Nicht der geringſte Anhalt bot ſich unſeren ſpähenden Blicken, es war nicht mehr mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen, wo ich mich befand. Solche Situation iſt wohl geeignet, eine nervöſe Unruhe beim verantwortungsvollen Führer hervorzurufen. Auf weitem, freiem Meere vermag der ſtärkſte Sturm die Ruhe des erfahrenen Seemannes nicht zu erſchüttern, er empfindet ſogar ein gewiſſes von Selbſtbewußtſein getragenes Behagen, mit dem dräuenden Wetter ringen zu können, er weiß, daß ihm bei ruhigem Blute, klarer Beſonnenheit und ſcharfem Ausguck der Sieg nicht fehlen kann. Ein unbeſchreibliches Hochgefühl wölbt die Bruſt des Führers, wenn er nach überſtandenem Kampfe mit dem Sturme ſein Fahrzeug gerettet, wenn menſchliche Geſchicklichkeit über die elementaren Gewalten triumphirt.

Aber wir befanden uns leider nicht auf offenem Meere, wir hofften ja jeden Moment das Feuer von Anjer zu ſichten, mußten uns alſo zweifellos in der Nähe der Küſte befinden. Unſere Lage war durchaus ernſt, zahlloſe Leben ſtanden auf dem Spiele: was in der menſchlichen Macht ſtand, um das drohende Unheil abzuwehren, war freilich geſchehen. Seit mehreren Stunden hatten wir unausgeſetzt auf unſeren Poſten, jeden Moment zum Eingriff bereit, verharrt und noch immer bot ſich den ſcharf auslugenden Blicken nicht der geringſte Anhalt, vergeblich rollte das Senkblei hinab, der erwünſchte Meeresgrund war nicht zu finden! Endlich lichtete ſich das tiefe Dunkel, in der grau ſchimmernden Ferne dämmerte der Erlöſung bringende Tag. Aber noch ehe ein freudiges Gefühl unſere Bruſt durchzog, hatten wir die drohende Gefahr erkannt; wie eine graue Felswand flimmerte es vor unſeren Augen, die nächſten nervenerregenden Sekunden brachten die Gewißheit. Das Donnergetöſe der nahen

Brandung ſchlug deutlich an mein Ohr. In demſelben Moment gab ich das Kommando: fürchtend, die Leute am Steuer könnten eine Sekunde mit der Ausführung zögern oder meinen Befehl nicht verſtanden haben, ſprang ich hinzu und drehte mit aller Macht das Steuer. Das Schiff flog mit einer ungemein ſcharfen Wendung herum.

Jetzt war das nahe Ufer klar zu erkennen: noch ein paar Schiffslängen — wir wären unrettbar verloren geweſen! Eine Centnerlaſt war von mir genommen. Jetzt, wo ich die Situation genau erkannt, war wenigſtens die größte Gefahr beſeitigt: wir liefen noch einige Knoten in der bisherigen Richtung, um möglichſt viel freies Fahrwaſſer zu gewinnen. Erſt nachdem das unheimliche Getöſe der nahen Brandung verſtummt war, konnten wir die Urſache unſerer Coursverwirrung feſtſtellen. Ein überaus ſtarker Gegenſtrom hatte uns unbemerkt zurückgeſchnellt. Dieſe gefahrvolle Täuſchung, welche oft dem beſten Seemanne den Untergang bereitet, wurde freilich durch eine regneriſche, dunkle Sturmesnacht weſentlich unterſtützt, aber welch' ungeheure Macht mußte der Gegenſtrom in ſich bergen, wenn er das vor dem Winde liegende Schiff mit einer Schnelligkeit zurücktrieb, daß wir nicht einmal die Rückwärtsbewegung trotz aller Aufmerkſamkeit bemerken konnten. Der erfahrenſte Seefahrer iſt gegen dieſe räthſelhafte Erſcheinung niemals geſchützt, leider iſt es den zahlreichen Forſchungen bis jetzt nicht gelungen, weder die Urſache, noch die Anzeichen dieſer Strömungen wiſſenſchaftlich feſtzuſtellen. Wie in ſo vielen unberechenbaren Fällen bleibt auch hier eine ſcharfe Wacht des Capitäns der beſte Schutz für Schiff und Ladung. Statt, wie ich wähnte, mit fliegender Fahrt in die Sundaſtraße hineinzuſegeln, wie es auch, wenn man über Bord in das Waſſer blickte, der Fall zu ſein ſchien, war ich durch den Gegenſtrom ganz nach St. Nicolas

Point und weiter in die Java See hinein zurückgetrieben, ſo daß ich den ganzen nächſtfolgenden Tag gebrauchte, um die widerwillig zurückgelegte Entfernung wieder einzuholen und den Ankerplatz vor Anjer zu erreichen. Es iſt dieſes ſchon an und für ſich eine ſchwierige Aufgabe, da man dicht unter Land fahren muß, um überhaupt Ankergrund finden zu können. Hier in Anjer wurden vorzugsweiſe neue Waſſervorräthe eingenommen, aber auch die friſchen Gemüſe und Geflügel, welche geſchäftseifrige Händler für eine geringe Summe an Bord brachten, nicht verſchmäht. Dann ging es unaufhaltſam weiter auf der offenen, freien Meeresbahn. An einem regneriſchen Tage hatte ich die Antipoden-Inſel zu paſſiren.

Nach meiner Berechnung mußte ich genannte Inſel 8 Uhr Abends erreichen. Wenige Minuten vor dieſer Zeit gab ich dem Oberſteuermann die Weiſung gut aufzupaſſen, da wir in aller kürzeſter Friſt die Antipoden-Inſel gerade vor uns in Sicht bekommen würden. Kaum war ich in die Kajüte zurückgekehrt, um den Schiffsort auf der Karte genau abzuſetzen, als der elektriſierende Ruf des Oberſteuermannes an mein Ohr ſchlug:

„Antipodes right a head Sir!“

Ja wahrhaftig — da lag die grauſchimmernde Felswand, trotz des ſtrömenden Regens deutlich erkennbar, vor mir. Ich ließ das Schiff zwei Strich anluven und flog nun, alle Segel geſetzt, gleich einer eilenden Wolke an dem dräuenden Felſen vorüber. Die Zuverläſſigkeit meines Chronometers bereitete mir eine unausſprechliche Freude und Genugthuung. Seit vielen Tagen kein Land geſehen, nur auf Chronometer und Monddiſtanz-Berechnung angewieſen — und dennoch hatte ich mit dem Glockenſchlage den winzigen Punkt erreicht. Vielleicht wird der geehrte Leſer meine ſeemänniſche Freude begreiflicher finden,

wenn ich ein ſchwaches Gleichniß hinzufüge. Auf weiter unabſehbarer Ebene liegt ein kleines Steinchen; nach tagelangem, andauerndem Marſche ſoll der Wanderer dieſes Steinchen zu einer beſtimmten Minute treffen. —

Deutlich hörte man das Brauſen der brandenden Wogen, man wähnte ſo nahe dem Felſen zu ſein, als könne man ihn mit der Hand berühren. In wenigen Minuten war das impoſante Schauſpiel meinen Blicken entſchwunden. Der kräftige deutſche Hurrahruf, mit welchem meine Leute unſeren ſicheren Cours begrüßten, klang mir noch lange wie die herrlichſte Melodie in den Ohren. Naturgemäß hatte die unmittelbare Nähe des Felſen, ſowie meine genaue Berechnung den Humor meiner Matroſen entfacht und eine lebhaftere Unterhaltung hervorgerufen:

„Verdori nich noch mol, dat kummt ober genau ut.“

„Mokt doch bannigen Spoß.“

„Ik heff heurt wie de Captein den Stürmann Beſcheed ſäg — un teihn Minuten noher hefft wie de Antipoden richtig ſot.“

„Unſ' Captein is doch en fixen Kerl“.

„Seid Ihr aber geſcheite Menſchen.“

„Wahr Du man din Näs Bootsmann, ſonſt ſchüürt ſe ſik noch an de Antipoden un geiht am Enn noch fleiten. Ik meen din Näs.

„Na für Leute mit'n großen Mund iſt's hier noch viel gefährlicher.“

„Wat wullt Du domit ſeggen?“

Glücklicherweiſe wurde der unter Seefahren ſehr beliebte Redekampf bald beendet; zwar verſetzt der geſunde Witz dem Gegner manch guten Hieb, aber die Pointe ſtützt ſich meiſt auf

gewagte Bilder, die nur an Deck als ſalonfähig erachtet werden. Während der letzten Stunden war die unentbehrlich ſcheinende Pfeife verſchwunden, jetzt aber kam ſie wieder aus allen Weſtentaſchen an's Tageslicht und ſandte ihre ringelnden Dampfwölkchen ſorglos zum Himmel. Der Genuß des Tabaks geht dem Seemanne über alles — es iſt geradezu ein Vergnügen zu beobachten, mit welchem wonnigen Behagen Jan Maat das narkotiſche Kraut in Aſche verwandelt.

4. Kapitel.

Von allem Leid und Schmerzen,
Von Freude und von Glück
Da bleibt allein im Herzen
Erinnerung nur zurück.

Öffentlicher Verkauf der Kulis. — Leben und Treiben in Lima. — Gefahrvolle Augen. — Afoos Abſchied. — Auf den Chinchas Inſeln. — Vom Guano. — Peruaner Seelöwen. — Liebenswürdige Offerten. — Deutſcher Forſchertrieb. — Don José Canevaro. — In Sturm und Not. — Erinnerung an Daheim. — St. Elmsfeuer. — Ein Kampf der Meeresbewohner. — Ein vortreffliches Heilmittel. — Im Vorzimmer Europas. — Am Ziel. —

Am Abend des achtundneunzigſten Tages unſerer Fahrt ankerten wir im Hafen von Callao, unſer Ziel war erreicht. Hatte ich auch beim Beginn der Reiſe mehrere Chineſen durch den Tod verloren, ſo durfte ich doch auf eine glücklich vollendete Aufgabe zurückblicken.

Früh am nächſten Morgen, nachdem ich vom Rheder auf's Freundlichſte begrüßt, begann an Bord ein intereſſantes Treiben, das in ſeinen Grundzügen lebhaft an den Weibermarkt zu Richmond erinnerte. Die Chineſen zeigten ſich heute in großer Toilette, ſie hatten nach meiner Weiſung ihren beſonderen Anzug angelegt und präſentirten ſich ſo vortheilhaft wie nur möglich ihren neuen Brodherren.

Nachdem die Kulis eine paradeähnliche Aufſtellung genommen, erſchienen die Herren aus Callao, meiſt Plantagen-Beſitzer,

Kaufleute, sowie auch Angehörige der verschiedensten Berufsarten vor der Front der zur Ansicht ausgestellten Chinesen. Der Markt begann: der musternde Blick des Käufers überflog einen Augenblick die lange Reihe, dann aber mußte er auch schon seine Auswahl treffen und den vom Rheder festgestellten Preis anerkennen. Viel Zeit zum Handeln war nicht vorhanden, wer den Preis nicht zahlen wollte, mußte der Konkurrenz den Vorzug lassen oder sich mit geringwerthiger Qualität begnügen.

Am höchsten im Preise standen die großen, jungen, kräftigen Kulis, welche eine größere Arbeitskraft repräsentirten: für diese wurden 700 Dollars per Stück bezahlt und gelangten sie sehr rasch in feste Hände. Im Verhältniß zur Qualität sinkt der Preis immer tiefer, dennoch behält der Rheder am Schlusse des Marktes nicht ein Stück auf Lager, sondern schlägt das zehrende Kapital zu jedem Anerbieten los. Die Notirungen für Kulis schwanken daher zwischen 300—700 Dollars.

Sobald der Chinese durch Ankauf in Besitz seines Brodherrn übergegangen, verläßt er, ohne Abschied zu nehmen, das Schiff und bezieht sein ihm angewiesenes, meist recht bescheidenes Heim. Das kontraktliche Verhältniß zwischen ihm und dem Arbeitgeber wird auf folgende Weise geschlossen. Der Kuli ist auf eine gewisse Anzahl von Jahren verpflichtet, die ihm aufgetragene Arbeit gegen eine geringe Entschädigung zu verrichten, hieraus ergiebt sich im Laufe der Zeit für den Käufer ein Ueberschuß, welcher zunächst den gezahlten Kaufpreis deckt. Bei den überaus geringen Ansprüchen der Chinesen verbleibt ihnen trotz aller ungünstigen Bedingungen in den meisten Fällen ein Ersparniß, das nach europäischen Verhältnissen äußerst gering, den Chinesen aber volle Befriedigung gewährt, auch wenn er in das Land der Mitte nie wieder zurückkehrt.

Die Ueberführung der Chinesen nach Peru wurde von dem

Rheder, in deſſen Taſche der Kaufpreis floß, als ein einfaches Frachtgeſchäft betrieben. Jedenfalls ſtellte ſich das im „Intereſſe des Landes“ betriebene Unternehmen bei ſeinem Beginnen ſehr lukrativ für den Rheder. Rechnet man beiſpielsweiſe 600 Kulis zum Durchſchnittspreiſe von 500 Dollars per Stück, ſo ergiebt das die ſehr reſpektable Summe von 30,000 Dollars und ſelbſt, wenn 10,000 Dollars für die erforderlichen Unkoſten angenommen werden, ſo konnte der Rheder noch immer 20,000 Dollars auf der Creditſeite des Kuli-Contos verzeichnen.

Bei dem derzeitigen Mangel an billigen Arbeitskräften in Peru wurde die Einführung der Chineſen nicht nur als eine vollkommen legale, ſondern ſogar als eine erlöſende Aufgabe geſchätzt. Seitdem meine Perſeverancia in Callao gelandet, haben 200,000 Chineſen Chile und Peru überſchwemmt und mit dieſer traurigen Thatſache dürfte jene kurzſichtige Anſchauung wohl endlich widerlegt ſein. Nach Erledigung meiner Angelegenheit fuhr ich mit der Eiſenbahn nach Lima.

Die Hauptſtadt der ſüdamerikaniſchen Republik Peru iſt nur annähernd 9 Kilometer von Callao entfernt und zeigt bei ihren regelmäßigen Straßenanlagen, ſchönen, öffentlichen Gebäuden und freien Plätzen einen großſtädtiſchen Charakter. Nächſt der ſchönen im Renaiſſanceſtil erbauten Kathedrale nimmt das Univerſitätsgebäude, das Dominikaner-Kloſter das Intereſſe des Beſchauers in Anſpruch. Lebhaftes Treiben herrſcht in den Straßen. Der raſchlebige Peruaner beſitzt keine beſondere Arbeitsluſt, ſondern ſchwärmt nur für Nichtsthun, Vergnügen und Damen.

Einer der wichtigſten Gegenſtände für die Toilette der Damen Limas iſt das Kopftuch. Die Art des Tragens weicht von der europäiſchen Mode auffallend ab. Die Frauen und Mädchen der beſſeren Geſellſchaft Limas hüllen ihr meiſt ſehr

ſchönes Geſicht in die Manta, einen Schleier von ſchwarzem Seidenzeug und laſſen nur die Augen durch eine genau begrenzte Oeffnung frei.

Manche Dame weicht von dieſer Gewohnheit inſofern ab, als ſie nur ein Auge der neugierigen Welt preisgiebt. Auf dieſe einfache Weiſe iſt die Dame ſelbſt für die näheren Bekannten vollſtändig unkenntlich. Unter dem Schutze dieſer Verſchleierung beſuchen die Frauen Limas die eleganten Cafés der Stadt und fürchten ſich nicht allzuſehr vor galanten Abenteuern. Da nun aber das ſtarke Geſchlecht auch in Lima ſchwach genug iſt, hinter jedem Schleier eine außergewöhnliche Schönheit zu vermuthen, ſo kommt es in den öffentlichen Cafés ſehr oft vor, daß der eigene Mann die ſprühenden Gluthaugen ſeiner eiferſüchtigen Gemahlin nicht erkennt, ſeine Liebenswürdigkeit immer mehr ſteigert, bis die wuthentbrannte Ehehälfte plötzlich den Schleier entfernt und ſich in „aller Herrlichkeit“ dem peinlich überraſchten Gemahl präſentirt.

Ich habe in Lima recht vergnügte Tage verlebt und glaube wohl verſichern zu dürfen, daß ſich auch meine Mannſchaft dort nicht ſehr gelangweilt hat. Das Kommando der Perſeverancia wurde mir vom Rheder Don José Canevaro, der auch gleichzeitig das Amt des italieniſchen Konſuls bekleidete, für fernerhin übertragen. In dieſer Eigenſchaft mußte ich mich nach den Landesgeſetzen einer Prüfung unterwerfen, die mir allerdings keine Kopfſchmerzen verurſachte, derzufolge ich aber zum peruaniſchen Capitän ernannt wurde, wie die folgende Abſchrift meines Patents beſtätigt:

Republica Peruana.

Alfredo Tetens natural de Dinamarca Ante V. E. digo que habiendo elegado a' este Puerto con procedencia de la China al Mando de la Fragato nacional

"Perseverancia" y deseando camplir conlo dispuesto en el decreto supremo de 4 de Agosto de 1840 ocurro a' V. E. afin de que se sirva ordenar se me examine de segundo Piloto de Altura para lo cual poseo los conveimientes necesarios pues hace largos anos que he exersido mi profecion en todó el Globo y para ello A. V. E. Pido y suplico se sirva acceder á mi solicitud por ser dejusticia gracia etc.

In wohlweiſer Erwägung der zwiſchen Spanien und Peru herrſchenden Spannung, die ſpäter zum Kriege führte, übergab mir mein Rheder für den Nothfall auch italieniſche Schiffspapiere und Flagge. Aſoo, mein kleiner reizender Mandarin, ſah ſeine Landsleute ohne jede Regung ſcheiden; es erſchien ihm ſelbſtverſtändlich, daß er auch jetzt noch in der bisherigen vertrauensvollen Weiſe bei mir blieb. Auch ich hatte das nette Bürſchchen, das Alles that, was es mir an den Augen abſehen konnte, recht lieb gewonnen: an eine Trennung war alſo vorläufig noch nicht zu denken und doch ſollte dieſe raſcher erfolgen, als wir Beide ahnten.

Im Hauſe meines Rhebers in Lima wurde ich in der zuvorkommendſten Weiſe empfangen. Aſoo, der mich wie gewöhnlich begleitete, wich auch ſelbſt beim Diner nicht von meiner Seite und leiſtete mir die kleinen Dienſte mit einer Gewandtheit und Gewiſſenhaftigkeit, die jeden Beobachter erfreute. Noch mehr als der Rheder fanden ſeine zwei bildſchönen Töchter Gefallen an dem kleinen Chineſen. Mir wurde die Ehre zu Theil, während der Tafel zwiſchen jenen blühenden Peruanerinnen placirt zu werden.

War es für mich, der bisher nur den Umgang mit Wind und Wetter, Schiff und Ladung gepflegt, dem der Anblick ſolcher beſtechlichen Gluthaugen etwas ganz Unerwartetes war und der noch niemals ſo verheißungsvolle Liebenswürdigkeit ſeitens junger

Damen empfangen, ſchon eine anſtrengende Aufgabe, in der Nähe dieſer gefahrvollen Klippe vor Anker zu liegen, ſo wurde es mir geradezu unheimlich zu Muthe, als ich jetzt im immer ſtärker werdenden Kreuzfeuer von rechts und links mit den ausgeſuchteſten Aufmerkſamkeiten überſchüttet wurde.

Vor lauter Liebenswürdigkeit bekam ich natürlich Nichts zu eſſen; die zahlloſen Schüſſeln, deren duftender Inhalt ſo verführeriſch auf meine Geruchsnerven wirkte, verſchwanden auf einen Wink meiner zuvorkommenden Nachbarinnen, wie ſie gekommen, unberührt. Von Hunger und Liebe gleich ſtark bedrückt, würde ich vielleicht aus meinem Cours getrieben ſein, wenn nicht glücklicherweiſe die ſchweſterliche Konkurrenz, der weibliche Ehrgeiz, die peruaniſche Eitelkeit für mich eingetreten wäre und ſo jede Bevorzugung im Keime erſtickte.

„Ach, Herr Capitän, bemerkte meine Nachbarin „rechts", von einem hörbaren Seufzer unterſtützt, ach, Herr Capitän, es muß doch herrlich ſein, täglich neue Eindrücke zu empfangen, die Natur in ihrer beſtechlichen Vielſeitigkeit bewundern zu können, ſtündlich die Majeſtät des Meeres zu ſchauen, all' die prachtvollſten Bilder an ſich vorüberziehen zu ſehen. Wie beneidenswerth iſt Ihr Beruf, Herr Capitän!"

„In dieſem Augenblicke mein theures Fräulein, ganz gewiß, noch nie in meinem Leben habe ich ſo — —" Die beabſichtigte Artigkeit ſollte jetzt mit einem Knalleffect ſchließen, aber meine Nachbarin „links" ſchien etwas Derartiges zu fürchten und wußte den gefahrdrohenden Schlußſatz recht geſchickt zu bannen. Mit einer graciöſen Verneigung ſtreckte mir die liebenswürdige Störerin das halbgefüllte Champagnergläschen entgegen. Unſere Gläſer trafen ſich mit hellem Klange. Ich ſah nur noch den ſchelmiſchen Blick meiner linken Nachbarin, die ſchön geformten kirſchrothen Lippen, ihr reizendes Grübchen im Kinn und ver-

ſenkte mit dem ſchäumenden Champagner den Schlußſatz meiner für „rechts“ beſtimmten Höflichkeitsphraſe.

Aus dieſer harmloſen Plänkelei entwickelte ſich naturgemäß ein regelrechtes Gefecht. Von zwei Seiten mit der raffinirteſten Liebenswürdigkeit attakiert, würde ich mich gerne ergeben haben. Aber wem? Das war hier die Frage. Von dieſer Sorge wurde ich ſehr bald durch die neue Taktik der ſchönen Mädchen befreit. Wie auf Kommando wählten ſie ſich jetzt meinen kleinen Afoo zum Gegenſtand ihrer Bewunderung.

„Welch ein charmantes Bürſchchen, Ihr Mandarin, Herr Capitän! Wie zierlich und geſchickt, er entſtammt wohl einer fürſtlichen Familie?“

„Das vermag ich mit Beſtimmtheit nicht zu ſagen. Ich habe die Mandarinen-Kleidung willkürlich für ihn gewählt, weil der Knabe dieſe Bevorzugung nach jeder Richtung verdient.“

„Der Knabe ſteht wohl ſehr hoch im Preiſe?“

„Nein mein Fräulein, als Geſchenk eines mir befreundeten Rheders iſt er überhaupt nicht käuflich.“

„Nicht käuflich? Ah — — auch nicht für 200 Dollars?“

„Für keine Summe!“

„Aber was kann Ihnen der Knabe auf dem Schiffe nützen?“

„Viel nützen nicht, mein verehrtes Fräulein, aber ſeine Treue und Anhänglichkeit machen mir Freude. Im ſtärkſten Sturme will das Kind nicht von mir weichen; ſo oft ich es in Sicherheit bringe, ſtets kehrt es zurück.“

„Und weßhalb wohl?“

„Richten Sie Ihre Frage bitte an den Knaben direkt, er ſpricht genügend Engliſch.“ Lächelnd kam die Dame meinem Wunſche nach, aber ihr Lächeln verſchwand, als der Kleine mit leuchtenden Augen entgegnete:

„Weil ich den Herrn Capitän lieb habe und wenn ich auch

noch ſo ſchwach bin, ſo kann ich doch beten, damit die Wellen unſerem Schiffe nichts thun!“

Die Gefühlsäußerung des Kindes beſtimmte die Damen zu einem ſekundenlangen Schweigen, dann aber ſchien die ſentimentale Regung ſofort überwunden.

„Wir haben einen Wunſch, Herr Capitän,“ begann die jüngere Dame wieder, die frühere ſinnberückende Taktik verfolgend, „dürfen wir auf ſeine Erfüllung hoffen?“

„Kann es einen Mann geben der dieſen Wunſch verneint? Bevor ich aber mein Wort verpfände, müßte ich doch wiſſen ob es in meiner Macht — — —“

„O gewiß, Sie können es! Wir werden Ihnen ein ſtetes Andenken bewahren und uns ſehr, ſehr dankbar erweiſen.“ Obgleich mich das jetzt deutlich erkennbare Verlangen nicht ſympathiſch berührte, vermochte ich doch den Wunſch der Damen nicht abzulehnen, umſomehr als auch der Vater der bittenden Sirenen an meine Ritterpflicht appellierte. Ich nahm meine Zuflucht zu den liebenswürdigſten Redensarten.

„Wirklich? O, das iſt reizend, ich hatte es kaum geahnt und nicht wahr, Herr Capitän, Sie halten Wort? Noch einmal traf mich der ſprühende Blick der gefahrvollen Gluthaugen, die ſchwellenden Lippen zogen ſich im ſüßeſten Lächeln zurück, als wollten ſie nicht länger die prachtvollen, perlengleichen Zähnchen verbergen. Unter dem Hochdruck dieſer weiblichen Beſtechlichkeit beſtätigte ich abermals meinen bejahenden Entſchluß.

„Bitte, ſchenken Sie uns den kleinen Chineſen, das kleine Spielzeug ſoll es gut bei uns haben!“ Nun war kein Entrinnen mehr; dennoch wollte ich den letzten Verſuch wagen.

„Ich bin erfreut Ihren Wunſch erfüllen zu können, mein theures Fräulein, — aber ich fürchte, Aſoo wird ſich nicht von mir trennen und gewaltſam — —“

„O, wenn ich ihn bitte“, fiel die Schöne, mein Scheinmanöver erkennend, lebhaft ein, „wird er gewiß gern einwilligen.“

„Afoo“, wandte ſie ſich jetzt an den Knaben: „Du wirſt bei uns bleiben, in unſerem Hauſe ein viel ſchöneres Leben führen.“

„Nein“, verſetzte der Kleine, mich vertrauensvoll betrachtend, „ich bleibe auf dem Schiffe bei meinem Herrn Capitän.“

„Aber Du gehörſt jetzt uns, wir haben Dich gekauft.“

„O nein,“ erwiderte der Knabe in zuverſichtlichem Tone, „der Herr Capitän verkauft mich nicht.“

Mir that das Herz weh.

„Kommen Sie morgen an Bord“, begann ich in der Afoo unverſtändlichen ſpaniſchen Sprache, „dort werde ich Ihnen den Knaben überliefern.“

„Gewiß, wir werden kommen.“ Zwar gab man ſich alle Mühe, mich noch ferner angenehm zu unterhalten, allein meine Stimmung war geſtört, frühzeitig verabſchiedete ich mich von der Familie. Niemand war glücklicher als mein kleiner Chineſe; als wir das Haus verlaſſen, umklammerte er freudeſtrahlend meine Kniee.

„Nicht verkaufen, immer bei Herrn Capitän bleiben“, tönte es leiſe von ſeinen Lippen. Die Freude des reizenden Knaben währte nicht lange. Am nächſten Tage erſchien der Rheder mit ſeinen verführeriſchen Töchtern an Bord. Afoo war mit einem Male verſchwunden; als man ſich zum Abſchied wandte und eine der Damen lächelnd um die Auslieferung ihres Geſchenkes bat, mußten ſechs Matroſen eine Zeitlang ſuchen, bevor ſie den kleinen Deſerteur wieder an's Tageslicht bringen konnten. Ein Diener des Rheders wollte den Knaben gewaltſam forttragen, er aber entſchlüpfte noch einmal ſeinem Häſcher und klammerte ſich weinend an die Strickleiter.

„Geh' mit den Damen, Afoo" begann ich begütigend „es iſt beſſer für Dich. Bald komme ich wieder und dann ſollſt Du immer bei mir bleiben."

Der Knabe ſah mich flehend an, heftiges Schluchzen verhinderte ſein Bitten und Klagen. Noch einmal wiederholte ich mein Verſprechen, dann löſten ſich die kleinen Händchen von der letzten Schutzwand und Afoo folgte trauernd aber willig ſeiner hocherfreuten Herrin. Tage vergingen, bevor ich den ergreifenden Abſchied des treuen Knaben vergaß. Die Gewißheit, daß Afoo im Hauſe des Rheders jedenfalls einem beſſeren Schickſale entgegengehe, als auf meinem Schiffe, beendete bald meine Empfindelei: ob ſich meine Vorausſetzung beſtätigte, vermag ich leider nicht zu ſagen, ich habe nie wieder Etwas von dem chineſiſchen Spielzeug und ſeinen verführeriſchen Herrinnen erfahren.

Die Perſeverancia lichtete abermals ihre Anker. Infolge einer in Callao geſchloſſenen Abmachung ſegelten wir, von günſtigem Winde unterſtützt, nach den Chinchas-Inſeln, um dort eine für Rotterdam beſtimmte Guano Ladung einzunehmen. Eine außergewöhnlich große Anzahl von Handelsſchiffen war in jenen Gewäſſern verſammelt. Die Flaggen aller ſeefahrenden Nationen flatterten von den Maſten. Allein die gleichzeitig dort poſtirten ſpaniſchen Fregatten verliehen dem friedlichen Bilde einen ziemlich ernſten Hintergrund. Die Anweſenheit der dräuenden Kriegsſchiffe war durchaus keine zufällige. Spanien befand ſich einmal wieder mit Peru auf dem üblichen Kriegsfuße und hatte nach der einfachen dort herrſchenden Kriegsweiſe von den Chinchas-Inſeln Beſitz genommen. Wir wurden von dieſer militäriſchen Maßregel nur inſofern berührt, als wir ſofort unſere italieniſche Flagge hißten und Perus Banner einſtweilen ſorgfältig verſteckten.

Die ſpaniſchen Kriegsſchiffe erhielten ſogar meinen Ueber-

Xfoo's Abſchied.

ſchuß an Kohlen und Konſerven. Ich glaube kaum, daß ich weder den hohen Kaufpreis noch die verbindlichen Dankesworte des ſpaniſchen Officiers empfangen hätte, wenn an den Maſten meines Schiffes die peruaniſche Flagge ſichtbar geweſen. Leider konnten uns weder die Chinchas-Inſeln noch ihre Bewohner eine Unterhaltung bieten, wir unterhielten daher einen recht lebhaften Verkehr mit unſeren ſchwimmenden Nachbarn.

Auf vielen Schiffen walteten die Frauen der Capitäne mit echt weiblicher Geſchicklichkeit, welche unſeren geſellſchaftlichen Zuſammenkünften erhöhten Reiz verlieh und vor Einförmigkeit bewahrte. Das Mittagsmahl wurde in beſtimmter Reihenfolge unſerer Schiffe an Bord gemeinſam eingenommen, dann wurden Seelöwen und Seevögel geſchoſſen, alle möglichen Spiele, für unſere Verhältniſſe großartige Bälle, kurz Alles arrangirt, woran ein ſeefahrendes Menſchenkind Gefallen findet.

Viel Vergnügen bereiteten uns die regelmäßigen, auf den nahen Guano Bergen ſtattfindenden Picknicks. Zunächſt wurden große Tücher auf die Erde oder vielmehr auf die Guanodecke ausgebreitet und dann Speiſen und Getränke von Scherzreden begleitet, liegend oder ſitzend, eingenommen. Inmitten des größten Behagens löſte ſich dann ſehr oft eine große Maſſe des erſchütterten Guanolagers vom Felſen und kollerte in Begleitung ſeiner überraſchten Belagerer, zum ungeheuren Jubel der Sitzengebliebenen den Abhang hinunter. Solche Rutſchpartien gaben Anlaß zu neuen Neckereien und hatten nur die Reinigung der Kleidung im Gefolge.

Wenngleich uns auf der Perſeverancia keine weibliche Hand zur Verfügung ſtand, ſo ernteten wir doch regelmäßig die lobende Anerkennung der uns beehrenden Damen für die zubereiteten Speiſen; irgend eine kulinariſche Ueberraſchung hatte unſer Koch jedesmal in Bereitſchaft und da meine Leute noch außer-

dem äußerſt geſchickt ſervirten, zuvorkommend jede Gefälligkeit erwieſen, ſo ging es nach dem einſtimmigen Urtheil an Bord der Perſeverancia am gemüthlichſten her. Nach der Tafel ließen die geſangsluſtigen Deutſchen ihre Heimathslieder bereitwilligſt ertönen. Unter 12 deutſchen Geſangsbrüdern ſind immer einige ſtimmlich Begabte vorhanden, die ſehr raſch eine harmoniſche Zuſammenwirkung ermöglichen. Es iſt ja eine bekannte, echt deutſche Eigenthümlichkeit, in fröhlicher, heiterer Stimmung dem ſchwermüthigen, ſehnſuchtsvollen Geſange zu huldigen; klagend verhallten die rauſchenden Akkorde des ſtimmungsvollen deutſchen Liedes vom Deck unſeres Schiffes.

Selbſt in der Bruſt meiner fremdländiſchen Gäſte weckte der ſchöne Geſang eine verſtändnißvolle Empfindung, bis ſpät in die Nacht hinein lauſchten ſie den ſchwermüthigen Tönen. Schon längſt hatte der Mond das dunkle Gewölk durchbrochen und bedeckte das leiſe bewegte Meer mit ſeinem zauberiſchen Schimmer. Ein geheimnißvoller Hauch durchzog die feierliche Stille; traumverſunken ruhte der Blick des deutſchen Seemannes auf dem entzückenden Bilde, ihm war's, als ob die zaubervolle Wirklichkeit allmählich zurückträte, als ob er im fernen Heimathlande im Kreiſe ſeiner Familie das deutſche Lied vernähme. Welche Feder könnte dieſes Entzücken beſchreiben! Sobald ſich meine Gäſte zum Abſchied rüſteten, verſtummte der Geſang, die unvermeidlichen „Matroſenpianos" begannen einen feurigen Parademarſch für eine ſtandesgemäße Begleitung. Der Anblick der Ziehharmonika verurſacht dem Landbewohner meiſtens einen gewiſſen Schmerz in der Magengegend, nun gar die Töne dieſes Inſtruments richten unter den Nerven der Ueberfallenen große Verſtimmungen an. Das will ich durchaus nicht beſtreiten, aber es muß auch der „Schifferharfe" volle Gerechtigkeit widerfahren. Wie ſchon der Name andeutet, dient ſie ja dem nicht

philharmoniſch geſchulten Seemanne vorzugsweiſe zur Unterhaltung auf der Fahrt; dort labt ſich ſein Herz an dem Klange der beſcheidenen Töne, für ihn iſt es ja die ſchönſte Muſik, die er in oft ſehr gewandter Handhabe dem Inſtrument entlockt. Wer wollte ihm dieſes harmloſe Vergnügen ſtören? Unterlaßt Eure guten und ſchlechten Witze, ihr muſikverſtändigen Landratten; der Seemann hört Euren Geſang, Geigengekrächze und Pianopauken auch geduldig an, vielleicht iſt ihm dabei oft recht ſchlecht zu Muthe, aber er hält wie im Sturm muthig aus und iſt rückſichtsvoll genug, ſein Urtheil zu verſchweigen.

Auch die in Booten unternommene, ſehr intereſſante Jagd auf Seelöwen bildete eine Hauptnummer im Programm unſerer Unterhaltung. Trotz ſeiner anſcheinenden Behäbigkeit, mit welcher der peruaniſche Seelöwe oft ſtundenlang auf dem Felſen verharrt, iſt das intereſſante Thier doch äußerſt wachſam, läßt ſich nur ſelten überraſchen und beſitzt im Schwimmen eine erſtaunliche Gewandtheit. Selbſt der Schütze muß mit äußerſter Vorſicht zu Werke gehen, wenn ſeine Kugel das Ziel erreichen ſoll.

Der peruaniſche Seelöwe iſt nicht ſo groß als ſein nordiſcher Stammesgenoſſe und trotz ſeines löwenartigen Ausſehens ein feiges, ſchreckhaftes Thier; iſt ihm aber kein Rückweg geblieben, ſo ſtellt es ſich ſogar dem Menſchen kampfbereit gegenüber, wirft ſeinen Kopf in den Nacken und brüllt aus Leibeskräften. Ohne ſichere Waffe möchte ich Niemandem zum Zweikampf mit dem Seelöwen rathen, die ſcharfen Nägel an den Vorder- und Hinterfloſſen bilden eine nicht zu unterſchätzende Wehr. Ebenſowenig iſt es rathſam, die Seelöwen im Waſſer anzugreifen. Die in großer Anzahl zuſammengeballten Thiere beſitzen eine enorme Kraft und bringen das Boot mit Leichtigkeit zum Kentern. In dieſem Falle iſt der Jäger, wie ein Vorfall auf den Chinchas-Inſeln beweiſt, unrettbar verloren. Sämtliche

Insassen des Fahrzeuges wurden von den Seelöwen stückweise zernagt und verschlungen.

Der peruanische Seelöwe erreicht eine Länge von fast zwei Metern, trägt über der Nase 15—20 glatte Spürhaare, über den Augen einige sehr starke, fischgrätenartige Borsten. Seine Färbung ist graubraun mit silberweißem Reflex; seitwärts betrachtet, erscheint das Haar in olivengrüner Schattirung. Die Farbe der Flossenhaut schwankt zwischen Eisengrau und Schwarz. Bevor wir die Gewohnheiten dieses im Wasser lebenden Säugethieres durch tagelange Beobachtung kennen lernten, bereitete es uns manche Täuschung.

So wurden wir eines Abends, kurz nachdem unsere Gesellschaft sich verabschiedet hatte, von einem eigenartigen, durchdringenden Schrei überrascht, der keine andere Deutung zuzulassen schien, als daß ein in Noth gerathener Mensch um Hilfe flehe. Die Annahme, daß einer unserer Freunde oder deren Frau verunglückt sei, beschleunigte unsere Rettungsversuche. Sofort wurde ein Boot bemannt, eine brennende Laterne darin befestigt, und dann eiligst jener Richtung zugerudert. Während ich auf's höchste gespannt die Rückkehr des Bootes vom Deck aus erwartete, erscholl noch einmal der gellende Schrei, dem dann ein dumpfes schlagähnliches Geräusch folgte.

Die unter lärmendem, lautem Gelächter zurückkehrende Bootsmannschaft befreite mich von meiner Besorgniß.

„Is nix passirt, Captein" berichtete der Führer, „man blos so'n Seeleuw hett uns vor'n Buurn hollen. Aber as wi uns ganz sutjes heranslidt harrn — swutsch, schöt he kopheister von'n Felsen in't Woter un wör wie verswunnen."

Unser Ohr hatte sich sehr schnell an den eigenartigen Schrei gewöhnt, jede fernere Täuschung war ausgeschlossen. Das Schreien des in Freiheit befindlichen Seelöwen weicht von dem

ſeines in Gefangenſchaft befindlichen Genoſſen weſentlich ab, iſt langgezogener und von klangvollerer Färbung. Der Seelöwe ſcheint ſeine Nahrung nur Nachts zu ſuchen. Am Tage ſonnt er ſich in zahlreicher Geſellſchaft auf den Anhöhen der Guanofelſen. Doch ſchützt er ſich während ſeiner ſtundenlangen Sieſta gegen jede Ueberrumpelung vermittelſt einer oft beobachteten Vorſichtsmaßregel. Nach allen Seiten ſind einige männliche Vorpoſten, nur wenige Schritte vom Lagerplatz entfernt, vorgeſchoben, nach der Mitte zu ſchließen ſich die Seelöwen näher aneinander und bilden ſomit ein ſternartiges Ruhelager.

Manche Fleiſchſtücke des friſch erlegten Seelöwen ſchmecken vorzüglich und bieten nicht nur dem Gaumen eine angenehme Abwechſelung, ſondern auch dem Koche Gelegenheit, ſeine Kunſtfertigkeit zu beweiſen. Obſchon wir unter den Thieren während unſerer zahlreichen Jagden tüchtig aufräumten, ließen ſie ſich doch von ihren Lieblingsplätzen nicht allzufern vertreiben; dennoch dürfte eine geſchäftsmäßige Ausbeute des Seelöwenfanges auf den Chinchas-Inſeln nicht genügend lohnen.

Wir haben unſere erbeuteten Felle den Frauen der amerikaniſchen Capitäne zum Geſchenk gemacht: jene Damen hofften damit im kommenden Winter eine neue Pelzmode in New-York einzuführen.

Selbſtverſtändlich wurde unſere geſchäftliche Thätigkeit durch keinerlei Vergnügen geſtört oder gar außer Acht gelaſſen. Vielmehr nahm die Einnahme des Guanos einen immermehr geregelten Fortgang.

Von dem Augenblicke an, wo ich mich zur Guanobefrachtung entſchloſſen hatte, ſuchte ich meine geringfügigen Kenntniſſe von dieſem ſo überaus wichtigen Handelsartikel, der dem ausgeſogenen europäiſchen Ackerboden belebende Nahrungsſäfte zuführt und ohne deſſen Verwendung ein großer Theil der alten Erde

ertraglos zu werden droht, zu vervollkommnen. In der umfangreichen Bibliothek meines Rhebers in Lima, Don José Canevaro, der als hervorragender Kaufmann auch ſtreng wiſſenſchaftlichen Studien oblag, fand ich einige Werke, welche ausſchließlich vom Guano berichteten. Außerdem ſtand Herrn José Canevaro, einem der erſten Guano-Exporteure der gegenwärtigen Epoche, eine reiche praktiſche Erfahrung zur Seite, ſo daß er allſeitig als Kapazität auf dieſem Gebiete anerkannt wurde.

Der liebenswürdige, kaufmänniſche Gelehrte fand außer dem geſchäftlichen Intereſſe beſonderes Vergnügen daran, meinen Wiſſensdurſt zu ſtillen, und kam ſchließlich zu dem Vorſchlage, mir eine Agentur nebſt Lager für Europa zu übertragen. Ich habe über dieſes ſonderbare Anerbieten herzlich gelacht und wenn mich auch alle Schätze der Erde nicht zum Verlaſſen meines überaus liebgewonnenen Seefahrer-Berufs hätten bewegen können, ſo habe ich doch nach Jahren die ganze Beſtätigung jener belächelten Vorausbeſtimmungen nach jeder Richtung hin erhalten.

„Mein lieber Capitän“ pflegte der liebenswürdige Herr am Schluſſe ſeiner Belehrung zu bemerken, „Sie unterſchätzen noch immer die gewaltige Bedeutung dieſes Guanos; es wird eine Zeit kommen, wo Europa dieſen befruchtenden Staub mit Gold aufwiegen muß, wenn es ſeinen Kulturboden erhalten will. Unſer Guano iſt friſches Blut in den Adern des entkräfteten Erdkörpers der alten Welt, ſein ganzer Organismus wird ohne dieſes ertärkende Hülfsmittel in abſehbarer Zeit die Funktionen einſtellen. Gewiß ſchätze ich Ihre idealen Anſchauungen, es macht mir viel Freude, einen Mann kennen gelernt zu haben, der in ſeinem dornenvollen Berufe volle Befriedigung findet, dem das Erreichen materieller Güter nebenſächlich erſcheint. Aber glauben Sie nur ja nicht, daß das Wirken in einem liebgewonnenen Gewerbe, dem naturgemäß engere Grenzen gezogen ſind, höher zu

ſchätzen iſt, als das Eintreten für eine Thätigkeit, die der Menſchheit zu unmittelbarem Segen gereicht. Die kurzſichtige, gedankenloſe Maſſe wird ſich ſicher im Anfange Ihrer neuen Aufgabe zu abgeſchmackten, abfälligen Bemerkungen verpflichtet fühlen; die elegante Welt wird Ihren Namen nicht nennen, ohne zum Parfümfläſchchen zu greifen; welchen zielbewußten Mann könnte ſolches Gebahren abſchrecken! Weiß er doch, daß, ſobald ſeine Thätigkeit nur in den äußerſten Umriſſen erkennbar wird, dieſelben Verächter kriechend zu ſeinen Füßen liegen. Nein, nein, junger Freund, ein großes Unternehmen ſoll man kleinlicher Bedenken wegen nicht fallen laſſen. Gehen Sie erſt nach den Chinchas, ſehen Sie ſich dort das Treiben an und wenn Sie dann hierher zurückkommen, will ich Ihre endgültige Antwort entgegennehmen."

Ich habe dieſe wohlmeinende Darlegung wenigſtens inſoweit berückſichtigt, als ich am Fundorte jenes Artikels angekommen, mich eingehend mit ihm beſchäftigte. Bei dieſem praktiſchen Forſchen haben mir die theoretiſchen Vorſtudien über ſo manche Beobachtungen Aufſchluß gegeben, die dem uneingeweihten Auge meiſtens entgehen. Es kann ja ſein, daß mancher Leſer einiges Intereſſe daran findet, etwas Näheres vom Guano, von ſeiner Gewinnung und Verſchiffung zu erfahren. Dieſem ſtelle ich meine Beobachtungen um ſo lieber zur Verfügung, als es ſich keineswegs um „Enthüllungen" ſondern nur um Dinge handelt, die in Fachkreiſen bekannt ſein dürften.

Der Guano beſteht zum großen Theile aus den ſeit Jahrtauſenden angeſammelten Exkrementen von Seevögeln, iſt je nach Lage und Alter der Fundorte in ſeinen Beſtandtheilen und Werthen verſchieden und ſeit mehr als 700 Jahren als vorzügliches Dungmittel bekannt. In den mittleren und unteren Schich-

ten der Guanolager befinden ſich außer Leichen der Seevögel auch Knochenreſte von Seelöwen und ſonſtigen Meeresbewohnern.

Der hier nur in Betracht kommende Guano der Chinchas-Inſeln gehört zu dem beſten und werthvollſten aller Guanos, weil er vorzugsweiſe aus Exkrementen von Seevögeln gebildet und daher den höchſten Gehalt an Stickſtoff und Phosphorſäure enthält. Dieſe Eigenſchaft iſt auf die überaus günſtige Lage der Chinchas zurückzuführen; da es in dem ganzen Küſtenſtriche in Folge der hohen Andenkette niemals regnet, ſo können die im Guano befindlichen werthvollen Salze vom Waſſer nicht zerſetzt werden, müſſen vielmehr in der braunen, krümlichen Pulvermaſſe, wie ſich jener Guano in ſeinem Lager zeigt, zurückbleiben.

Außer dieſen klimatiſchen Verhältniſſen war die Vorbedingung für die wohl Jahrtauſende erforderlich geweſene Anhäufung dieſer großen Maſſen von Guano auf den Chinchas-Inſeln beſonders der große Fiſchreichthum der See, ſowie die günſtigen Winkel und Buchten für die Raſt- und Brutſtätten der unzähligen grauen Guanovögel.

Auf den drei kleinen, ſchroffen Chinchas-Inſeln zeigten die vorgefundenen Läger eine Stärke bis zu 80 Fuß. In unmittelbarer Nähe der Guanoſtätte gewöhnt man ſich erſt nach Stunden an den intenſiven, dem menſchlichen Organismus nicht ſchädlichen Ammoniak-Geruch. Eigroße Stücke Ammoniak findet man ſehr oft in den mittleren Schichten. Der günſtige Prozentſatz des Chinchas-Guanos an Stickſtoff und Phosporſäure iſt auch nicht annähernd von anderen Qualitäten erreicht.

Seit mehreren Jahren ſind die Läger der Chinchas-Inſeln nach zuverläſſigen Quellen erſchöpft und an der ganzen peruaniſchen Küſte ein gleichwerthiger Guano nicht vorhanden, wenn auch ſtickſtoffreiche Sorten noch heute in genügender Menge daſelbſt ſich vorfinden. Schon im 12. Jahrhundert wurde der

Guano in Südamerika verwendet. Ob die Inkakönige den Guanovogel nur deshalb schützten, ist nicht erwiesen, aber thatsächlich durften die Inseln während der Brutzeit von Niemandem betreten werden.

Kein Geringerer als A. v. Humboldt war es, der den Guano zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Europa brachte und seine Bedeutung wissenschaftlich begründete. Wohl haben schon früher europäische Reisende, Feuillé, Frezier und Ulloa auf dieses vorzügliche Dungmittel hingewiesen, aber erst 1840, nachdem die Proben in England den vollen Werth des Guano bestätigt hatten, kam er in immer steigenden Massen nach Europa.

Der erste Kontrakt, welchen die peruanische Regierung 1840 mit der Firma Quiros, Allier u. Co. abschloß, ist so interessant, daß ich ihn hier kurz wiedergebe: Gegen eine Zahlung von 60,000 Dollars erhielt jene Firma das ausschließliche Recht auf Guanoabfuhr für 6 Jahre. 40,000 Dollars mußten sofort erlegt werden. Dieses Handelshaus befrachtete in einem einzigen Jahre 23 Schiffe mit mehr als 6000 Tons zum annähernden Werthe von 700,000 Mark, nach Europa. Eines dieser Schiffe mit einer Ladung von 10,000 Centnern lief für Rechnung der Firma J. D. Mutzenbecher Söhne auf Hamburg, ist somit die erste in Deutschland eingeführte Guanoladung.

Die Entlöschung des Schiffes wurde zeitweilig sistirt und geschah erst nach der Erlaubniß des Gesundheitsraths, sowie nach Beseitigung mancher technischen Schwierigkeiten. Erst im Jahre 1861 schlossen die Hamburger Firmen J. D. Mutzenbecher Söhne und A. J. Schön und Co. durch Vermittlung des Hauses Henry Witte und Schütte einen Guano-Kontrakt ab, der bis zum Jahre 1870 währte. Seitdem war der Alleinverkauf des Peru-Guanos mit nur kurzen Intervallen für England, Belgien, Holland, Deutschland und den Norden in den Händen der Herren Ohlendorff

und Co., jetzt der Anglo-Continentalen (vormals Ohlendorff'schen) Guano-Werke in Hamburg, Emmerich am Rhein, Antwerpen und London.

Der seebeschädigte Guano durfte in Hamburg aus verschiedenen Gründen nicht verkauft werden, und füllte immermehr die provisorischen Lagerplätze jener Firma. Aus diesem anscheinend ungünstigen Umstande ist die bis zum heutigen Tage als mustergültig erkannte und ausschließlich zur Verwendung kommende Methode zur Aufschließung des Guanos vermittelst Schwefelsäure hervorgegangen.

Dieses hervorragende Verdienst gebührt der im Jahre 1856 gegründeten Firma Ohlendorff u. Co., die auch außerdem den ganzen Guanohandel in geordnete, vertrauenerweckende Bahnen lenkte, indem sie zuerst in ganz Europa ihre Lieferungen mit einer festen Qualitätsgarantie versah.

Wenn heute die deutsche Landwirthschaft bei ihrem ungeheuren, nach Millionen zählenden Bedarf von Guano, die volle Segnung dieses nothwendigen Dungmittels genießt, so verdankt sie das zunächst dem Forschergeist, der Geschicklichkeit, Umsicht und Reellität jener hervorragenden Firma, deren vornehmste Aufgabe darin bestand, die deutschen Konsumenten vor fremdländischer Spekulationsausbeute zu schützen.

Nach dieser verzeihlichen Abschweifung muß ich noch das Wesentlichste über die Guano-Verschiffung berichten. Zum größten Theile konnte man auf den Chinchas-Inseln unmittelbar an dem Felsen anlegen und den Guano vermittelst breiter Segeltuchschläuche direkt in den Schiffsraum leiten. An minder günstigen Stellen mußte man sich jener kleinen Kippkarren bedienen, welche den Guano zunächst in Leichterfahrzeuge und dann in's Schiff befördern. Vermöge seiner spezifischen Schwere ist es nicht möglich, den ganzen Schiffsraum mit Guano zu beladen,

er muß vielmehr von den Seitenwänden ausgehend bis zur Mitte ſchrägdachförmig geſtaut werden.

Die ſchwere, pulverige Maſſe drückt ſich ſo feſt zuſammen, daß ſie ihre urſprüngliche Lagerform im Schiffe auch bei ſchwerem Wetter nicht verändert. Die eigentliche Guano-Arbeit im Schiffsraum verrichten die Cholos, eingeborene peruaniſche Arbeiter, gegen eine geringe Vergütung. Sie binden ſich Wergſtücke vor den Mund, um beim Athmen möglichſt wenig Staub zu verſchlucken; trotz dieſer Schutzvorrichtung iſt es den Leuten nicht möglich, länger als eine halbe Stunde im Schiffsraum auszuhalten, ſie gebrauchen dann dieſelbe Zeit an Deck, um ſich von ihrer Erſchöpfung zu erholen.

Beim Transport des Guano tritt noch die eigenthümliche Erſcheinung auf, daß der Geruch gegen den Wind zieht. Kommt beiſpielsweiſe der Wind von vorne, ſo liegt doch die Annahme nahe, daß der Geruch gegen die entgegengeſetzte Richtung, alſo nach hinten, geführt wird. Dieſes iſt aber keineswegs der Fall, vielmehr zieht der intenſivſte Geruch ebenfalls nach vorne, alſo in entgegengeſetzter Richtung des Windes. — Bevor die peruaniſche Regierung mit europäiſchen Firmen in ein kontraktliches Verhältniß trat, mußten die Befrachter eine unweſentliche, direkte Abgabe für die Ladung in Baar erlegen. Eine Vorſchrift oder Kontrolle über den Tonnengehalt der Schiffe exiſtirte nicht, ſo daß in den erſten Jahren nur Schiffe mit großen Lagerräumen befrachtet wurden.

Die peruaniſche Regierung, offenbar erſt nach der erſten mehrjährigen engliſchen Ausbeute aus ihrem Traume erwacht, dankte zu jener Zeit ſchon ihrem Schöpfer für die unverhältnißmäßig geringe Einnahme Hier lagen, wie Don Joſé Canevaro oft genug bemerkte, die Millionen thatſächlich auf der Straße,

man mußte nur die Fähigkeit Ohlendorff's beſitzen, um ſie aufheben zu können. —

Nach dreimonatlichem Aufenthalt auf den Chinchas-Inſeln war meine Perſeverancia tief beladen. Wir konnten endlich von unſeren Nachbarſchiffen, die noch zu einem längeren Verweilen gezwungen waren, feſtlichen Abſchied nehmen. Zur Komplettierung der Ladung wie auch zum vorſchriftsmäßigen Ausklariren mußten wir zunächſt auf Callao zurück und konnten erſt von hier aus unſere Ausreiſe antreten.

José Canevaro, in deſſen Hauſe ich abermals die liebenswürdigſte Aufnahme fand, kam noch einmal auf unſere urſprüngliche Unterredung zurück, erneuerte nochmals ſein Anerbieten, mich zu ſeinem europäiſchen Vertreter ernennen zu wollen, wurde aber ziemlich ungeduldig, als ich all ſeine glänzenden Verſprechungen ausſchlug.

„Ay, Dios mio — — Dann bleiben Sie getroſt auf Ihren Schiffsplanken, beſuchen Sie noch einige Erdtheile, beglücken Sie die wilden Völker, ich will Ihre Unſterblichkeit nicht verhindern, aber ſchreiben Sie ſich's in's Tagebuch, was Ihnen der alte Canevaro geſagt hat: „Aprenda Vd. a caminar ante de volar."

„Einem ſo wohlwollenden Manne gegenüber" erwiderte ich verbindlichſt „darf ich meine freie Anſicht nicht vorenthalten. Señor Canevaro, ich lehne ab, weil das beabſichtigte Verhältniß nicht von langer Dauer ſein kann."

„Und weßhalb nicht, mein theurer Freund?"

„Weil ich glaube, daß die Chinchas-Inſeln in abſehbarer Zeit erſchöpft ſein werden."

„Que se le ocurre á Vd. Que idea tan loca".

„Señor, wenn Ihre Vorausſetzungen hinſichtlich des Bedarfs eintreffen, dann muß ich auch bei meiner Anſicht beharren!"

„Und worauf ſtützt ſich Ihre Anſicht?"

„Auf meine ziemlich eingehende Beobachtung.“

„Noch immer kein Beweismittel, Capitän. Sie haben ja freilich eine vorzüglich ſcharfe Auffaſſung, aber dieſes Mal iſt Ihr Blick getrübt. Die Vorräthe der Chinchas-Inſeln reichen für 100 Jahre!“

„Laſſen wir eine Null fort, Señor.“

„Wir wollen die koſtbaren Augenblicke, die uns vor Ihrer Abreiſe noch geblieben ſind, beſſer verwerthen, als mit nutzloſem Disput. Aber ich ſetze meine Perſeverancia gegen einen Real, daß Sie ſich täuſchen.“ —

Bedauerlicherweiſe iſt die angebotene Wette nicht perfekt geworden, eine ſo bequeme Gelegenheit, Schiffsbeſitzer zu werden, hat ſich mir nie wieder geboten. Don José Canevaro hat die ehrlichſten Anſtrengungen gemacht, mich meinem theuren Berufe zu entreißen, aber meine Liebe zur See habe ich ſtandhaft vertheidigt, freilich darf ich meine Gegenwehr nicht ſo hoch ſchätzen; der verehrte Rheder befand ſich allein im Hauſe, ſeine Frau und Töchter nebſt dem kleinen Chineſen hatten eine mehrtägige Luſttour nach Aſangaro unternommen und konnten ihm nicht die erwünſchte Unterſtützung bringen. Vielleicht hat mich dieſer Zufall dem Waſſer erhalten; denn ich kann nicht garantiren, ob ich nicht doch noch unterlegen, wenn gewiſſe Gluthaugen zur Verwendung gekommen, oder ein gefahrdrohendes Lächeln, das mir bereits meinen niedlichen Afoo entriſſen, auf gewiſſen ſchwellenden Lippen erſchienen wäre. So aber nahmen wir als unerſchütterliche Männer, die nicht um eines Haares Breite von ihrer Ueberzeugung abweichen, freundſchaftlichſt Abſchied. —

Nachdem wir Callao mit günſtigem Winde verlaſſen, erreichten wir alsbald den Südoſt-Paſſat und trafen, unſeren Cours um das Kap Horn nehmend, bereits nach 20 Tagen die Region der weſtlichen Winde. Kap Horn iſt bei allen Seeleuten wegen

ſeiner faſt durchgängig ſtürmiſchen und unfreundlichen Witterung ſehr berüchtigt. Namentlich haben die von Europa ausgehenden, nach der Weſtküſte Südamerika's beſtimmten Schiffe mit den beim Kap Horn vorherrſchenden weſtlichen Stürmen ſchwere Kämpfe zu beſtehen und ſind öfters gezwungen, 3—4 Wochen auf der Höhe des Kaps herumzukreuzen, ehe es ihnen gelingt, daſſelbe zu umſegeln und die Weſtküſte zu erreichen.

Auch ich hatte mit meiner Perſeverancia, ein 2000 Tons-Schiff, beim Umſegeln des Kap Horn mitten im Winter einen ſehr ſchweren Weſtſturm zu beſtehen, ſo daß ich zur Sicherheit meines zu tief beladenen Schiffes gezwungen wurde, einen Theil meiner Guano-Ladung über Bord zu werfen. Von einer ſehr guten Fracht von £ 4.10. per Ton verlockt, hatte ich ſo viel Guano geladen als nur irgend möglich geweſen. Jetzt forderte jener Weſtſturm gebieteriſch ſeinen Antheil. Das Barometer fing an raſch zu fallen, die Luft wurde dick und bot einen ſchaurig ſchönen Anblick. Um den nahenden Sturm auswettern zu können, wurden die kleinen Segel raſch geborgen und Alles ſicher auf Deck befeſtigt. Allmählich wuchs der Wind zu einem ſchweren Sturme heran, die chaotiſch aufgewühlte See wurde immer höher, und alsbald lenzte die Perſeverancia mit dicht gereffſtem Marsſegel und gereffſtem Fock vor günſtigem Sturme dahin. Heftige Regenboen wechſelten mit Schnee und Hagelſchauer ab; immer heftiger wurde der Wind, die Sonne verſank in Wolken, die Luft verfinſterte ſich gegen Abend bis zur tiefen, nur ſelten gelichteten Dunkelheit.

In ſchreckenerregender Weiſe thürmte ſich nunmehr die See hinter dem Schiffe auf, es ſchien als ſei es von hochragenden Waſſerbergen, die es im nächſten Moment erdrücken würden, eingeſchloſſen. Brüllend verfolgte die wild ſchäumende See das wie ängſtlich davoneilende Schiff; immer gieriger drangen die

gepeitſchten Wogen gegen die Schiffswände, als müßten ſie im nächſten Moment das fliehende Opfer verſchlingen. Im ununterbrochenen Wechſel wurde das Schiff auf den Gipfel einer langen See emporgehoben und dann pfeilgeſchwind in's dräuende, giſchtſprühende Thal hinabgeſtürzt.

Ergriffen von der Macht dieſes grauſigen Bildes wagte man kaum rückwärts zu ſchauen. Mit furchtbarem Donnergebrüll liefen die Seen auf beiden Seiten des Schiffes wetteifernd einher, rollende Wogen ergoſſen ſich, die ſchwache menſchliche Gegenwehr verhöhnend, ziſchend und brauſend über die Schanzkleidung auf's Verdeck. Immer unheimlicher heulte der Wind ſein ſchauriges Lied durch die Maſten: ſtundenlang kämpfte das Schiff gegen die ſchäumende See. Was ich bei dem ſchweren Rollen des tief beladenen Schiffes gefürchtet, war eingetreten — — ein Leck! Wie ein tödlich verwundetes Wild ſchleppte ſich das Schiff auf dem unheildrohenden Pfade ſtöhnend vorwärts. Die Mannſchaft ſtand oft bis an den Hals im Waſſer, feſtgebunden bei den Pumpen. Drei Tage und drei Nächte dauerte mit ungeſchwächter Kraft dieſe Gewalt des Sturmes, und während dieſer eine Ewigkeit ſcheinenden Zeit verharrte Jeder pflichtgetreu auf ſeinem Poſten. Zwei Mann ſtanden unausgeſetzt am Steuerrad, der geringſte Fehler beim Steuern mußte verhängnißvoll werden. Sobald das Schiff den Brechſeen die Breitſeite zukehrte, war ſein Untergang gewiß. Das Steuern erforderte daher die größte Kaltblütigkeit und Aufmerkſamkeit — es kam Alles darauf an, das Schiff recht vor der See zu halten. Unter dem gewaltigen Druck des Sturmes raſte das bedrohte Fahrzeug zitternd und ächzend in die undurchſichtigen Dunſtmaſſen hinein. In der dritten ſtockfinſteren Nacht, als die Wuth des Windes unter unausgeſetztem Blitzen und Donnern eine ſchreckenerregende Höhe erreicht, das Brüllen der ſprühenden Wogen wahrhaft

betäubend wirkte, die weißschäumenden Köpfe der Brechſeen magiſch beleuchtet auf- und niedertauchten, St. Elmsfeuer auf den Maſtſpitzen geſpenſterhaft tanzten, ſtand ich noch immer auf meinem ſeit 60 Stunden innegehabten Platze und blickte tief bewegt in das grauſige und doch wieder ſo unendlich erhabene Schauſpiel der entfeſſelten Elemente. Was in ſolchen unvergeßlichen Augenblicken, welche die menſchliche Ohnmacht und Winzigkeit klar zeigen, die Seele des Seemannes erfüllt? Vor Allem ehrfurchtsvolle Bewunderung vor der unbeſchreiblichen Majeſtät des Meeres. — —

Die Maſten und Raaen waren kaum im Stande, den Druck der Segel zu tragen, aber ich durfte letztere nicht kleiner reffen laſſen, weil ſonſt die Fahrt des Schiffes gemindert, die hohen Seen ſich von hinten über das Fahrzeug geſtürzt und dieſes dann in die brauſenden Fluthen niedergedrückt hätten. Beidrehen konnte ich ebenſowenig, dazu war es zu ſpät. Das Schiff mußte alſo unter einem verhältnißmäßig großen Preß von Segeln vor dem Sturm und vor der See dahineilen — dies war die einzige Möglichkeit, um es vom Untergange zu retten. Um nun dem Brechen von Maſten und Raaen vorzubeugen, welch' letztere bereits von dem gewaltigen Druck des Windes wie Flitzbogen gekrümmt waren, hatte ich beſonders ſtarke Extra-Braſſen, Perdunen und Springtaue verwenden laſſen. Meine Leute haben während dieſes fürchterlichen Sturmes, der die ganze Kraft des einzelnen Mannes erſchöpfte, eine beiſpielloſe Ausdauer bewieſen; zu all den Leiden geſellte ſich auch noch ein weiteres. In Folge des Lecks war Seewaſſer in den Behälter gedrungen, welches das Trinkwaſſer ungenießbar machte. Den Schrecken des Sturmes folgten die grauſigen Qualen des tagelangen Durſtes. Schnee und Hagel wurden emſig zuſammengefegt, um daraus einige genießbare Tropfen

zu gewinnen. Kein Wort kam über die Lippen der ſchwergeprüften, vor Kälte zitternden, durſtgequälten Männer, aber mit der Kraft der Verzweiflung erfüllten ſie meine Befehle. — Endlich nach Ablauf des dritten Tages hatten wir Kap Horn paſſirt, der Sturm nahm ab, und nachdem ich den Cours des Schiffes etwas nördlicher gerichtet, erreichten wir alsbald ruhiges Fahrwaſſer und beſſeres Wetter im Schutze des Feſtlandes und der Falklands-Inſeln. Leichter Schein im Oſten verkündete den Beginn eines neuen Tages, nach wenigen Augenblicken trat die majeſtätiſche Sonnenſcheibe hervor mit ihrem leuchtenden Gewande, deren goldſchimmernde Strahlen in die beruhigten Fluthen niedertauchen.

Ein tiefer, erlöſender Seufzer entquillt der Bruſt, das Herz ſchlägt freudig, im andächtigen Sinnen erhebt ſich der dankbare Blick zum hellſtrahlenden Himmelsdome, der liebe Gott hatte uns wieder einmal aus großer Gefahr errettet. Als dann bei anhaltend nördlicher Fahrt ſtarke Regenſchauer das ſehnſüchtig erwartete Trinkwaſſer in ausreichendem Maße liefern, der quälende Durſt verſcheucht wird, iſt auch alles überſtandene Leid mit einem Schlage nach alter Seemannsweiſe vergeſſen.

Unter lebhaftem Gedankenaustauſch werden die Schäden nach Möglichkeit ausgebeſſert, aber einen herben Verluſt hat die Mannſchaft zu betrauern, der Sturm hat ihnen einen großen Theil ihres Tabaks zerſtört.

„Dat is mi noch nich vorkomen“, beginnt ein Matroſe, das bekannte blecherne Tabakkäſtchen den Umſtehenden zeigend, „Soltwoter in Swatten!“

„Gif mal her, am Enn geiht et doch noch —“

„Ik ſegg Di, lot dat no, da warſt ſtarbenskrank von.“

„Is man erſt — dat gift ſik.“

„Leber en Fleeg in'n Putt, as goar keen Fleeſch,“ ergänzt

der Dritte und lachend greifen ſie nach dem ſeebeſchädigten Lieblingskraut. —

Die Schäden der Perſeverancia erwieſen ſich nach eingehender Betrachtung ſo bedeutend, daß ich zum Einlaufen in Rio de Janeiro gezwungen wurde.

Nach einem zwölftägigen Aufenthalt daſelbſt hatten wir alle Schäden ausgebeſſert, neue Waſſervorräthe eingenommen, und konnten nunmehr unſere Fahrt wieder aufnehmen. Friſche Briſe und friſcher Muth gaben uns das Geleite! Es galt ja nur noch eine verhältnißmäßig kurze Strecke, dann hatten wir die langentbehrte Heimath wieder erreicht und fanden bei „Muttern" den ſchönſten Ankergrund der Welt.

Wie nach langer, harter Winterszeit, wenn noch kein linder Hauch die ſtarre Erde küßt, ein lebhaftes Frühlingsſehnen in der Bruſt des Landbewohners ſich regt, ſo zieht auch durch die Seele des Seefahrers beim letzten Reſt der langen Fahrt ein ahnungsvolles, frohentzücktes Fühlen. Freilich kommt dieſe Empfindung in recht natürlicher Weiſe ohne poetiſchen Anklang und Ziererei zum Durchbruch. Der Blick des Seemannes klärt auf, ſeine Bewegungen werden elaſtiſch, ſeine Stimme klingt heller, die Ausdrucksweiſe wird derber und vor allem — ſein Tabaksverbrauch wird größer.

Kommt dann noch, wie bei meiner Perſeverancia, eine beſonders günſtige Briſe hinzu, die das Fahrzeug ſchnell vorwärts treibt, die Entfernung des erſehnten Zieles immermehr verringert, dann beginnen die oft rührenden Erzählungen vom Elternhauſe, von Bruder und Schweſter, Weib und Kind, von Allem, was der Seemann daheim lieb und werth hat.

„Se denkt to Huus an uns," beginnt dann der beliebte Wortführer den freudigen Blick auf die geſchwellten Segel heftend, „nu duurt nich mehr lang, denn könt wi den Michels-

thorn ſehn.“ In dieſer herzerfreuenden Stimmung ſpinnt Jan Maat ſeine ſchönſte Erzählung vom Elternhauſe und ſchließt mit der Aufforderung: „So! nu lot uns mol Eenen ſingen.“

Voll und rein tönt das ſchöne Heimathslied der glücklichen Sänger hinaus in die freie, herrliche Morgenluft.

„Jetzt mokt ſe all lange Been,“ meinte der Oberſteuermann den Impuls der Leute draſtiſch bezeichnend, „grod wi en Droſchkenpeerd, wennt to Stall geiht.“

Es gewährte mir recht viel Vergnügen, nicht nur das Thun und Treiben der Leute aufmerkſam zu betrachten, ſondern auch ihren Unterhaltungen zuzuhören. Dem Umgange mit unlauteren Elementen auf dem Lande entzogen, bewahrt ſich der deutſche Seemann glücklicherweiſe ein harmloſes, reines Gemüth. Welch' ein geſunder Kern und unverdorbener Sinn hier in rauher Schale ſteckt, kann nur der fortwährende Beobachter auf dem Fahrzeuge erkennen. Der wahre Seemann auf dem Lande darf faſt mit dem peruaniſchen Seelöwen, wenn er an der ſonnenerwärmten Felſenwand im ſüßen Nichtsthun ſchwelgt, verglichen werden. Hier wie dort wird erſt inmitten des naſſen Elementes das wahre Naturell erkennbar. Klar und verſtändig bildet ſich der Seemann ein Urtheil über alle Dinge, und wenn es ſolche ſind, die ſeinem Geſichtskreis entrückt ſind, dann hilft ihm ein friſcher geſunder Humor über die gefahrvolle Klippe hinweg. Aber merkwürdig genug neigt er innerhalb ſeines Berufes, ſobald ihm die phyſikaliſchen Geſetze irgend einer meteorologiſchen Erſcheinung nicht bekannt und faßlich ſind, gern zur Märchenkrämerei. Großvaters geheimnißvolle Geſchichten, ſeine Sagen und Wunderberichte werden vom Enkel und Urenkel wortgetreu der Nachwelt überliefert. Wehe dem Zuhörer, der bei dieſen „wahren Erzählungen“ ungläubig den Kopf ſchüttelt oder gar ein Lächeln zeigt! Der empfindſam berührte Erzähler

würde aus ſeiner ſagenumwebten Vergangenheit ſofort in eine recht nüchterne Gegenwart gerathen. Das liegt einmal im deutſchen Schifferblut.

Die während des dreitägigen Sturmes beobachteten St. Elmsfeuer gaben meinen Leuten eine glänzende Gelegenheit, ihren reichen Mythenſchatz zu zeigen. In der That iſt auch der elektriſche Flammentanz ſehr geeignet, den phantaſievollen Seemann in das unendliche Zauberreich zu führen und jene hochverehrte, der griechiſchen Sage entlehnte oder nachgebildete Scheinzauberei neu zu beleben.

Wenngleich die Entſtehung der St. Elmsfeuer allgemein bekannt iſt, ſo erachte ich es doch für meine Pflicht, auch an dieſer Stelle eine kurze Erklärung zu geben. St. Elmsfeuer, auch Hermes-, St. Nikolas- oder St. Clarasfeuer genannt, beruhen auf der Ausgleichung entgegengeſetzter Elektricitäten und zeigen, am deutlichſten während der Dunkelheit, vorzugsweiſe an den metallbeſchlagenen Spitzen der Maſtbäume ein bläulichmildes, tänzelndes Leuchten und Flimmern. Die phosphorescirende Lufterſcheinung währt mit mehr oder weniger Leuchtkraft oft ſtundenlang und wird weder vom Regen noch vom Winde beeinflußt. Sobald die Luft von dem Druck der Elektricität entlaſtet, Sturm und Gewitter ihre Kraft verringern, beginnt das unruhige Flimmern der St. Elmsfeuer.

Auf dieſem Vorgange beruht der Wahn der alten Seefahrer, daß mehrere Flämmchen dem Schiffe Glück bringen, während eine Flamme den Untergang des Fahrzeuges vorausbeſtimmt. Kaſtor und Pollux, die Söhne des Zeus, werden als die Schirmherren aller Schiffe betrachtet und von allem Seevolk hochverehrt; dieſen Dioskuren wurden zur Erlöſung aus dem Ungewitter weiße Lämmer geopfert, wofür ſie ein

baldiges Aufhören des Sturmes vermittelſt mehrerer tanzenden Flämmchen anzeigten.

Merkwürdigerweiſe zeigt ſich Helena, die Schweſter Kaſtors und Pollux', von einer ſehr unliebenswürdigen Seite; warum gerade die holde Weiblichkeit dem Schiffer nicht ſo recht gewogen iſt und nur ein kleines Flämmchen zeigt, das dem Schiffe Unheil bringt, wird nicht näher erörtert. Wahrſcheinlich will man die angeborene weibliche Oppoſition aus Schonung für die männliche Würde mit dem Mantel der Verſchwiegenheit bedecken, oder aber der Seemann ſoll niemals an der himmliſchen Ordnung rütteln und es bei einer Flamme bewenden laſſen. —

Gleichen Schritt mit den Sagen der Schiffer halten die zu einer gewiſſen Jahreszeit immer wieder an der Oberfläche erſcheinenden Erzählungen fabelſüchtiger Landbewohner von Seeſchlangen. Ich habe während meiner zwanzigjährigen Seefahrerpraxis leider niemals Gelegenheit gehabt, dieſes räthſelhafte Ungeheuer auf See kennen zu lernen, es dürfte demnach wohl die Annahme begründet erſcheinen, daß dieſes intereſſante Seeungethüm hauptſächlich auf dem Lande und zwar in den Aquarien einiger Zeitungsredaktionen gezüchtet wird, auch nur in den Spalten mancher Blätter ein kurzes, aber fröhliches Daſein friſten kann. Meine nähere Bekanntſchaft mit ſogenannten Meeresungeheuern erſtreckt ſich nur auf den Wal-, Schwert-, Schlag- und Haifiſch, unter denen ſich allerdings Exemplare von recht bedeutender Größe befanden. Ich hatte ſogar während dieſer Reiſe auf 3° Süder Breite Gelegenheit, einen hochintereſſanten Kampf zwiſchen dieſen Rieſenthieren ſehr genau zu beobachten. Vielleicht dient meine Wahrnehmung dazu, die Zweifel der Gelehrten, bezüglich der Kampfesweiſe des Schwertfiſches etwas zu löſen. Möglich, daß manche übertriebene Angaben und Berichte über die furchtbare Gewalt und Zerſtörungs-

wuth des Schwertfiſches berechtigten Zweifel der Gelehrten wachgerufen haben, aber gewiß iſt es, daß der als mythiſch charakteriſirte Schwertfiſch durchaus nicht zu den friedfertigen Meeresbewohnern gerechnet werden darf, wie der folgende Vorfall beweiſt.

Seit mehreren Tagen hatte die Perſeverancia in Folge abflauenden Windes ihre Fahrt gemindert. Beſorgten Blickes ſchaute die Mannſchaft auf die ſchlaffen Segel, die Unterhaltung wurde nur mühſam weitergeführt, luſt- und beſchäftigungslos lagen die Leute umher. Weder die geheimnißvolle Ruhe des klaren Horizontes, noch die Schönheit des ſpiegelglatten Meeres konnten ihre Aufmerkſamkeit feſſeln, die Sehnſucht nach „Muttern“ beherrſchte all' ihr Empfinden. Der lebhafte Ruf eines Matroſen:

„En Walfiſch, en Walfiſch“ wirkte wie ein elektriſcher Schlag. Alle Mann waren ſofort von ihren Ruhelagern emporgeſchnellt und blickten, Neptun für das Unterhaltung gewährende Schauſpiel dankend, auf das in großer Entfernung auftauchende Ungethüm. Selbſt das unbewaffnete Auge konnte den Walfiſch ſchon aus weiter Ferne beobachten, weil der delphinartige Meerrieſe ſeinen gewaltigen Kopf aus dem Waſſer ſtreckte und in regelmäßigen Zwiſchenräumen einen fontänenartigen Waſſerſtrahl in die Höhe trieb.

„He will uns beſeuken,“ beginnt der Steuermann, „mokt ju klor, den wüllt wi fangen.“ Einige Matroſen eilen fort, um ſich für einen „aufmerkſamen“ Empfang des mächtigen Walfiſches vorzubereiten. Mit einer reſpektablen Geſchwindigkeit, wie man ſie dieſem Koloſſe auch nicht annähernd zutraut, kam der Walfiſch auf annähernd 300 Schritte heran. Schon das nahe Betrachten des Rieſen machte uns viel Vergnügen; plötzlich wurde die Vorwärtsbewegung des Ungethüms unterbrochen, und vor

unſeren Blicken auf einer Entfernung von höchſtens 150 Fuß ging jenes angedeutete Schauſpiel in Scene. Wie auf ein vereinbartes Zeichen ſchreiten die jetzt erſt ſichtbar werdenden, verbündeten Schwert- und Schlagfiſche zum Angriff auf den mindeſtens 15 Meter langen Feind. Der Schwertfiſch eröffnet den Kampf; wie ein Pfeil ſchnellt er in unmittelbarer Nähe des „geſtellten“ Gegners in die Tiefe und ſtößt ſeine furchtbare Waffe in den Bauch des hochaufbäumenden Wales. In dem Augenblicke, in welchem das verwundete Thier wieder niederſinkt, ſtürzt der Schlag- oder Hammerfiſch, von Seefahrern auch Traſcher genannt, herbei und ſchlägt mit ſeinem Bootſegel großen Floſſe auf den Rücken des bedrängten Walfiſches; dem Drucke dieſer gewaltigen Schläge muß der bereits verwundete Wal nachgeben und tiefer in das Waſſer tauchen. Auf dieſem Rückzug baſirt der Angriff des Verbündeten, denn nur unter der Waſſerlinie iſt es dem Schwertfiſch möglich, ſeine Stöße auszuführen.

Dreimal hat ſich der Angriff in derſelben Weiſe wiederholt. So oft der Wal, um den Stößen der ſpeerartigen Waffe zu entgehen, auf der aufgewühlten Oberfläche erſcheint, beginnen die Floſſen des Schlagfiſches wieder die gewaltigen Schläge. In dieſem unausgeſetzten Doppelangriff verlieren die Bewegungen des Koloſſes ihre urſprüngliche Stärke; ſein immer ſeltener werdendes Erſcheinen an der Oberfläche deutet auf ſchon vollſtändig eingetretene Ermattung. In dieſem Augenblicke bezeichnen nur die aufgewühlten, ſchäumenden Wogen noch den unſichtbaren Kampfplatz. Die ſilberhelle, kreisförmige Schwanzfloſſe des Schwertfiſches ragt jetzt aus dem Meere empor, ihre Windungen gleichen denen einer ſtark arbeitenden Schiffsſchraube und beweiſen die Heftigkeit, mit welcher die ununterbrochenen, für uns unſichtbaren Stöße des Schwertfiſches erfolgen. Bedauerlicher-

weiſe haben wir den Ausgang dieſes hochintereſſanten, wohl 40 Minuten beobachteten Kampfes nicht beſtimmt erkennen können; die Perſeverancia trieb zu weit von der Wahlſtatt fort; aber es iſt wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß die beiden Verbündeten ſiegreich geblieben, der ſchwerfällige vertheidigungsloſe Koloß zur Beute ſeiner Angreifer geworden iſt.

„Dat hett de leebe Gott ſo inricht'", lautete die gedrängte Wiederholung der Matroſen, „he ſorgt daför, dat de Bööm nich in'n Himmel waßt. Wer har dat wol dacht, dat düſſe beiden lütt Krauters den grooten Sleef umbrögten."

„Veel Hunn ſünd den Haaſen ſin Dod."

„Wat'n Art Snack. Dat is de Kampf in de Natur."

Nur wenige Tage ſpäter, wir hatten bereits den Aequator paſſirt, ſollten wir Gelegenheit haben, in dieſen Kampf mit einzugreifen. Vom Maſtkorbe herab erſcholl der Ruf:

„Groten Haifiſch in Kilwoter." Ein Blick in jene Richtung genügte, um den für Scherz gehaltenen Ruf beſtätigt zu finden. Mit fieberhafter Eile wurde die große eiſerne Haifiſchangel nebſt Leine in Bereitſchaft geſetzt; der Schiffskoch befeſtigte ein wohl ſechs Pfund ſchweres Stück Speck an dem Haken, der dann hinten übers Heck in's Meer gelaſſen wurde. Nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit konnte man die aus dem Waſſer hervorragende mächtige Rückenfloſſe und das raſch ſchwimmende Thier auf eine Entfernung von annähernd 100 Fuß hinter dem Schiffe bemerken. Bald war auch der Kopf des gefräßigen Nimmerſatts zu erkennen. Jetzt war er der Lockſpeiſe ziemlich nahe und begann darnach zu ſchnappen, da aber das Schiff zu ſchnell lief, ſo verfehlte der Hai den fetten Biſſen zweimal.

Eine begreifliche Spannung hatte ſich unſerer bemächtigt, Niemand rührte ſich vom Fleck. Zum dritten Male legte ſich der Hai etwas ſeitwärts, öffnete ſeinen fürchterlichen Rachen

und ſchoß wie ein wüthender Tiger einige Fuß empor; mit einem Rucke war Speck, Haken und Kette im Rachen des Thieres verſchwunden. Im nächſten Moment peitſchte der raſende Hai das Waſſer in die Luft, drehte ſich mit einer wunderbaren Schnelligkeit im Kreiſe herum, als könne er ſich dadurch von der Angel befreien. Das Tauende, an welchem die Angel befeſtigt war, wurde nunmehr in einen Stertblock gelegt und der gefürchtete und fürchterlichſte Feind der Matroſen von der Wachmannſchaft unter jubelndem Hurrah auf's Verdeck gezogen.

Hier ſchlug das 12 Fuß große Ungethüm mit einer ſo furchtbaren Gewalt um ſich, daß einige getroffene hölzerne Gegenſtände zerſplittert wurden und es Jedem rathſam erſchien, aus der Nähe des wüthenden Thieres zu eilen. Unſerem Schiffszimmermann gewährte es ein beſonderes Vergnügen, dem zappelnden Haifiſche eine Handſpeiche in den Rachen zu treiben, und dann mittelſt wuchtiger Axthiebe den Kopf ſeiner willkommenen Beute zu ſpalten. Als der Hai nach langer Gegenwehr verendet, meinte der ermüdete Rächer vergnügt:

„Du Freetdüwel beihſt keenen Matroſen mehr wat, ick heff Di dat Bieten afleert.“ Nachdem der Bauch des Vielfraßes aufgeſchlitzt und ſich in ſeinem Magen ein alter Seeſtiefel vorfand, der nur von Seeleuten herrühren konnte, wurde die Wuth des Schiffszimmermannes auf's Neue entfacht: doch wird mir der geehrte Leſer hoffentlich dankbar dafür ſein, wenn ich den Wortlaut jenes Zornausbruchs gewiſſenhaft verſchweige.

Nachdem der Kadaver von ſeiner Haut befreit, der Rachen herausgeſchnitten, wurde das Fleiſch in Stücke zerlegt und den hungrigen Meeresbewohnern zugeworfen. In Folge deſſen konnten wir uns ſtundenlang eines zahlloſen, lungernden Gefolges erfreuen.

Die Haut des Haies wurde getrocknet und lieferte uns

vorzüglichen Erſatz für Sandpapier. Eine merkwürdige, mit dem Erſcheinen des Haifiſches zuſammenhängende Thatſache muß ich hier erwähnen. Es iſt dieſe das gleichzeitige Auftreten des kleinen, blau und weiß geſtreiften Pilot- oder Lootſenfiſches; ſobald ſich der Hai im Kielwaſſer meines Schiffes befand, ſchwamm der kleine Pilot unmittelbar vor dem Vorderſteven der Perſeverancia. Ob dieſes flinke Fiſchchen im feſten Dienſte des Haies ſteht und kontraktlich verpflichtet iſt ihm den Weg zu bezeichnen, wo Beute zu erhaſchen iſt, oder ob es nur aus Furcht vor ſeinen perſönlichen Feinden in die Nähe ſeines „großen Schutzfreundes“ eilt, kann ich nicht behaupten.

Ich muß mich mit der Angabe begnügen, daß ich den Pilotfiſch nur in Geſellſchaft des Haies angetroffen habe, auch ſtets nur daſſelbe geſchäftig ſcheinende Vorauseilen bemerkte. Die beiden Thiere müſſen demnach wohl einen ernſthafteren Zuſammenhang haben, als es den Anſchein hat.

Während ſich die Perſeverancia bei ſchönem Wetter in den Paſſatgegenden befand, hatte ich wiederholt beobachtet, daß mein Oberſteuermann während ſeiner Nachtwachen, ſtatt auf Segel und Schiff zu achten, ganz gemüthlich ſchlummerte. Weil meine ziemlich deutlichen Warnungen zwecklos verhallten, der gewünſchte Erfolg in dieſer Weiſe nicht erreichbar ſchien, mußte ich zu meiner Beruhigung ein etwas ſtärkeres Mittel zur Anwendung bringen, damit dieſes regelmäßige „Einnicken“ die Sicherheit meines Schiffes nicht gefährde.

Eine große, aus Meſſing gefertigte, ſogenannte Donnerbüchſe ſtand bis an den Rand voll Pulver geladen für die geplante Ueberraſchung in meiner Kajüte bereit. Während einer ſtockfinſteren Nacht fand ich meinen Oberſteuermann gemüthlich auf der Bank ſitzend, abermals in Morpheus' Armen. Nun war der Augenblick gekommen, wo mein artilleriſtiſcher „War-

nungsruf“ erſchallen ſollte. Behutſam hatte ich meine Donnerbüchſe herbeigeholt, ſchlich in die Nähe des Schlafenden und brachte das Donnerrohr in unmittelbare Nähe ſeiner linken Ohrmuſchel. Selbſt das leiſe Berühren des Gehörfutterals beachtete der Oberſteuermann nicht; vielleicht hätte ich ihm jetzt noch ein leiſes Schlummern verziehen, aber das nun beginnende Schnarchen erſtickte alle meine edlen Regungen. Schnarchen, und dazu entſetzlich ſchnarchen, als würde der Maſtbaum an ſeiner aſtreichen Stelle durchgeſägt, das war unerhörter Leichtſinn: ohne Erbarmen drückte ich los.

Ein furchtbarer, kanonenartiger Knall erſchütterte die Luft. Der Oberſteuermann ſprang beſtürzt empor, griff mit beiden Händen nach dem Kopfe und drehte ſich einige Male wie beſeſſen im Kreiſe herum, bei welcher Gelegenheit ſeine Mütze über Bord flog. Unbemerkt, wie ich gekommen, ging ich auch wieder von dannen.

Bei der nächſten beruflichen Begegnung ſah mich der Oberſteuermann ängſtlich an: aber ich verzog keine Miene, verlor auch nicht ein Wort über den nächtlichen Donnerruf, ja, ich hatte nicht einmal etwas davon gehört. Das erſchien meinem guten Holländer recht unheimlich und es mußten erſt einige Tage vergehen, bevor er wieder ſeine alte Sicherheit zurückgewann. Auf Wache geſchlafen hat der Oberſteuermann nie wieder, ſo oft ich auch ſpäter revidirte, ſtets war er pflichtgetreu auf ſeinem Poſten. Das Pulver hatte entſchieden gewirkt.

Acht Tage ſpäter feierte der Oberſteuermann ſeinen Geburtstag; vielleicht war dieſe Veranlaſſung auch nur erfunden, um ſeiner Freude Ausdruck zu geben, daß der räthſelhafte Donner ſo glücklich verlaufen ſei. Bei dieſem Bankett war entweder zu viel Cognac durch die Kehle des Gaſtgebers gelaufen, oder er litt an einer bei Seeleuten eigentlich nie auftauchenden

„Indisposition.“ Genug, mein pechöser Holländer wurde nach beendigtem Festmahle der Spielball seiner recht fidelen Kameraden. Nachdem die verschiedenen derben Späße der Matrosen erschöpft, der liebenswürdige Gastgeber sanft entschlummert war, trat der Untersteuermann mit einem Rasirmesser heran; hülfreiche Hände unterstützten sein teuflisches Beginnen. Als die Umstehenden das Gesicht des Barbierten betrachteten, erhoben sie ein weithin schallendes Indianergeheul. — Die Backbordhälfte des Schnurrbartes war von der Lippe des Obersteuermannes wegrasirt.

Welches Erwachen am Morgen! Wie wahnsinnig rannte der seiner Zierde Beraubte auf Deck umher, um die Missethäter zu erforschen und natürlich zu erwürgen. Aber der Korpsgeist war zu stark entwickelt, es gab keinen Verräther. Wer dem armen Holländer in's Gesicht blickte, konnte unmöglich das Lachen verbergen, wodurch die Situation sich immer komischer gestaltete. Schließlich wollte ein Superkluger die Ursache errathen haben, und meinte ernsthaft:

„Ach wat, kann ja gornich anners sien, he hett sick den Snurrbart affullen.“ Ein neuer Zweifel quälte den Trauernden; es waren ihm ja in der letzten Zeit so unglaubliche Dinge begegnet, daß er sich willig in sein Schicksal fand und nun schleunigst auch die noch prangende Steuerbordhälfte seiner männlichen Würde mit eigener Hand entfernte. Der Obersteuermann hat an Bord nie wieder Geburtstag gefeiert, auch nie wieder zu tief in die Cognacflasche geblickt: dieser moralische Erfolg hat ihn gewiß für alle erduldete Qual entschädigt. Die erfreuliche Abwechselung und lebhafte Unterhaltung, welche diese Vorfälle an Bord hervorgerufen hatten, verstummte leider sehr rasch. Während Jeder gehofft, in dieser frischen Stimmung die „europäische Kante“ zu begrüßen, ereilte uns das Mißgeschick einer

epidemicartigen Erkrankung. Jubel und Freude waren verſchwunden, Schmerz und Befürchtung traten an ihre Stelle. Wie wechſelvoll iſt doch das Seemannsleben! Eben noch in voller Lebenskraft, ſtrotzend von Muth und Kampfesluſt, jede Gefahr verachtend — und jetzt nach wenigen Stunden? Niedergeworfen von einer gefahrvollen Seuche, kraft- und hoffnungslos dem Tode nahe.

Außer mir wurden nur wenige Leute von der gefährlichen Dyſenterie verſchont. Nach einer unglaublich kurzen Zeit iſt die Kraft des Kranken erſchöpft, die in Folge Abſterben's der Schleimhäute eingetretene Störung in den Eingeweiden verurſacht heftige Schmerzen, eine bleierne Schwere im Körper, und führt, wenn nicht wirkſame Mittel angewandt werden, zu einem langſamen, qualvollen Tode. Meine an Bord befindlichen, vorſchriftsmäßigen Arzneien erwieſen ſich erfolglos, auch die ſogenannten Hausmittel waren ſämtlich erſchöpft, ohne auch die geringſte günſtige Wirkung herbeizuführen: in meiner begreiflichen Beſorgniß griff ich zum letzten Mittel, das nur wenig bekannt, aber eine wahrhaft ſegensreiche Wirkung ausübt; dieſem Mittel verdanke ich die Rettung meiner Leute.

Auf meiner Reiſe mit der Norwood lernte ich die Nutzanwendung der Mangoſtanfrucht als eine vorzügliche Arznei kennen. In Folge deſſen hielt ich es für zweckmäßig, bei meinem Anlaufen in Anjer ein genügendes Quantum dieſer Frucht an Bord zu nehmen. Vorzugsweiſe dient die pulveriſirte Rinde des Mangoſtanbaumes als ein vorzügliches Heilmittel; in Ermangelung derſelben benutzte ich die getrocknete, rothbraune Schale der innerlich ſchneeweißen Frucht zur Bereitung von Thee.

Schon nach dreimaliger Einnahme einer großen Taſſe voll dieſes Getränkes begann die unheimliche Seuche ihren Rückzug; der bisher ſchlafſüchtige, theilnahmsloſe Kranke fühlte weſentliche

Linderung und Erſtarkung, er war innerhalb der nächſten 24 Stunden wohl noch ſehr ſchwach, aber doch vollkommen geneſen. Die friſche, ſtärkende Seeluft, wie nicht minder die Freude, jener heimtückiſchen Gefahr entronnen zu ſein, gaben dem kerngeſunden Seemanne ſchon nach wenigen Tagen ſeine alte Elaſticität zurück. Schmeckt erſt der unentbehrliche Tabak wieder, gegen den der Matroſe während der Seuche eine unerklärliche Abneigung bewies, dann iſt auch der ganze Vorfall vergeſſen und dient nur zu den unvermeidlichen humoriſtiſchen Betrachtungen.

Der Mangoſtanbaum gedeiht vorzugsweiſe auf Malakka und den Inſeln des Indiſchen Archipels, wird aber in den Tropen überall kultivirt und gewährt namentlich zur Blüthezeit einen prächtigen Anblick. Er erreicht die Höhe eines gewöhnlichen Apfelbaumes, trägt große rothe Blüthen, ſeine röthlichbraune, wohlſchmeckende Frucht gleicht der Pomeranze. Die Rinde des Baumes iſt ſehr bitter, und wird zum Schwarzfärben benutzt.

Gleicht die Mangoſtanfrucht äußerlich wohl am meiſten der ſchönſten europäiſchen Pomeranze, ſo iſt ihr Fleiſch doch ungleich ſaftiger und ſüßer und darf als das feinſte, aromareichſte Obſt von ganz Indien bezeichnet werden. Die von mir beobachtete vorzügliche Wirkung der Schale der Mangoſtanfrucht ſcheint auch dort nicht allgemein bekannt zu ſein. So oft es mir auf meinen ſpäteren Fahrten möglich war, habe ich mir dieſe Wunderfrucht zu verſchaffen geſucht; ich würde mich freuen, wenn ſich der Seefahrer trotz der jetzt benutzten vortrefflichen Mittel gegebenen Falls der Mangoſtanfrucht bediente und ebenfalls die von mir angedeutete Wirkung erzielen würde.

Ich halte jedenfalls dieſe Frucht in ehrender Erinnerung; ohne dieſe wäre eine große Anzahl meiner vortrefflichen Leute in das frühzeitige naſſe Grab geſenkt worden.

Die Perſeverancia gleitet in raſchem Fluge ihrem Endziel entgegen. In wenigen Tagen muß ein herzerfreuender Ruf aus dem Maſtkorb erſchallen. Noch hat der ſpähende Blick keinen anderen Ruhepunkt als die Segel der ſich in dieſer ſtark frequentierten Fahrſtraße kreuzenden Schiffe gefunden und dennoch zieht nur der eine Gedanke durch die ergriffene Seele: Land! Land! Wer nach langer, gefahrvoller Fahrt die Macht dieſer geheimnißvollen Empfindung kennen gelernt, der wird auch die namenloſe Freude, den herzigen Jubel begreiflich finden, mit welchem meine Ortsbeſtimmung an Bord begrüßt wurde. Von dieſem Augenblicke an verſtummte plötzlich jede Unterhaltung, als fürchtete man das nahe Land wieder zu verſcheuchen. Alle Blicke ſpähen nach dem Leuchtfeuer von Lizard. Da . . . da flimmerts vor den erwartungsvollen Blicken. In der vorſchriftsmäßigen Meldung: „Lizard Feuer gerade voraus!“ miſcht ſich das erlöſende Hurrah der Matroſen. Lange vor Tagesgrauen ſchleichen die Leute wieder auf's Deck: wer könnte auch in dieſem Augenblicke an Ruhe oder gar Schlaf denken? Kaum haben ſich die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne auf die ſmaragdgrünen Fluthen niedergeſenkt, da hat der ermüdete Blick den ſehnſuchtsvoll erwarteten Ruhepunkt gefunden. Lizard, das Vorzimmer Europa's, wird mit lautem Jubel paſſirt. —

Immerfort mehren ſich die Anzeichen des Landes! Iſt nicht die herzinnige Freude des Seemannes, ſein grenzenloſer Jubel begreiflich, wenn ſein monatelang von unermeßlichen Waſſerbergen eingeſchloſſener Blick auf ſolch' entzückendem Bilde ruht? Freudetrunken halten ſich die Seeleute umſchlungen und tanzen nach Herzensluſt; können ſie ihren Frohſinn deutlicher zum Ausdruck bringen? Ich glaube kaum.

Von Minute zu Minute wechſeln die mannigfachſten Eindrücke. Jetzt tauchten die erſten Lebenszeichen des nahen Europas

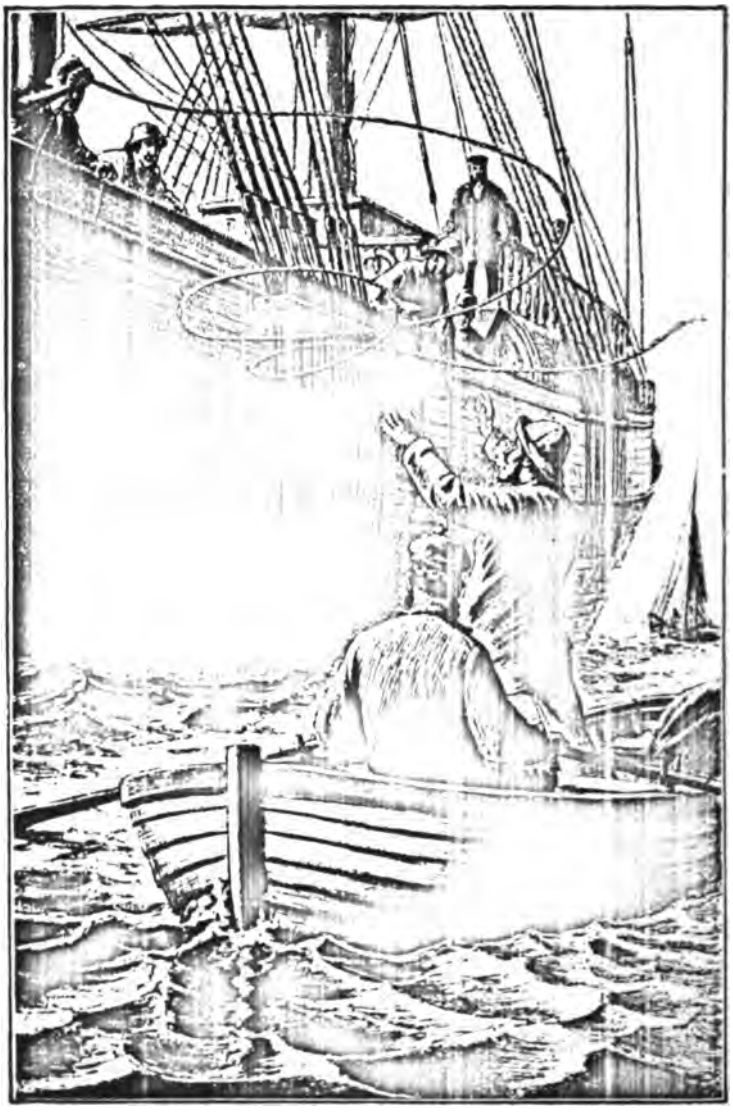
auf; es ſind die Lootſenfahrzeuge, deren waghalſige Beſitzer ſich zum Führer des einkommenden Schiffes anbieten. Noch iſt das Lootſenboot zu weit entfernt, um die im Segel geführte Nummer deutlich erkennen zu können, aber gerade dieſer Umſtand giebt dem Seemanne Gelegenheit, ſich ſchon frühzeitig der feſtländiſchen Gewohnheit, der Wettbegier zu erinnern. Wetten werden ausgeſchrieen und angenommen.

In kurzen Zwiſchenräumen, während das Segel ſcharf im Auge behalten wird, wiederholt ſich das Geſchrei. Achtlos, aber nicht leichtſinnig wird das ſauer erworbene Geld eingeſetzt; Jeder vertraut am meiſten ſeinen ſcharfen Augen und hält ſeine Wette für gewonnen. Uebrigens iſt dieſe ſelbſt ſehr einfacher Natur, es handelt ſich darum, ob die im Segel des Bootes bezeichnete Nummer gerade oder ungerade iſt. Mit athemloſer Spannung wird das Nahen des Bootes bemerkt, im letzten Moment, bevor die Nummer deutlich erkennbar wird, herrſcht eine lautloſe Stille. Jetzt nach wenigen Minuten fallen die Ausrufe der Betheiligten zuſammen. Die Wette iſt entſchieden. Freude und Jubel, Aerger und Verdruß bezeichnen den Ausgang zur Genüge. Harmloſe Neckereien geſellen ſich zum materiellen Verluſt. Der Verlierer zeigt zwar ein höchſt gleichgültiges Geſicht, iſt aber im Gegenſatz zu früher recht kleinlaut geworden und kann nur mit vieler Mühe dem Angriffe ſeines glücklichen Wettfreundes entgehen.

„Du biſt ja woll nix gewohnt," verſetzt er ſpöttiſch, „de poor „Schillinge" ſünd Di ja woll to Kopp ſtegen."

„Nä, min Jung, de ſünd ganz ſicher in min Taſch; aber Du mußt Di nich argern, Du weeßt doch, wat de Engländer ſegt: Oogen for Geld."

„Mit Din Engliſch kummſt Du ok nich wiet."



Lootſe kommt an Bord.

„Mokt ok nix, heff jo min Ogen bi mi. Is jo ok ganz egol, wenn wi an't Land koomen, denn giff ick Eenen ut."

„Du! Dat lett ſick heuren, dat is mol en vernünftig Wort, da bün ick mit bi."

Jetzt melden ſich natürlich alle guten Freunde, deren Theilnahme nicht zurückgewieſen werden kann und die minutenlang währende Diſſonanz hat ſich in einen volltönenden Mollakkord aufgelöſt. Von den inzwiſchen auf Signalweite herangekommenen, meiſt engliſchen, franzöſiſchen, belgiſchen oder holländiſchen Lootſen wird natürlich derjenige gewählt, deſſen Boot die Flagge des Landes trägt, in deſſen Hafen man zu ankern denkt. Unſer holländiſcher Lootſe kam heran. Die hervorragende Gewandtheit des Mannes, mit welcher er das winzige Fahrzeug gegen die ihren Cours fortſetzende Perſeverancia lenkte, erregte die Freude meiner Leute. Die „Nußſchale", von den tänzelnden Wellen auf und nieder gehoben, verfolgte unabläſſig ihr Ziel. Dieſes geſchickte Manöver hat die Bewunderung der wetterfeſten Zuſchauer erregt. Mit ſolchem kleinen Boote über hundert engliſche Seemeilen in die gefahrvolle Fahrſtraße des Kanals ſich hinauszuwagen, das war keine Kühnheit mehr, das war Leichtſinn zu nennen. Aber was half es? Die zahlreichen Mitbewerber dringen ja immer weiter vor, um den winkenden Lohn zu erhaſchen; bleibt der Einzelne zurück, ſo hat er ja jede Ausſicht auf Erfolg verloren und daheim warten Frau und Kinder auf Brod. Darf er nur einen Augenblick zögern, ſein Leben einzuſetzen?

Kaum die Schwelle Europa's betretend, fühlen wir den Kampf um's Daſein ſeiner Bewohner. Trotz ſeines reichen Sprachſchatzes kam unſer muthiger Holländer, dem wir die peruaniſche Flagge zeigten, ein wenig in Verlegenheit, als wir in

Hörweite ſeine engliſchen, franzöſiſchen, holländiſchen und flamländiſchen Fragen kopfſchüttelnd verneinten.

„Na, was ſprecht Ihr denn eigentlich?“ entgegnete der Lootſe, den Scherz erkennend, in ſeiner Mutterſprache. „Ihr ſeht ja doch Menſchenkindern ähnlich und Eure Ladung ſcheint auch nicht vom Himmel zu kommen.“

Schallendes Gelächter folgte dieſer zarten Anſpielung.

„Alſo bütſch,“ begann jetzt der Lootſe, mit Hülfe meiner Leute raſch das Deck erreichend, „jawoll Captän, jawoll, kann ik ok.“

Nach der erſten Begrüßung und den erforderlichſten Mittheilungen wurde unſer Holländer recht gemüthlich. Ich muß die wahre Veranlaſſung verrathen, der geehrte Leſer könnte ſonſt glauben, unſere intereſſante Unterhaltung, oder die herrliche Scenerie hätten das Herz unſeres Gaſtes beeinflußt. Ach nein, der gute Mann hatte nur den Tiefgang unſeres Schiffes, nach welchem ſeine Lootſengebühr berechnet wurde, erfahren und dieſer Tiefgang verhieß ihm einen außergewöhnlich großen Gewinn.

Sobald der Lootſe das Kommando des Schiffes übernommen, verſtummt jede Unterhaltung, ſeine ganze Aufmerkſamkeit gehört jetzt dem Schiffe; Tag und Nacht, bis zum Niederlaſſen des Ankers bleibt er auf ſeinem Poſten.

Ohne die geringſte Störung wurde die Perſeverancia in den Hafen von Rotterdam geleitet, die Anker raſſelten unter dem Hurrahruf meiner entzückten Leute nieder. Ein Strom ſeliger Empfindung durchfluthet mein Herz, — Land! Land! Nachdem die Ladung gelöſcht, all meine Obliegenheiten erfüllt, das altersſchwache Schiff verkauft war, eilte ich freudebewegt in die Heimath — in das Elternhaus!

5. Kapitel.

Gott will nicht, daß Volk und Volk ſich meide.
Das Meer, bis zu des Erdball's fernſten Rändern,
Wogt als Vermittler zwiſchen allen Ländern,
Es trennt zwei Welten und vereint ſie beide.
Bodenſtedt.

Trauerkunde im Elternhauſe. — Der alte Löwe brüllt noch. — Hamburgs Hafen. — Die königlichen Kaufleute. — Deutſchlands Pioniere. — Das Welthaus Godeffroy. — In der Südſee. — Deutſchlands Unterlaſſungsſünden. — Hamburger Capitain und Bürger. — Die Veſta ſegelfertig. — Unliebſames Dampfgeheul. — Godeffroys Verfügung. — Auf, Matroſen, die Anker gelichtet.

Nach jahrelangen, gefahrvollen Reiſen kehrte ich in die liebe Heimath zurück. Unbeſchreiblicher Jubel ſchwellte meine Bruſt, in den nächſten Minuten mußte ich das heißerſehnte Ziel erreichen. Aber welch' ſchmerzliche Kunde traf mich an der Schwelle des Elternhauſes. Mein Vater ruhte in kühler Erde; — es war mir nicht vergönnt, ihn noch einmal in meine Arme zu ſchließen. Der unerbittliche Tod hatte den Theuren hinweggerafft. Weit über die Grenzen ſeines Wirkungskreiſes hinaus war die Lücke fühlbar.

Die Thränen meiner Mutter ſtillten meinen heißen Schmerz. Wie ganz anders hatte ich mir das langerſehnte Wiederſehen im Geiſte ausgemalt. Wie oft hatte ich in fernen Landen die letzten Zeilen des ſorgenden Vaters geleſen, die von ſeiner innigen Freude erzählten, mich einſt als fertigen Seemann empfangen zu können.

„Das Schickſal hat es anders beſchloſſen," hauchte es leiſe von den Lippen meiner ergriffenen Mutter, „wir müſſen uns fügen. Dein Vater ſchloß in dem Bewußtſein die Augen, daß alle ſeine Söhne auf dem pflichtgetreuen, ehrenvollen Pfade wandeln, der zum Ziele führt."

Welch' inhaltsvoller Zeitraum lag zwiſchen meiner jetzigen und der früheren Ankunft. Als abenteuerluſtiger Jüngling war ich in die Welt gezogen, als erfahrungsreicher Mann kehrte ich zurück. Manche ſchwierige Aufgabe war gelöſt: mit Stolz durfte ich auf eine vielbewegte Vergangenheit zurückblicken.

Tief bewegt lauſchte meine Mutter meinen Erzählungen. Unter meinen dankbaren Zuhörern befand ſich in erſter Reihe unſer alter Gärtner Sommer, der mit echt ſeemänniſchem Verſtändniß allen Vorkommniſſen folgte und dem oft die hellen Thränen über die Backen rannen, wenn mein Fahrzeug durch geſchickte ſeemänniſche Manöver dem Untergange entriſſen worden war.

„Heff ick jo immer ſegt," pflegte der gute Alte beim Schluſſe der Erzählung kopfnickend zu bemerken, „de Jung ward mol ne fixe Waterrott, frei mi von Harten, dat ick dat noch erlevt heft."

Und wenn gar ein Familienangehöriger auf die vom Alten beliebte, freilich nicht mehr zutreffende Altersbeziehung hinwies, worin der ſchlichte Seemann einen Vorwurf erblickte, dann konnten wir mit großem Vergnügen vernehmen, daß der alte Löwe noch ſehr verſtändlich brüllte. „Dummerhaften Snack," brummte der alte Seebär, mir ſeine zitternde Hand reichend, „hef Di jo up minen Armen drogen. Wer het Di de erſten Scheep buut? Nu ſoll ick am Enn noch „Herr Capitän" ſeggen, ne, min Jung dat kann Keen von' ohlen Sommer verlangen."
— Ich habe den Alten ſtets mit den Worten beruhigt:

„Dorum lot Di man keen graue Hoor waſſen." Freude

lagerte auf dem Antlitz des einstigen Seemannes, sein ermatteter Blick erhellte sich. Die seemännische Redensart in dem sonst im elterlichen Hause wenig gebräuchlichen platten Idiom hatte jede Mißstimmung verscheucht.

Die Stätte meiner Kindheit gewährte mir nicht mehr die früher empfundene Freude; es trieb mich nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt wieder hinaus. War ich doch dem Eldorado der deutschen Seeleute, dem schönen Hamburg nahe, konnte mich an dem wunderbaren Anblick des schönsten und größten Hafens des europäischen Festlandes erfreuen.

Wie oft ist diese echt deutsche Perle von berufener Feder beschrieben, wie oft hat des Künstlers Stift dieses Kleinod in Farben dargestellt; die Photographie und all ihre verwandten technischen Vervielfältigungsarten der Neuzeit, sie Alle haben es versucht ein naturgetreues Abbild des Hafens zu liefern. Allein was hat die gewandteste Feder, die geschickteste Hand, die photographische Wiederspiegelung erreicht? Kann die beste Verschmelzung von Wort und Bild dem Fernstehenden einen ausreichenden Begriff von der Schönheit dieses Panoramas bieten? Kann er den entzückenden Eindruck, welchen der Hamburger Hafen auf jeden Beschauer hervorruft, voll und ganz nachempfinden?

Ich darf getrost mit Nein antworten. Und dennoch darf sich kein Künstler verletzt fühlen. Es liegt außer dem Bereiche menschlichen Könnens, dieses prachtvolle, jeden Moment sich verändernde Bild festzubannen. Was eine gütige Natur hier geschaffen, hat kunsterfüllter Schönheitssinn glücklich ergänzt. Nicht nur das Auge des Beschauers weidet sich an dieser Herrlichkeit; auch Herz und Gemüth wird von der eigenartigen Pracht ergriffen. Sein geistiger Blick dringt über den stolzen Mastenwald hinaus und wähnt die fernen Meere und Länder zu erfassen. Jene zahllosen Fahrzeuge von der schlanken Bark bis

zum impoſanten Vollſchiff, deren Kiele die Weltmeere durchfurchen, an deren Maſten die Flaggen aller Schiffahrt treibenden Völker flattern, das raſtloſe, geſchäftige Treiben der Vertreter zahlreicher Völker, das iſt es, was dem zauberhaften Bilde ſeinen beſtrickenden Reiz verleiht und dem Beſchauer einen Weltblick gewährt.

Wie gerne würde ich bei dem Bilde verweilen, wenn es nicht als Vermeſſenheit erſchiene, meiner ſchwachen Feder eine Schilderung zuzutrauen. Aber ich konnte in der Erzählung meiner Erlebniſſe nicht fortfahren, ohne Hamburgs Hafen, wenn auch nur mit wenigen Worten, zu berühren. Mein Auge ruht ja auf zahlreichen Fahrzeugen, die ich als gute, alte Bekannte auf fernen Meeren nach Seemannsart begrüßte, in deren Geſellſchaft wir ſchon oft gegen Sturm und Ungewitter kämpften. Auch ſie haben vorläufig ihr Endziel erreicht und ruhen nach langer, mühevoller Fahrt in den breiten, wohlgeordneten Waſſerſtraßen auf ſicherem Heimathsgrund; jeden Moment bereit, dem Winke ihres Gebieters zu folgen, auf's Neue Wind und Wetter zu trotzen.

Hoch von den Maſten flattert das bekannte Banner der mächtigen Hanſaſtadt. Seit vielen Jahrhunderten haben Hamburgs Schiffe die Weltmeere durchkreuzt, ſeine Flagge wird von den Völkern der Erde geachtet und geſchätzt. Nicht ohne andauernden, harten Kampf hat ſich Hamburg ſeine ehrenvolle Stellung unter den Schiffahrt treibenden Völkern erworben. Unzählige Schickſalsſchläge haben die Frucht jahrelanger Mühen zerſtört, welterſchütternde Ereigniſſe haben ſeine Exiſtenz bedroht. Mancher Zweig wurde entblättert, mancher Aſt verdorrt, aber der Stamm des Baumes wurzelte in einem geſunden Boden und zeitigte immer wieder ſeine ſegensreiche Frucht.

Hamburg, im Wettſtreit mit den handeltreibenden Völkern

der civiliſirten Welt, konnte ſein Augenmerk nur auf ganz reale Dinge richten, wußte es doch, daß mit dem kleinſten Stückchen Waare, welches ſeine Schiffe in die fernſten Zonen trugen, die Kultur am raſcheſten gefördert wurde. Mit der Entwickelung des Hamburger Handels wurde deutſcher Geiſt, deutſche Sitte unter den fremden Völkern verbreitet. An der Spitze der ſeefahrenden deutſchen Stämme hat Hamburg den idealen Beſtrebungen des ganzen deutſchen Volkes jederzeit weſentliche Dienſte geleiſtet. Jedes Fahrzeug erſcheint mir als ein Denkmal, das dem Beſchauer Zeugniß giebt von der mühſamen Arbeit, Entſchloſſenheit und Geſchicklichkeit ſeines umſichtigen Gebieters.

Nicht allen Mühen ward der Lohn beſchieden. Was in vielen Jahren, während eines Menſchenalters mühſam errungen, ging oft in einer Stunde unwiederbringlich verloren. Aber der kaufmänniſche Geiſt, ſeine nie verſiegende Triebkraft ging nicht verloren. Mit den Trümmern des geſcheiterten Vermögens wurde abermals der Kampf begonnen, und wenn auch erſt der Sohn die väterliche Ausſaat geerntet, ſo führte doch Beharrlichkeit zum Ziele.

Dieſe nach Jahrhunderte langen Kämpfen gewonnene Erkenntniß iſt die Grundlage, auf welcher der wahre Kaufmann ſeine Aufgabe zu erfüllen ſucht, und wodurch er zur mächtigen Stütze des Staates geworden iſt. Wer zählt die Namen der mächtigen hamburger Handelsfürſten, die über eine ſtolze Kauffahrteiflotte gebieten, all die Männer, welche als die Säulen des deutſchen Welthandels gelten, im Intereſſe des großen Ganzen wirken?

Sie ſind es, die den Geiſt im Volke weckten, dem Hamburg ſeine Größe und Blüthe verdankt. Nur einen Namen, welcher mit dem nächſten Theil meiner Erzählung eng verknüpft iſt, muß ich hier nennen. Der Name Godeffroy füllt ein ehren-

volles Blatt der vaterſtädtiſchen Geſchichte. Das einſt ſo mächtige Handelshaus befolgte eine epochemachende Praxis, und gab dem hamburger Handel einen neuen, kräftigen Impuls. Seine weitblickenden Führer begnügten ſich nicht damit, einen zeitweiligen, lebhaften Waarenaustauſch mit den fernen Völkern zu unterhalten, höhere Ziele verfolgten die genialen Männer. Ein kurzer Hinweis wird meine Anſicht beſtätigen.

Mit einem lebhaften Import- und Exportgeſchäft beginnend, wodurch die Mehrzahl der Schiffe lohnende Beſchäftigung fanden, erſtreckte ſich ihr Handel zunächſt auf die Weſtküſte von Südamerika, wo Guſtav und Alfred Godeffroy als Superkargos thätig waren. Der Reihe nach wurde mit Oſtindien, Auſtralien, Südafrika ein lebhafter Verkehr eröffnet und ſpäter die Südſeeinſeln und Sibirien, ſpeciell der Amur in den Bereich ihrer Thätigkeit gezogen. 1863 ſtand die Rhederei des Hauſes in ihrer vollen Blüthe, ſie umfaßte in dieſem Jahre 30 Segel-, 6 Dampfſchiffe nebſt 3 Flußdampfern. Lebhaften Antheil nahm die Firma an der Beförderung von Koloniſten nach Süd-Afrika, nach den 4 auſtraliſchen Provinzen und der Weſtküſte Süd-Amerikas.

Godeffroy's Geſchäftsagenten waren die erſten Weißen, welche den Boden ſo mancher fernen Inſel betraten, ihre Bewohner wurden durch Godeffroys in die Welt gerückt und empfingen eine ſegenbringende Kultur. Ganze Völker unterſtellten ſich freiwillig dem hamburger Handelshauſe, immermehr wurden die Beziehungen gepflegt, werthvolle Gebiete, den Neid fremder Staaten erregend, wurden hamburgiſches und ſomit deutſches Eigenthum. Bald genug wurde die wohldurchdachte Abſicht der geiſtvollen Kaufleute erkennbar. Es galt der vaterländiſchen Induſtrie größere Abſatzgebiete dauernd zu erhalten, fernere zu erſchließen und den Handel Deutſchlands mehr und mehr zu befeſtigen.

Leider geſtatteten es die inneren Verhältniſſe des Mutter-

landes nicht, dem Handelshauſe rechtzeitig diejenige Stütze zu gewähren, die angeſichts der Beſtrebungen fremder Nationen erforderlich war. Jeder Deutſche, der im Dienſte des vaterländiſchen Handels in fremden Landen thätig war, wird es ſchmerzlich bedauern, daß ſo viel deutſche Arbeit und Kraft zwecklos geopfert wurde. Hat das deutſche Reich auch nicht die volle Ernte dieſer mühevollen Ausſaat errungen, ſo hat ihm doch Godeffroy wenigſtens in der Südſee die Wege gezeigt, auf denen eine erſtarkte, neuerſtandene deutſche Geſellſchaft zum Segen des großen Vaterlandes weiter wandelt. Der einſt ſo mächtigen Firma iſt nur die erhebende Genugthuung geblieben, daß ſie zur Grundſteinlegung einer im Intereſſe des deutſchen Reiches überaus gebotenen Kolonialbeſtrebung gedient, und daß der Name Godeffroy mit den Errungenſchaften in der Südſee ſtets verknüpft bleiben wird.

Eine kurze genealogiſche Skizze des Hauſes dürfte hier wohl am Platze ſein. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes verließ die Familie Godeffroy, der reformirten Religion treu bleibend, im Jahre 1685 ihre Heimath La Rochelle in Frankreich und fand nebſt Tauſenden vertriebener Hugenotten in Preußen bereitwilligſt Aufnahme. Ceſar Godeffroy, das derzeitige Familienoberhaupt, nahm ſeinen Wohnſitz in Müncheberg. Sein Enkel gleichen Namens ſiedelte in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Hamburg über, und deſſen Sohn gründete hier im Jahre 1766 die Firma J. C. Godeffroy & Sohn. Aus recht beſcheidenen Anfängen entwickelte ſich erſt nach vielen Jahren ein exiſtenzfähiges Gefüge. Hervorragend kaufmänniſche Tüchtigkeit, ein zielbewußtes, klares Streben, Kühnheit im Unternehmen, Beharrlichkeit im Mißerfolg fügten Stein auf Stein, bis das mächtige Gebäude als eine Zierde der Vaterſtadt emporragte. Mehr als hundert Jahre hat die Firma Godeffroy den

Intereſſen des Hamburger Handels gedient, ſie hat damit ihren Dank gegen das zweite Heimathsland abgetragen. Mit der 1878 erfolgten Uebergabe ihres Südſeegeſchäfts an die Deutſche Handels- und Plantagengeſellſchaft der Südſee iſt die Firma J. C. Godeffroy & Sohn vom Weltmarkt zurückgetreten.

Ich hege die feſte Ueberzeugung, daß einſt die Zeit kommen wird, in welcher auch der Uneingeweihte den hohen Werth unſerer Südſeebeſitzung erkennen muß. Mir, dem es vergönnt war, mit arbeiten zu dürfen an der Erwerbung mancher mächtigen Handelsſtationen, ſind die andauernden, erbitterten Kämpfe, welche engliſche, franzöſiſche und amerikaniſche Handelshäuſer um den Beſitz jener Erwerbungen gegen die deutſche Firma erfolglos führten, noch ſehr lebhaft in der Erinnerung, um nicht die größte Freude darüber zu empfinden, daß dieſer durch deutſche Arbeit und Mühe erworbene Beſitz und mit ihm der deutſche Einfluß im Handel des großen Oceans dem neu erſtandenen Reiche erhalten geblieben iſt.

Heute kann die deutſche Flagge aus der Südſee nicht mehr von der neidiſchen Konkurrenz verdrängt werden, das mächtige, deutſche Reich duldet nicht mehr fremdländiſche Uebergriffe gegen die deutſchen Handels-Pioniere, ſie ſind nicht mehr, wie einſt, ſchutzlos in fernen Zonen.

Angeſichts des impoſanten Hamburger Hafens, der mich zu dieſer Betrachtung veranlaßt, erwachte wieder meine Sehnſucht zur See. Ein glücklicher Zufall begünſtigte dieſes begreifliche Verlangen. Eine Hamburger Zeitungsnotiz, die von meinen Reiſen und meiner Rückkehr in die Heimath erzählte und mich als Vicekönig der Karolinen-Inſeln bezeichnete, gab dem derzeitigen Chef des Hauſes J. C. Godeffroy & Sohn Veranlaſſung, meinen Beſuch zu erbitten. Bereitwilligſt kam ich dieſem Wunſche nach. Was ich von den mir bekannten Inſelgruppen

berichtete, erregte die Theilnahme des Handelsfürſten im hohen Grade. Sein ſcharfer Blick eilte meinen Erklärungen voraus, es war nicht nöthig, die Zweckmäßigkeit der beabſichtigten Expedition beſonders hervorzuheben; der geniale Kaufmann hatte den Schwerpunkt im Fluge erfaßt. Bald war der Entſchluß gereift. Das erſte einlaufende Schiff des Hauſes ſollte für das geplante Handelsunternehmen zu meiner Verfügung ſtehen; wie ſehnlichſt ich dieſen Augenblick erwartete, will ich hier nicht hervorheben.

Ich wähnte mich am Ziele meiner Wünſche. War ich doch der Führer eines deutſchen Schiffes geworden, von einem hervorragenden Hamburger Rheder mit einer Aufgabe beehrt, die mir eine beſondere Thätigkeit in Ausſicht ſtellte. Jetzt war mir endlich Gelegenheit gegeben, meine Erfahrungen im Dienſte des deutſchen Handels zu verwerthen.

Das kühne, entſchloſſene Vorgehen des erſtarkten Preußens, das zur Befreiung meines engeren Heimathlandes geführt und für immer das däniſche Joch abgeſchüttelt hatte, rief Hoffnungen in mir wach, die ich von dem Augenblicke an gehegt, in welchem ich unter fremder Flagge thätig geweſen bin. Fern ſei es von mir, dieſe Empfindung als eine beſondere zu bezeichnen, ſie ward von jedem guten Deutſchen gehegt, aber ſie mußte beſonders bei Denen zum Durchbruch gelangen, welche die Geringſchätzung ſeitens anderer Nationen jahrelang ertragen, niemals auf thatſächlichen Schutz des Mutterlandes rechnen konnten.

Niemand reſpektierte die Rechte der deutſchen Anſiedler, ſie waren ihrer Exiſtenz wegen gezwungen, der Nationalität zu entſagen. Nur zu fühlbar war die Rechtsloſigkeit des Deutſchen auf fremdem Boden. Die ohnmächtige Kleinſtaaterei wurde nirgends bitterer empfunden, als von den Deutſchen im Auslande.

Heute hat man im geeinten, mächtigen Vaterlande kaum mehr eine Vorſtellung davon, daß es dem Deutſchen zur Unmöglichkeit geworden war, ſich in fremden Erdtheilen als ſolchen zu bezeichnen. War es unter ſolchen traurigen Verhältniſſen nicht recht natürlich, daß ſich in jeder deutſchen Bruſt das Verlangen regte, anderen Nationen gegenüber gleichberechtigt zu ſein? Gewiß, auch ich habe dieſen heißen Wunſch oft genug empfunden, habe mit blutendem Herzen manche fremdländiſchen Uebergriffe erdulden müſſen, und vielleicht ſchon deshalb zu einer Zeit meine ureigenſte Empfindung zum Ausdruck gebracht, in welcher die Erwerbung deutſcher Kolonialgebiete als nutzloſe Spielerei betrachtet wurde.

Endlich lief ein Godeffroy'ſches Schiff und zwar die Brigg Veſta in den Hamburger Hafen ein. Sobald die Entladung des Schiffes geſchehen, wurde mit einer zweckdienlichen Ausrüſtung begonnen. Bald zeigte ſich die Veſta in ihrem Waffenſchmuck von zwölf Geſchützen, darunter ſechs Drehbaſſen, (drehbare Geſchütze mit kleinem Kaliber) während die inneren Räume die von mir als geeignet bezeichneten Tauſchwaaren aufnahmen. Zu dieſen Gegenſtänden gehörten insbeſondere grellfarbene Manufakturwaren, Eiſentheile, Waffen, Pulver und Blei, Feuerſtein, Feuerſtahl, Streichhölzer, böhmiſche Glasperlen, eiſerne Kochtöpfe, Fiſchangeln u. ſ. w. Die Rhederei beſchaffte einen vorzüglichen, für die klimatiſchen Verhältniſſe genau berechneten Schiffsproviant. Wohl ſelten iſt ein Kauffahrer ſo glänzend ausgerüſtet worden. Die Reiherſtieg-Schiffswerfte erhielt den Auftrag, ſofort ein kleines, eiſernes Dampfboot nach meiner Angabe zu erbauen. Alles, was nur irgendwie zweckdienlich erſchien, traf mit militäriſcher Pünktlichkeit an Bord ein. Allein ſchon dieſe Ausrüſtung lieferte den Beweis, von welch hohen Geſichtspunkten aus die Expedition von dem Handels-

hauſe betrachtet wurde. Dank der muſterhaften Schlagfertigkeit des Godeffroy'ſchen Apparates war die Veſta in unglaublich kurzer Zeit reiſefertig. Im Muſeum Godeffroy wurde mir Gelegenheit geboten, ſowohl das Ausſtopfen der Vögel wie auch das Präpariren und Konſervieren von Pflanzen, Schlangen, Eidechſen und ſonſtigen Thieren zu erlernen, um die auf den Südſeeinſeln zu ſammelnden Gegenſtände in geeigneter Weiſe dem Muſeum Godeffroy zuführen zu können. Es galt nur noch einige nebenſächliche Dinge, meiſt privater Natur, zu erledigen. Hierzu gehörte in erſter Reihe die Erfüllung der hamburger geſetzlichen Beſtimmungen, wonach der Führer eines hamburger Schiffes nicht nur das Capitäns-Examen abzulegen hatte, ſondern auch das hamburger Bürgerrecht erlangen mußte. Nachdem ich meiner nunmehrigen zweiten Heimath, dem lieben Hamburg, den Eid der Treue als Bürger geleiſtet, konnte ich ſchon am nächſten Tage vor der Prüfungskommiſſion erſcheinen. Ich kann nicht auf die Einreihung des hamburger Zeugniſſes an dieſer Stelle verzichten. Schon an und für ſich iſt das von dem erſten deutſchen Handelsſtaate ausgefertigte Atteſt für jeden Seefahrer ein werthvolles Dokument; außerdem trägt es die Unterſchrift hervorragender, verdienſtvoller Männer, denen ich unvergeßlichen Dank ſchulde. Das Schriftſtück lautet:

> Wir Endesunterzeichneten von der hieſigen hochlöblichen Schiffahrt- und Hafen-Deputation im Auftrage des hochedlen und hochweiſen Senates zur Prüfung der Fähigkeiten derjenigen, welche auf hamburgiſchen Schiffen als Steuerleute dienen wollen, angeſtellte Examinatoren beſcheinigen hierdurch, daß der Vorzeiger dieſes, **Alfred Friedrich Tetens**, gebürtig aus Wilſter, 30 Jahre alt, welcher 14 Jahre zur See gefahren hat, von uns examinirt worden iſt, und zwar über die demnächſt folgenden

Gegenſtände, ſowie daß wir in Folge der nach vollendetem Examen angeſtellten Berathung darüber einig geworden ſind, daß er beſtanden habe:

1, im Manöveriren des Schiffes, ſowie in der Kenntniß der Pflichten des Steuermannes . . . gut.
2, in der Kenntniß der Elbe, und der Mündung derſelben, ſowie auch im Verhalten beim vor Anker Liegen . . . . . gut.
3, in der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie nebſt den dazu gehörigen Beweiſen . . . gut.
4, in den geographiſchen und aſtronomiſchen Vorkenntniſſen . . . . . gut.
5, in der Anwendung der ebenen Trigonometrie auf die Planſchiffahrt, im Gebrauch des Kompaſſes und Log . . . . . gut.
6, in der Theorie der mercatoriſchen Projektion und dem Segeln und dem Meſſen auf runden Karten . . . . . gut.
7, in der Kenntniß der nautiſch-aſtronomiſchen Werkzeuge und deren Korrektion . . . . . gut.
8, in der Anwendung der ſphäriſchen Trigonometrie und Aſtronomie auf nautiſche Probleme mit den dazu erforderlichen Erklärungen . . . . gut.
9. in der Beſtimmung der Breite, der Länge und die Variation auf See, nebſt der Kenntniß des Gebrauchs der Chronometer . . . . . gut.
10, in der nautiſchen Geographie . . . . . gut, weshalb wir ihn für den Dienſt als Steuermann und Seeſchiffer erſter Claſſe gehörig und hinreichend erfahren befunden haben.

Zur Beurkundung deſſen haben wir dem gedachten

A. F. Tetens das gegenwärtige Atteſt ausgeſtellt, mit dem Wunſche, daß es demſelben zur Empfehlung und zum guten Fortkommen in ſeinem Berufe als Seemann gereichen möge.

So geſchehen zu Hamburg d. 8. Juni 1865.

Pro confirmatione
H. A. Hübner.
ex Commissario
der Hamburgiſchen Schiffahrts- und Hafen-Deputation

C. W. Schuback, Inſpector
J. Fokkes
G. H. A. Heuer, Marine-Inſpector

als Examinatoren.

Theod. Niebour Director.
Lehrer der Navigations-Schule und Examinator.

Nunmehr wurde auch eine ausreichende Beſatzung der Brigg, 2 Steuerleute und 14 Matroſen geheuert. Es waren ausgeſuchte, ſtämmige Leute, meiſt Hamburger und Holſteiner, die ſich ſchon oft auf dem Meere getummelt, denen ſchon mancher Wind um die Naſe geweht und von denen ich eine volle ſeemänniſche Pflichterfüllung erwarten durfte. Mit dem Augenblicke, wo die Mannſchaft an Bord eintraf, war Alles zum Auslaufen klipp und klar. Nur die Probefahrt mit dem kleinen Schraubendampfer, um auch gleichzeitig mit dem Mechanismus der Maſchine vertraut zu werden, mußte noch geſchehen Am letzten Sonntage meines derzeitigen Aufenthalts dampfte das ſchmucke Fahrzeug ſtromabwärts aus dem Hafen. Es war ein wunderſchöner Tag; das herrliche Elbufer prangte in dem farbenſchimmernden Schmucke des Sommers. Die Sonne glänzte ſo hell und freundlich am wolkenloſen Horizont, als wollte ſie dem jüngſten Hamburger Bürger und Capitän die ganze Pracht ſeiner neuen Heimath zeigen. Sorgſam gepflegte Parkanlagen, mit Blumen und Pflanzen aller Zonen kunſtgerecht geſchmückt, verleihen dem rechten Ufer einen beſtrickenden Reiz. Auf dieſer

duftenden, blüthenreichen Hügelkette erheben ſich die Schmuckkäſten ähnlichen Villen der Hamburger Granden, ihren Beſitzern einen prachtvollen Fernblick auf den impoſanten, mit zahlloſen Fahrzeugen überſäeten Heimathsſtrom gewährend. Beim unausgeſetzten Betrachten dieſes Panoramas erhielten die verblaßten Tropen-Bilder wieder lebhafte Farben. Hätte ich nicht die kernigen Zurufe der paſſierenden Schiffer vernommen, rückwärts die Thürme der nordiſchen Hanſaſtadt geſehen, ich hätte geglaubt die Herrlichkeit Indiens, die Rhede von Bombay, zu erblicken. Bald hatte unſer kleiner Dampfer einen Punkt erreicht, von welchem aus die Villa Godeffroy klar und deutlich ſichtbar wurde. Vermittelſt der Dampfpfeife und dem Emporziehen einer kleinen Flagge gaben wir unſere Anweſenheit kund; nach wenigen Augenblicken erſchien der Chef des Hauſes auf der Baluſtrade ſeines Gartenſchloſſes und ſchwenkte zum Zeichen des Dankes ſein Taſchentuch in der Luft. Auf dem Rückwege that die kleine Maſchine trotz eines ſtarken Stromes ihre volle Schuldigkeit, es machte mir und meinem Bruder, gegenwärtigem Preußiſchen Regierungsrath in Schleswig, welcher als einziger Paſſagier an dem Ausfluge Theil nahm, viel Vergnügen, den größeren Schiffen vorauszueilen. Soweit war die Fahrt ohne jede Störung verlaufen, allein beim Einlaufen in den hamburger Hafen und Anlegen an der Reiherſtieg-Schiffswerfte ſollte ich die Erfahrung machen, daß ich mit dem Mechanismus der Maſchine noch nicht ausreichend vertraut ſei. Um die Landungsbrücke zu erreichen, mußte ich das vorſchriftsmäßige Signal mit der Dampfpfeife geben und gleichzeitig den Gang der Maſchine etwas hemmen. Hierbei mußte irgend ein ungeſchickter Handgriff an einem der Ventile ſtattgefunden haben; plötzlich ertönte ein entſetzliches, ohrenzerreißendes Heulen, dem ich trotz aller Bemühungen keinen Einhalt gebieten konnte.

Wir hielten unſere Situation für ſehr kritiſch, jeden Augenblick konnte nach meinem Dafürhalten eine Exploſion eintreten. Eine ähnliche Empfindung ſchien auch meinen Bruder zu beherrſchen, der mit einem kühnen Satze von Bord des Dampfers ſich auf die Landungsbrücke ſchwang. Nun wurde es mir erſt recht unheimlich. Hier im ſchönen hamburger Hafen, angeſichts meiner ſtolzen Veſta einen unvorbereiteten Luftſprung auszuführen, ſchien mir durchaus nicht verlockend. Schnell entſchloſſen riß ich das Feuer unterm Keſſel fort und folgte dann dem Beiſpiele meines vorſichtigen Bruders. Im ſicheren Port erwarteten wir die entſetzliche Kataſtrophe, aber Minute auf Minute verrann, kein Knall ließ ſich hören. Ja! das am wenigſten Erwartete trat ein, das Geheul der Maſchine wurde ſchwächer, bis es ſchließlich zu unſerer Freude ganz verſtummte. Mein kleiner Dampfer kam nunmehr in ſichere Verwahrung. Das kleine Intermezzo herzlich belachend, kehrte ich an Bord meines Schiffes zurück. Hier fand ich außer der Inſtruktion des Rhebers auch ſpecielle Verfügung über Alles, was meine Aufgabe betraf, im verſchloſſenen Kouvert vor. Das Schriftſtück bietet ſo viel charakteriſtiſche Momente, daß es mir der geehrte Leſer wohl geſtatten wird, dasſelbe mit Hinweglaſſung einiger ausſchließlich privater Verabredungen abſchriftlich wiederzugeben. Jedenfalls beſtätigen die Godeffroy'ſchen Verfügungen alle meine in den voraufgehenden Blättern ausgeſprochenen, das genannte Handelshaus berührenden Behauptungen. Der Godeffroy'ſche Erlaß lautet:

Hamburg, d. 27. Juni 1865.

Herrn Capt. Alfred Tetens

führend die Brigg Veſta, d. Zt. hier.

Wir machen uns das Vergnügen, Ihnen das Kommando unſerer Brigg Veſta und die Leitung unſerer mit den

Carolinen- und Palau-Inseln beabsichtigten Geschäfte zu übertragen. —

Wir geben Ihnen gerne diesen Beweis unseres Vertrauens, da wir vollkommen überzeugt sind, daß Sie demselben durch die sorgsamste Wahrnehmung der Ihnen anvertrauten Interessen entsprechen werden. —

Sie wissen, daß ein besonnenes, ruhiges Handeln vor allen Dingen beim Umgange mit jenen wilden Völkerstämmen erforderlich ist, aber auch Muth und Energie im vollsten Maße, wo es gilt, gezeigt werden muß. — Es gewährt uns eine angenehme Beruhigung, Sie nicht allein im Besitze der hierzu nöthigen Eigenschaften, sondern auch selbst gemachter, werthvoller Erfahrungen in dieser Hinsicht zu wissen und geben wir uns demnach auch der angenehmen Hoffnung hin, daß das entrirte Geschäft ein gutes und dauerndes werden wird. —

Geht das Geschäft, wie wir zuversichtlich hoffen, gut, so wünschen wir demselben schnell thunlichst die größtmöglichste Ausdehnung zu geben und es ist daher vor allen Dingen wichtig, Ihre ausführlichen Berichte und positiven Vorschläge für die ferner von hier zu machenden Einleitungen zu empfangen, sobald Sie solche zu geben im Stande sind.

Die obwaltenden Verhältnisse müssen natürlich für Ihre Entscheidungen maßgebend sein. — Wir werden der Verabredung gemäß in den letzten Monaten dieses Jahres eine zweite Sendung paßlicher Waaren an die Herren Siemssen & Co. in Hongkong zu Ihrer Verfügung senden, auf deren Ankunft zu April spätestens Mai Sie also Rechnung machen können und glauben wir daher, daß wenn irgend die Verhältnisse solches gestatten, Sie zu jener Zeit

in Hongkong mit dem bis dahin gesammelten Biche la mar einzutreffen bestrebt sein sollten. —

Sie würden dann mit neuen Waaren versehen werden, und wir darnach von Ihnen erfahren, was Sie ferner an Waaren und etwaigen kleinen oder größeren Schiffen zu erhalten wünschen sollten und so das Geschäft rasch möglichst in den Schwung komme, in welchem wir dasselbe zu sehen wünschen. —

Alles bleibt indeß zu entscheiden Ihnen überlassen und werden Sie schon auf's Aeußerste bestrebt bleiben, uns, sobald als die Umstände es gestatten, in den Besitz jener wichtigen Mittheilungen zu setzen. —

Auf Leben und Sterben empfehlen wir Ihnen, Ihren ersten Steuermann von Allem das Geschäft Betreffende auf's Genaueste zu unterrichten, demselben aber volle Verschwiegenheit in Hongkong aufzuerlegen, wie es denn überhaupt wünschenswerth bleibt, daß die Mannschaft möglichst im Dunkeln über das Geschäft gehalten wird. —

Geschäft. Sehen Sie, daß durch Einsetzung von Sub-Agenten die Ausdehnung des Geschäfts entsprechend zu fördern ist, so benutzen Sie aus Ihrer Mannschaft die Individuen dazu, die sich dazu qualificiren, aber immer seien Sie bei Ihrer Wahl und bei der Anstellung bedacht darauf, daß diese Kräfte sich nie unabhängig von uns machen können. In Hongkong werden Sie dann eventuell die Mannschaft ersetzen können und finden Sie dort vielleicht auch zu Subagenten passende Leute, wir können übrigens auch nöthigenfalls von hieraus Ihnen solche senden. —

Grundeigenthum wünschen wir vor der Hand auf jenen Inseln durchaus nicht zu acquiriren, es sei denn, daß Sie solches fast umsonst sollten bekommen können;

irgend koſtſpielige Bauten empfehlen Ihnen aber auch in einem ſolchen Falle jedenfalls zu vermeiden. — Wir wiſſen aus Erfahrung, daß derartig feſtgeſteckte Gelder faſt als verloren zu betrachten ſind. —

Biche la mar. In Hongkong ſind einige Gattungen, wie Sie wiſſen, weit beliebter wie andere; ſchreiben Sie uns über die verſchiedenen Sorten und wird es uns freuen zu hören. daß Sie von den höher bezahlten hinlänglich bekommen können. —

Copprah. Nächſt Biche la mar verdient die Anfertigung von Copprah vorzugsweiſe Ihre Aufmerkſamkeit und ſollten wir denken, daß während der trockenen Jahreszeit dieſelbe im reichſten Maße möglich ſein müßte. Trachten Sie darnach, einige hundert Centner gleich das erſte Mal mit nach Hongkong zu bringen und ſofort auf den Inſeln die nöthigen Einrichtungen zu großartigen Lieferungen zu treffen, ſobald Sie ſehen, daß die richtige Zubereitung beſchafft werden kann und werden wir dann ſofort ein dem in Ausſicht geſtellten Quantum anpaſſendes Schiff Ihnen ausſenden. — Eine ſorgſame Stauung des Artikels an Bord bleibt Ihnen für immer beſonders empfohlen, da eine Beſchädigung durch Seewaſſer denſelben ſo zu ſagen werthlos macht: die Verpackung kann in Säcken, Fäſſer oder Kiſten geſchehen und bei voller Ladung könnte bei ſorgſamer Verſtauung in der Mitte ein drittel oder viertel Theil der Ladung auch in Bulk kommen. — Die nach Hongkong zu bringende erſte Probeſendung müſſen Sie zu möglichſt billiger Fracht direct oder via London uns zugehen machen. —

Perlmutterſchalen empfehlen wir auch Ihrer Beachtung, und noch mehr richten wir Ihre Aufmerkſamkeit auf

Perlen, die ſich dort auch in Schalen vorfinden müſſen.

Baumwolle, Tabak, Indigo und ähnliche Artikel verdienen, wie Sie wiſſen, alle Aufmerkſamkeit und müſſen Sie uns Probeſendungen von Allem machen, was dort Derartiges vorkommt.

Muſeum. Sie wiſſen, wie ſehr wir uns hierfür intereſſiren und finden Sie im einliegenden Briefe unſere Anleitungen und Wünſche in dieſer Hinſicht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Ihre Forſchungen und Sammlungen Nebenſache in Ihrem Wirkungskreiſe bleiben müſſen, indeß hoffen wir, daß Sie doch Zeit und Muße finden werden, für unſer naturhiſtoriſches Unternehmen mit ſchönem Erfolge zu wirken und werden wir nicht verfehlen dafür zu ſorgen, daß Ihr desfallſiges Wirken der wiſſenſchaftlichen Welt zur Kenntniß kommt. —

Inſtruktionen für unſere Capitäne. — Sie finden hiervon beigeſchloſſen ein Exemplar, welches wir Ihrer Beachtung empfehlen. — Liſten unſerer Correſpondenten finden Sie ebenfalls beigeſchloſſen, der Sie ſich bei irgend einem Unfalle, wovor Gott Sie beſchützen möge, bedienen wollen. —

Schiffe. Gewinnen Sie die Ueberzeugung, noch ein oder mehrere Segelſchiffe oder noch kleine Dampfböte in der Art wie das mitgenommene zu einer ſchleunigen Entwickelung des Handels mit jenen Inſeln nützlich und zweckentſprechend verwenden zu können, ſo melden Sie uns ſolches in Ihrem erſten Berichte und können Sie auf die Hinausſendung der Schiffe rechnen, die Sie zu erhalten wünſchen ſollten. —

Grundeigenthum u. Bauten. — Wir wiederholen nochmals,

daß wir vor der Hand nur das Allernothwendigſte hiervon angeſchafft zu ſehen wünſchen, ſind aber ganz damit einverſtanden, daß Sie Lager- und Trockenſchuppen bauen falls das Copprah- und das Biche la mar Geſchäft ſolche erheiſchen und Sie es für richtiger halten, daß wir ſolche Räumlichkeiten als Eigenthum beſitzen. Die Koſten hierfür werden, wie Sie aus Erfahrung wiſſen, auch nicht bedeutend ſein und werden Sie überdies ja bemüht ſein, Alles auf's Praktiſchſte und Oekonomiſchſte einzurichten. —

Von Gemüſeſamen aller Art haben wir Kleinigkeiten Ihnen an Bord geſandt und werden wir gerne hören, daß Sie ſolche zu eigenem Nutzen wie auch zum Beſten der Eingeborenen verwenden konnten. — Ermuntern Sie die Inſulaner zu dieſen Kulturen und insbeſondere zu der von Baumwolle, welcher Artikel in jenem Klima große Reſultate liefern muß. —

Ferner kleine oder größere Schiffe für den Inſelverkehr, je nachdem Sie die eine oder andere Gattung auszuſenden anrathen, ſollen Sie unverzüglich, wie bereits geſagt, nach Eingang Ihrer desfallſigen Wünſche empfangen, empfehle Ihnen aber nochmals, die großen Koſten genau in Anſchlag zu bringen, die eine Vermehrung der Tonnage mit ſich bringt.

Schließlich empfehlen wir Ihnen nochmals, mit der größten Vorſicht und Bedachtſamkeit, verbunden mit der nöthigen Energie und Thatkraft, zu Werke zu gehen, unſere Intereſſen ganz wie die Ihrigen zu betrachten und ſich und Ihre Mannſchaft den Umſtänden gemäß nach beſten Kräften zu ſchonen. —

Eine raſche und glückliche Reiſe ſowie den beſten Erfolg

wünſchen wir Ihnen und ſehen verlangend Ihren Berichten aus Hongkong entgegen, inzwiſchen verbleiben

freundlichſt

J. C. Godeffroy & Sohn.

Soweit die geſchäftliche Seite der Verfügung. Daß aber die Firma auch den idealen Beſtrebungen Rechnung getragen, wird der fernere Schlußſatz beſtätigen.

Hamburg, 24. Juli 1865.

Herrn Capitän Alfred Tetens

Führer unſerer Brigg Veſta.

Hierſelbſt.

Anknüpfend an die Ihnen bereits eingehändigten Inſtruktionen in Betreff unſeres Privatmuſeums geben wir Ihnen im Nachſtehenden noch ein ſpezielles Verzeichniß der Ausrüſtungsgegenſtände, deren Sie ſich beim Sammeln bedienen wollen. Sie wiſſen, welch' warmes Intereſſe wir für unſer Privat-Muſeum hegen und werden Sie daher gewiß gerne bemüht ſein, ſoweit Zeit und Umſtände es Ihnen geſtatten, für dasſelbe in wirkſamer Weiſe unſere Beſtrebungen für die wiſſenſchaftliche Welt zu unterſtützen.

Es iſt noch unendlich viel auf dem Felde der Naturwiſſenſchaft zu leiſten und wird es uns ganz beſonders freuen, wenn es Ihnen gelingt, Außergewöhnliches in dieſem Fache auf Ihren Reiſen zu leiſten. —

Eine vollſtändige Ausrüſtung zu dieſem Zwecke beſitzen Sie von uns und behändigen wir Ihnen einliegend eine genaue Liſte der einzelnen Details derſelben. — Wir werden für zeitige Ergänzungen der Gegenſtände Sorge tragen und erſuchen wir Sie, uns wiſſen zu laſſen, falls Sie Veränderungen gemacht zu ſehen oder noch Anderweitiges zu empfangen wünſchen ſollten. —

In Betreff des Sammelns, des Conservirens, der Verpackung ꝛc. finden Sie in dem beifolgenden Büchlein praktische Anleitungen, wie auch in dem Memorandum unseres Kustos Schmeltz. Herr Professor Reichenbach beschreibt in der Einlage die zweckmäßigste Behandlung lebender Pflanzen und die praktischste Versandsmethode von Samenkörnern. Alles dieses empfehlen wir Ihrer ganzen Beachtung und bemerken Ihnen nur noch, daß Sie uns 25—30 Exemplare von jedem einzelnen Gegenstande gerne senden können und haben Sie natürlich vor Allem auf heile und gesunde Exemplare Ihr Augenmerk zu richten, aber von ganz seltenen Sachen müssen Sie in Ermangelung gesunder Exemplare uns beschädigte auch lieber als gar keine senden. —

Erfreuen Sie uns durch recht bedeutende und interessante Sendungen, mit kurzen Notizen über Ihre Beobachtungen, und sind wir im Voraus dankbar für Alles, was Sie in dieser Hinsicht thun werden. — Bei Ihrem jedesmaligen Kommen nach Hongkong müssen Sie alles Gesammelte wohl verpackt entweder direct oder durch die Herren J. H. Schröder & Co. in London uns mit erster Gelegenheit zusenden: — Auch lebende Pflanzen, lebende Vögel und kleine Thiere müssen Sie in gleicher Weise befördern, den betreffenden Capitänen recht sorgsame und vorsichtige Behandlung dringend empfehlend. —

Wir grüßen Sie freundlichst

J. C. Godeffroy & Sohn.

Nur noch wenige Stunden, dann war der Augenblick gekommen, in welchem das schöne Fahrzeug im Dienste des Handels auf die weite Meeresbahn hinausziehen konnte.

II. Theil.

Wohl oft fand ich, was Aug und Herz ergötzte;
Doch nie, was meine Heimath mir ersetzte.

Ueberliefert.

„Unter den Wilden der Südsee."

6. Kapitel.

Und setzt ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Mein Abschied von Hamburg. — Auf hoher See. — Ein denkwürdiger Tag und Sturm. — Ernst und Scherz des Seemannes. — Der Gouverneur von Amblau. — Nach 150 Tagen gelandet. — Die Besitzergreifung Neu-Guineas und ihre Folgen. — Ein liebenswürdiger Empfang der Wilden — Mein Beinkleid als Friedensverkünder. — Eine Skizze von den Palau-Inseln. — Einzug bei meinen alten Freunden. — Am Hofe des Königs Abba Thule. — Das Ende des Capitäns Cheyne.

Die Königin des Tages zertheilte das leicht verschleierte Gewölk, ihre goldschimmernden Strahlen tauchten nieder in die klaren Fluthen des schönen Elbstromes, frische Morgenluft begrüßte den aufsteigenden Tag. Nur noch einige köstliche Augenblicke, dann wurde die weihevolle Ruhe, in welche das entzückende Panorama bislang gehüllt war, von der beginnenden Arbeit zahlreicher Menschen verscheucht.

Nie habe ich den Beginn eines Tages freudiger begrüßt! Stürmisch klopfte es in meiner Brust, ein Strom unbeschreiblicher Empfindung durchfluthete mein Herz. Vorwärts! — Hinaus! jubelte es mit tausend Stimmen. Stand ich doch am Ziele meiner Wünsche, auf den Planken eines mir anvertrauten schönen Schiffes!

Mit fieberhafter Eile wurden die letzten Vorbereitungen zum Auslaufen getroffen; die letzte Trosse wird gelöst — ein

kräftiger Hurrahruf ſchallt als letzter Gruß zum Ufer hinüber. Im vollen Segelſchmuck gleitet die Veſta aus dem ſicheren Hafen zum Meere.

Mit Allgewalt packt es die Seele, Thränen zittern in den Augen der wetterfeſten Männer: — es iſt der Abſchied von der Heimath, der dieſe ſentimentale Empfindung wachruft! Aber ſchon in der nächſten Minute kehrt die Fröhlichkeit zurück. Kopfhängerei iſt nicht Sache des Seemannes: ſobald ſich das Fahrwaſſer ſeines Schiffes erweitert, ein friſcher Wind die Segel ſchwellt, wird ſein Auge klar, ſein Herz leicht. Faſt iſt der Ausgang des Hafens erreicht.

Aber die Mannſchaft der Veſta konnte ſich dieſes Mal mit den üblichen Abſchiedsgrüßen nicht begnügen, ſie ſehnte ſich darnach, auf eine außergewöhnliche Art ihre Empfindung auszudrücken. Mir ging es ebenſo. Aber kann die Beſatzung eines Kauffahrers etwas anderes beginnen, als ſich die Kehlen heiſer ſchreien, die Mützen ſchwenken und Flaggen hiſſen? Indeß die Veſta war ja kein gewöhnlicher Kauffahrer, ſie führte 12 Geſchütze mit ſich.

Mein Entſchluß war gefaßt. Unſere Kanonen ſollten unſeren ehernen Abſchiedsgruß hinübertragen zur nahen Vaterſtadt, all die freundlichen Zurufe der am Ufer harrenden Verwandten und Freunde in der verbindlichſten Form erwidern. Aber die geſetzliche Beſtimmung verbot ſolchen Salut. Dort in dem kleinen Häuschen wachte ein unerbittlicher Diener des Geſetzes, der ſogleich das gehörte Unerhörte zur Anzeige bringen würde. Mochte er es thun, die Veſta war nicht mehr erreichbar und wenn ſie nach Jahren zurückkehrte — — ach was, ſo weit rechnet kein freudig erregter Seemann; ich gab das Kommando. Wie die erfahrenſten Kanoniere vollführten die Matroſen meinen Befehl, im nächſten Augenblick waren drei

Geſchütze geladen. Kaum war die Veſta auf der Höhe des Fährhauſes eingetroffen, da gab ich das Zeichen zum Feuern.

Ein kräftiger, vom Jubelruf der Mannſchaft und Zuſchauer begrüßter Donnerhall erſchütterte die Luft, die Fenſter des nahen Fährhauſes zitterten bedenklich, der erzürnte Diener des Geſetzes drohte und ſtreckte ſeine Fauſt aus, als müſſe er die Böſewichter ſofort zur Rechenſchaft ziehen. Die augenſcheinliche Hülfsloſigkeit des wüthenden Beamten reizte nur unſeren Muthwillen, je mehr er wetterte und fluchte, deſto kräftiger erſcholl unſer Hurrah.

Hätte es in der Macht des gekränkten Wächters gelegen, ich glaube, er würde unſere davoneilende Veſta in den Grund gebohrt haben. So war er zur Wahrung ſeiner amtlichen Würde auf ſeine privaten Hülfsmittel angewieſen, von denen er allerdings einen ziemlich weitgehenden Gebrauch machte, er verließ eiligſt ſein ſicheres Heim und erhob am Strande ſeine laut vernehmbare Stimme:

„Verdori! nich noch mol — wüllt Ji wol dat Scheten loten!“

Ein kräftiger Hurrahruf der Mannſchaft folgte dieſer Aufforderung. Von der nun beginnenden peremptoriſchen Erklärung des erbitterten Beamten habe ich leider nur den Schlußſatz verſtanden:

„Ji Streumers, ji Stratenjungs, komt Ji mi man wedder in'n Haaben, denn lot ick Ji all verſchübben.“

Gewiß gehörte unſer donnernder Abſchiedsgruß zu den ſeltenen Gepflogenheiten auslaufender Schiffe, ſonſt hätte es der pflichtgetreue Wärter nicht zu der imponierenden Körperfülle, über die er verfügte, bringen können. Hoffentlich hat er unſeren harmloſen Scherz, der uns den Abſchied von Hamburg weſentlich erleichterte, bald wieder verziehen.

Nach mehrtägiger Fahrt blähte ein frischer Wind die Segel, kräftige Wellen hoben das Schiff im regelmäßigen Tempo empor, deutlicher drängten die rauschenden Meereswogen herüber, bald hatte die Vesta das Gebiet der Nordsee erreicht. Vier Tage lang hatten wir mit schlechtem Wetter zu kämpfen; zwar blieben wir von einem regelrechten Sturme verschont, aber es wehte uns schon eine anständige Mütze voll Wind um die Ohren.

Nachdem wir endlich das Galloper Feuerschiff passirt, mußten wir den ganzen Kanal durchkreuzen und bis auf die Höhe von Oporto gegen widrige Winde manövriren. Erst volle vier Wochen später erhielten wir den Nord-Ost-Passat auf 35° Nördlicher Breite, der leider nur sehr schwach war und schon auf 14° Nördlicher Breite aufhörte, so daß die Vesta erst am siebenundfünfzigsten Tage nach ihrem Auslaufen die Linie passirte.

Den Süd-Ost-Passat erhielt ich auf 3° N. Breite und schnitt den Aequator in 28° W. Länge. Eine so lange Reise bis zur Linie ist mir während meiner ganzen seemännischen Thätigkeit niemals vorgekommen; es war durchaus kein Trost für mich, daß es meinen Nachbarschiffen, mit denen ich mich zeitweilig unterhielt, ebenso schlecht erging. „Martin Vaß-Rocks“ wurde drei Meilen Distance passirt. Nachdem wir den SO.-Passat auf 30° S. Breite und 27° W. Länge verloren, segelten wir mit starken Westwinden im größten Kreise längs des 46.—48. Breitengrades und bekamen nach einer Reise von 120 Tagen das NW.-Kap von Australien in Sicht.

Auf leicht gekräuselten Wogen eilte die Vesta, das blaue Weltmeer durchfurchend, ihrem noch Tausende von Meilen entfernt liegenden Bestimmungsorte entgegen. Majestätisch ragen die schlanken Masten, eine Wucht von Segeln tragend, gen

Himmel empor. Bis in die oberſten Spitzen der Bramen, Royal- und Scheußelſtengen hinauf prangt das blendende Weiß der Segel.

Es iſt ein wunderbarer Tag, der in meinem Schiffsjournal eine außergewöhnliche Aufzeichnung gefunden hat und den ich jetzt zu ſchildern wage. Wohin das Auge blickt, erſchaute es die unbeſchreibliche Schönheit, die erhabene Majeſtät des Meeres: der unaufhörliche, genußreiche Wechſel des feenhaften Bildes prägt ſich mit unauslöſchbarer Erinnerung in das Herz des bewundernden Beſchauers, ihm iſt es, als ob er das Geheimniß des Meeres erlauſcht, als ob er einen wunderbaren Schatz erobert habe, einen Schatz, den ihm Niemand zu rauben vermag. Verſunken in den Anblick der blauen Fluthen zieht dieſe wonnigliche Empfindung durch meine Seele. —

Wie eine Wolke eilt die Veſta etwas nach Backbord überliegend auf der glatten Meeresbahn dahin, als wolle ſie nunmehr die günſtige Gelegenheit wahrnehmen und den durch ſchlechtes Wetter verurſachten Zeitverluſt wieder einholen. Es war alſo wieder Ausſicht auf eine ſchnelle Reiſe vorhanden: durfte ich mich nicht für den glücklichſten Menſchen halten?

Es iſt ſieben Uhr Morgens. Eine ſchlanke Briſe weht zehn Strich von Steuerbord ein. Auf meinen Wunſch trägt der Steward den Kaffee herbei. Wie der braune Trank oben auf Deck mundet, umgeben von der Pracht des Meeres, wie vergnügt man da ſein Stückchen pfeift und mit welchem Behagen man die Hände reibt! Allein die Beſchreibung dieſer nebenſächlichen Dinge würde Seiten erfordern. Bleiben wir bei der Hauptſache!

Unter Leitung des Steuermannes iſt die Steuerbordwache noch beim Deckwaſchen beſchäftigt. Nach einer halben Stunde iſt Alles gereinigt, das Meſſinggeſchirr geputzt und das Ver-

deck aufgeklart. Bald verkündet die Schiffsglocke acht Glaſen. Sofort ertönt der Ruf des Unterſteuermannes: „Loggen“ und die Fahrt des Schiffes wird gemeſſen.

„Tein Miel, Captein“ rapportirt der Unterſteuermann vergnügt.

„Good, Stürmann, lat ſe man loopen; hol de Luf-Braſſen noch en beten in, — ick gleuv, wi krigt bald mehr Wind, de de Luft ſüht mi dar to luwart en beten ſmerig ut.“

Mittlerweile erſcheint der Oberſteuermann auf Deck, um die Wache zu übernehmen.

„Good oppaſſen, Stürmann.“

„Gewiß, Captein.“

Kaum hatte ich in der Kajüte den Standpunkt des Schiffes feſtgeſtellt, ein leiſes Sinken des Barometers beobachtet, da eilte ich aufs Verdeck zurück, um meinen unterbrochenen Spaziergang wieder aufzunehmen. Die Veſta läuft jetzt 12 Knoten. Dieſe Gewißheit geſtattet mir den Luxus einer echten Havanna. Jedes kleine Wölkchen, das ringelnd emporſteigt, giebt Zeugniß von der ungetrübten Freude des Rauchers. In Folge des erſtarkten Windes neigt das Schiff immermehr nach Backbord über. Nach wenigen Augenblicken brüllt die weisſchäumende See gegen den Bug des überliegenden Schiffes. Plötzlich erſcheinen, den Bug kreuzend, Hunderte von Springfiſchen, die, in prachtvoller Ordnung reihenweiſe ſich gleichzeitig über Waſſer erhebend, ſpurlos verſchwinden und dann wieder, dem Schiffe vorauseilend, im neckiſchen Spiel emportauchen. Der Seemann betrachtet dieſes liebliche Schauſpiel mit recht nüchternen Blicken.

Sogleich klettern einige Matroſen mit Harpune und Leine verſehen, vorne nach dem Stampfſtock hinaus; ein geſchickter Wurf — und von der übrigen auf der Back ſtehenden

Mannſchaft unterſtützt, wird die erlegte Beute, ein großer Springer, auf Deck gezogen. Das ſo unerwartet ſeinem naſſen Elemente und ſpielenden Genoſſen entriſſene Thier beſcheinigt ſein begreifliches Unbehagen durch eine zwar achtbare aber durchaus zweckloſe Kraftanſtrengung; bevor 30 Minuten verſtrichen, hat der Schiffskoch die Umwandlung des ihm übergebenen Schlachtopfers vollendet. Als die einzigen Ueberbleibſel des luſtigen Springers erſcheint nur noch eine gehörige Portion wohlſchmeckender Steaks zum willkommenen Morgenimbiß.

Inzwiſchen hat ſich der Anblick des Himmels verändert. Die Sonne verſchwindet zeitweilig hinter dicken, aufeinander gethürmten Wolken. — Der Wind fängt an, einige Striche zu ſchralen. — Am fernen Horizonte zeigen ſich bleifarbige, mit rothen und grünen Flecken untermiſchte Wolken; eine ſtets zunehmende Dünung kreuzt ſich mit den kleineren Wellen des Meeres, die Anzeichen eines herannahenden Sturmes treten immer deutlicher hervor.

Aber er ſoll die Veſta nicht unvorbereitet finden, rechtzeitig werden die leichten Oberſegel eingezogen und feſtgemacht, die Luken nachgeſehen, Alles gut gezurrt, um gegen die zu erwartenden Sturzſeen geſichert zu ſein. Sobald die Erinnerung an dieſen Sturm geweckt wird, glaube ich wieder auf der Vorderkante des Halbdecks zu ſtehen, den Befehl gebend: Alle Mann auf Deck! Ich ſehe die vertrauensvollen Blicke meiner Leute auf mich gerichtet, fühle den erſten Anprall des nahenden Sturmes. „Unterſegel auf! Klüver herunter!“ ſchallt es durch das Sprachrohr.

Von taktmäßigem Geſange begleitet werden die Befehle ſchnell ausgeführt. Ruhig und gelaſſen ſteht die Mannſchaft, fernere Befehle erwartend, auf Poſten. Wind und See nehmen immermehr an Stärke zu, dräuendes Gewölk thürmt ſich auf;

abgeriſſene, röthlich erſcheinende Wolkenfetzen fliegen mit raſender Geſchwindigkeit über das Schiff hin. Dicht am Horizont zeigt ſich ein blendend weißer Streifen. Unheimliche Töne, geheimnißvolles Rauſchen und Sauſen dringen aus der Ferne herüber, unglaublich raſch zieht es daher und erhebt ſich zu einem entſetzlichen, herzerbebenden Donnergebrüll.

Vom Orkan gepeitſchte Wogen ſauſen ſchäumend über die aufgewühlte Bahn — der Sturm bricht los! Nur mit der größten Anſtrengung iſt es meiner Stimme möglich, den erforderlichen Befehl: „Los die Obermarsfallen“ zu ertheilen. Raſſelnd ſenken ſich die Obermarsſegel nieder: das dumpfgrollende Geheul des Sturmes übertönt die ferneren Kommandos. In unheimlichen Tönen erbrauſt das Sturmlied des Meeres. Schiff und Maſten ächzen unter dem gewaltigen Druck des Windes, es legt ſich dergeſtalt auf die Seite, daß die Nocken der Raaen in die hochaufwogende See tauchen.

Meine brave Mannſchaft, oft bis am Halſe im Waſſer, verſieht dabei ſo ruhig ihren ſchweren Dienſt, als ob ihr gar nichts Beſonderes begegne. Trotz der dräuenden Gefahr beginnt ein herzerfreuender Wettſtreit, jeder will der erſte ſein, um die Segel im Sturme zu reffen. Das iſt der Stolz des Seemannes! Dort auf ſchwankender Raae liegen die dunklen Geſtalten Kopf an Kopf im erbitterten Kampfe mit den entfeſſelten Elementen.

Bis in die tiefe Nacht hinein ſteigt die Gewalt des Sturmes. Schwer arbeitend, oft von den hereinbrechenden giſchtſprühenden Sturzwellen begraben, bringt die Veſta nur langſam auf der chaotiſch aufgewühlten Bahn vorwärts. Blitz auf Blitz erhellt auf Sekunden den tiefſchwarzen Horizont; mit furchtbarer Gewalt rollt der Donner einher, auf den Maſtſpitzen und den Nocken der Raaen tanzen die St. Elmsfeuer geſpenſter-

haft in bläulich ſchimmernden Flämmchen auf und nieder. Im Anblick des gewaltigen, von Blitzſtrahlen erleuchteten Schauſpiels erbebt das Herz in banger Demuth vor dem Zorne der Natur.

Unerſchütterlich verharrt die Mannſchaft auf ihrem gefahrvollen Poſten auf den Raaen; mit faſt übermenſchlicher Kraftanſtrengung ſucht ſie ihre Aufgabe, die ſchweren, ſteifen Segel zu dämpfen und feſtzumachen, zu erfüllen. Niemand denkt an Gefahr: wie in der Schlacht ſtehen die unbeugſamen Männer dem ſtürmenden Feinde gegenüber.

Sämtliche Segel ſind jetzt eingezogen, nur ein kleines hinten geſetztes Sturmſegel muß der ganzen Wucht des Sturmes widerſtehen, um den Kopf des Schiffes einigermaßen gegen die See zu halten. Dasſelbe liegt jetzt beigedreht und treibt langſam ſeitwärts und rückwärts. Die ſchwierigſte Arbeit der Matroſen iſt vollbracht, erſchöpft und durchnäßt melden ſie ſich vor dem Halbdeck beim Steward, der Jedem einen erquickenden Trank verabreicht.

Bis jetzt hat ſich die Veſta wacker gehalten, zwar iſt die Gewalt des Sturmes noch nicht gebrochen, aber mit hoffnungsvoller Zuverſicht konnte ich den heraufziehenden neuen Tag erwarten. In ſolchen feierlichen Augenblicken verſchwindet die körperliche Ermattung, ſturmgepeitſchter Giſcht hat das Antlitz mit einer Salzkruſte überzogen, aber der ſtundenlang brennende Schmerz wird nicht beachtet — es gilt die Sicherheit des Schiffes.

Da endlich bricht der langerſehnte Tag an, ein tiefer Seufzer entquillt der Bruſt und von den Lippen ſteigt ein heißes Dankgebet zum Allmächtigen empor. Jetzt wo die goldſchimmernden Sonnenſtrahlen das dunkle Gewölk durchbrechen, der Blick das ſturmgepeitſchte Meer klar und deutlich zu erfaſſen vermag, da regt es ſich wieder hoffnungsfreudig in der Bruſt des Beſchauers.

Wohl ruht der Blick auf dem entſetzlichen Zerſtörungswerk des Sturmes, auf dem noch immer wild bewegten Meere, aber das grauſige Dunkel der Nacht iſt verſchwunden, die Gefahr deutlich erkennbar. Noch einmal verſchwindet der helle Sonnenglanz hinter den dichten Wolkenmaſſen, erſt mit dem allmählichen Zurückweichen des tobenden Wetters dringt er wieder vor und kann die Wahlſtatt ſiegreich behaupten.

Freude ſpricht aus den Blicken der Matroſen, ihr Humor iſt wieder entfacht; zu all den Herrlichkeiten des beginnenden Tages hat ſich noch ein kleines Mißgeſchick geſellt. Wie die ſämtlichen Matroſen ſo hat es auch der Schiffskoch verſucht, eine außergewöhnliche Leiſtung zu vollbringen. Trotz des ſchweren Ueberholens des Schiffes iſt er in ſeiner Küche bemüht, den Kaffee für ſeine angeſtrengten Kameraden zu bereiten. Plötzlich bricht aber die Zurring des Kochheerdes und Kochhaus, Heerd, Koch und Töpfe, Alles was ſich in dieſem Raum befindet, wird mit einer rapiden Geſchwindigkeit gegen die Leeſchanzkleidung geſchleudert.

Der kernige Fluch des entrüſteten Koches übertönt einen Moment das Geräuſch des Sturmes; allein ſeine Abſicht wird ſchlecht belohnt — unter ſcherzhaften Zurufen der hocherfreuten Deckwache ſammelt der wuthentbrannte Koch ſeine umherſchwimmenden Trümmer. Die Scene wirkt ſo überaus komiſch, daß die Mannſchaft den ſichtbaren Verluſt ihres erwärmenden Getränkes nicht einmal bedauert und ſich gerne mit dem Anblick des verzweifelten Koches begnügt. „Du, den Kaffee drink man allern, de is doch en beten to dünn geraden."

„Du wullt woll upn Kaffepott dat rieden lehren."

„Lot em doch, he will jo man ſin Tüg farben."

„Hein, holl den Lepel faſt, he geiht ſünſt öber Bord."

So ſchwirrt es unausgeſetzt durcheinander. Friſch belebt

und freudeerfüllt geht es an die Arbeit. Bald ſind die Schäden nach Möglichkeit ausgebeſſert, Segel zieren wieder die Raaen, lebhafter wird die Fahrt des geretteten Schiffes und — wie der Dichter ſagt: Neues Leben blüht aus den Ruinen!

Allmählich verſtummt das Geräuſch des Sturmes, die hochthürmenden Wogen ſind verſchwunden, ſanft und gleichmäßig wiegt ſich das Schiff wieder auf der leiſe wallenden Waſſerfläche. Der unermeßliche Himmelsdom prangt wieder im ſatten Azurblau, linder Wind ſchwellt die Segel — ein freudejauchzendes Hurrah entſtrömt den Lippen der Beſatzung. — — Die Veſta hat ihren früheren Kurs wieder aufgenommen. Jetzt iſt alles Ungemach vergeſſen! Das iſt Seemannsart. —

Auch ſpäter noch wurde die Veſta mehrfach von ſtarken weſtlichen Stürmen heimgeſucht. Bisweilen rollte das Schiff ſo entſetzlich, daß faſt jede Hoffnung auf ſeine Erhaltung ſchwinden mußte. Es iſt nicht meine Abſicht, die zahlreichen Stürme, welche wir vom Kap der guten Hoffnung bis zum N.W. Kap von Auſtralien zu beſtehen hatten, zu beſchreiben, aber ich möchte doch dem geehrten Leſer eine kurze Andeutung machen, damit er ſich wenigſtens von der Wucht eines ſolchen Weſtſturmes eine annähernde Vorſtellung machen kann.

Mein kleiner, auf Deck befeſtigter Schraubendampfer mußte noch beſonders mit Ketten verſehen werden. Nach faſt jedem Sturme waren einige ſtarke, ſchmiedeiſerne Glieder zerriſſen oder lang geſtreckt. Eines Nachts wurde ich recht unſanft aus meinem Schlaf geweckt, der Sturm brach plötzlich herein, das Schiff holte ſo ſehr über, daß das querſchiffs ſtehende Sopha, auf dem ich ſoeben noch von der fernen Heimath geträumt, plötzlich kerzengerade emporgerichtet wurde, und ich kunſtgerecht auf den Füßen ſtand. —

Auch die doch gewiß hinreichend befeſtigte Cajütenthür flog

mit einem Rucke aus ihren Angeln, in Folge deſſen ſich mein treuer Neufundländer ſo getroffen fühlte, daß er ſeinen Schmerz in einem entſetzlichen Jammergeheul ausdrückte und erſt nach einigen Tagen ſeinen alten Schlafplatz vor der heimtückiſchen Kajütenthüre wieder einnahm.

Es war urſprünglich meine Abſicht geweſen, die Route ſüdlich um Auſtralien und Neuſeeland zu nehmen, nach reiflicher Ueberlegung hielt ich es aber für vortheilhafter, den obengenannten Weg zu wählen, weil er kürzer iſt und die Winde und Strömungen in der Flores-See und Pitts-Paſſage während der Wintermonate weit günſtiger ſind.

In der nächſtfolgenden Nacht warfen wir das Loth jede zweite Stunde und erhielten vor Tagesanbruch in 80 Faden Tiefe den erhofften Grund. Eine Stunde ſpäter wurde die Küſte auf eine Entfernung von 10 Meilen ſichtbar: wir ſteuerten dann mit günſtigem, faſt acht Tage anhaltenden Winde nordwärts. Auf der Höhe von Timor begann wieder der unausgeſetzte Kampf mit ſchwerem Wetter, heftigem Gewitter und Böen, der indeß leichter überwunden wurde, als die darauf eintretende lähmende Windſtille.

Meine Abſicht, die Timor-Straße zu paſſiren, wurde von den hier unerwartet auftretenden öſtlichen Winden vereitelt, der Kurs wurde daher nach der Allas-Straße zwiſchen Sumbava und Lombok gerichtet. Mit prachtvollem Wetter ſegelten wir dann oſtwärts durch die Flores-See. Beim Paſſiren von Amblau fand ich die erwünſchte Gelegenheit, meinen Rhedern ein Lebenszeichen zu übermitteln.

Sobald unſer Kanonenſchuß verhallt war, näherte ſich eine große Práo, in welcher ſich der Gouverneur von Amblau, ein Malaie, in höchſteigener Perſon befand. Die Verſtändigung mit dem dienſtbereiten Beamten bot wohl einige Schwierigkeiten,

aber ſchließlich dämmerte es doch in dem Oberſtübchen des Gouverneurs, wenigſtens gab er durch Zeichen ſeine Bereitwilligkeit kund, meinen Rapport mit an's Land zu nehmen und baldmöglichſt nach Batavia befördern zu laſſen, wofür ihm einige kleine Geſchenke eingehändigt wurden.

In der nächſtfolgenden, tief dunklen Nacht mußte die Manipa-Straße durchkreuzt werden, es war das bei dem ſtürmiſchen Wetter und der ſchmalen Fahrſtraße eine recht ſchwierige, unſere ganze Aufmerkſamkeit erfordernde Aufgabe, aber ſie wurde, Dank der unausgeſetzten Anſtrengung meiner Mannſchaft, glücklich gelöſt. Bald wurde Pulo Popa zwei Meilen Diſtance paſſirt und am folgenden Tage die Dampier-Straße erreicht.

Die Vegetation der umliegenden Inſeln iſt eine ſo üppige und verlockende, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, auf einer derſelben zu landen. Bald wurde die Veſta von zahlreichen Kanoes umringt, deren Inſaſſen Kokusnüſſe, Ananas und Mangos feil boten. Die Leute gingen übrigens mit einer Vorſicht und Schlauheit zu Werke, die zur Genüge einen früheren Verkehr mit europäiſchen Schiffen bewies. Unſere Eingeborenen mußten alſo ſchon böſe Erfahrungen mit Weißen gemacht haben, umſomehr waren ſie erfreut, nach Ablieferung der verlockenden Früchte die ihnen zugeſicherte Zahlung zu erhalten. Während unſere Lieferanten ſchreiend und jubelnd Abſchied nahmen, verzehrten wir die koſtbaren Früchte mit großem Appetit; es war ja ſeit unſerer Abfahrt der erſte Biſſen, der nicht unſerem Schiffsproviant entnommen war.

Als wenige Stunden ſpäter totale Windſtille eintrat, ließ ich ſogleich ein Boot hinunter und landete auf Batanta. Genau 150 Tage nach unſerer Abreiſe von Hamburg machte ich mir das beſondere Vergnügen wieder feſten Boden zu berühren.

Leider gestatteten es die steilen, dichtbewachsenen Felsen nicht, weiter in's Innere zu dringen, ich mußte mich nach mehreren vergeblichen Versuchen mit dem Einsammeln einiger Muscheln auf dem weißgewaschenen Strande begnügen.

Mit günstiger Brise passirten wir auf Kabellänge die Taubeninsel, gingen hier jedoch vor Anker, da es nicht ratsam erschien, während der Dunkelheit durch die zahlreichen Klippen und Bänke zu segeln. Nachdem bei Tagesanbruch wiederum Windstille eingetreten, beschloß ich in Begleitung meines zweiten Steuermanns an's Land zu rudern, um besondere Muscheln, Seepflanzen oder Thiere zu suchen; dieses Mal war mein Versuch erfolgreich. Wir fanden einige seltene Muscheln am Strande und erlegten einige kleine Vögel.

Was mich am meisten auf dieser unbewohnten Insel interessirte, war das Auffinden von Holothurien, eines eigenthümlichen, zur Klasse der Echinodermen gehörenden, wurmartigen Thieres, aus welchem eine in China sehr beliebte Delikatesse, das sogenannte Trepang oder Biche la mar*) bereitet wird. Zu meinem Bedauern zeigten sich jene Thiere, nachdem ich dieselben an Bord präparirt, für den genannten Zweck wenig geeignet.

Zur Zeit der Ebbe wird das die Insel umschließende kleine Riff von nur 2—3 Faden Wasser bedeckt. Die in dem klaren Wasserspiegel reflektierenden Korallen gewähren ein prachtvolles, das Auge des Beschauers fesselndes Farbenspiel. An Bord zurückgekehrt, setzte abermals eine leichte Brise ein und steuerten wir nunmehr unserern Kurs vom schönen Wetter und günstigen N.W.-Wind begleitet nach Point Pigot. Bald peilten wir Point Pigot W. N. W. und Kap der guten Hoffnung O. 1/4 N.,

*) Auf diesen wichtigen Handelsartikel werde ich in dem nächsten Kapitel eingehend zurückkommen.

und fanden durch Beobachtung, daß ſowohl mein Privat- als auch der Schiffs-Chronometer, nachdem ich beiden ſchon bei Martin Vaß-Rocks einen neuen Gang und Stand gegeben, genau übereinſtimmten.

Meine Mannſchaft hatte ſich während der ganzen Fahrt geſund und munter erhalten, auch nicht das geringſte Anzeichen von Skorbut oder ſonſtigen Krankheiten war bemerkbar. Dieſer vortreffliche Geſundheitszuſtand war in erſter Reihe der ausgezeichneten Verproviantirung des Schiffes zuzuſchreiben, freilich wurde auch auf ſtete Reinlichkeit, rechtzeitiges Lüften des Schiffsraumes peinlichſt geachtet und meine Leute nach Möglichkeit von jeder Anſtrengung befreit: es war ja für den Erfolg meiner Expedition von größter Wichtigkeit, daß meine Mannſchaft bei Ankunft auf den Karolinen thatkräftig mit eingreifen konnte. So oft ich den erſten Steuermann nach dem Wohlbefinden der Leute befragte, immer erhielt ich die zufriedenſtellende Antwort:

„Alles kandidel, Captein!“ —

Während der öfteren Unterbrechungen im letzten Viertel unſerer Fahrt, die theils durch Windſtillen, theils durch enge Paſſagen und zahlreiche Korallenriffe erfolgen mußten, erhielt die Veſta einen friſchen Anſtrich von innen und von außen; alle Spuren der ſturmreichen Fahrt waren verwiſcht, im vollen Schmucke nahte ſich das ſchöne Fahrzeug ſeinem vorläufigen Beſtimmungsplatze.

Während die Veſta bei flauen Winden an der Küſte von Neu-Guinea entlang ſegelte, benutzte ich die Gelegenheit, in Begleitung meines Unterſteuermannes an's Land zu rudern, und den Strand nach Gegenſtänden abzuſuchen, die ſich für das Godeffroy'ſche Muſeum eigneten. Aber die Mühe war vergeblich, der Strand war leer. Die Erfolgloſigkeit meiner An-

ſtrengung betrübte mich nicht allzuſehr, ſie diente vielmehr dazu, meine längſt gehegte Abſicht auszuführen.

Worin dieſe beſtand? Nur in dem beſcheidenen Verlangen, von dem herrenloſen Neu-Guinea Beſitz zu ergreifen. Ich hatte bis jetzt nur fremdländiſche Flaggen flattern geſehen, viele prachtvolle Inſeln kennen gelernt, die durch geringfügige Veranlaſſung in den Beſitz europäiſcher Staaten gekommen waren. Warum ſollte ich nicht für mein Heimathsland dasſelbe verſuchen, was Engländern, Franzoſen, Holländern und anderen Nationen gelungen?

Wenn ſich auch nur mein Herzenswunſch erfüllte, die Beſitzergreifung von Guinea weiter nichts als eine perſönliche Genugthuung verhieß, ſo wollte ich ſie doch wenigſtens ausführen, um der Heimath meinen guten Willen zu zeigen.

Während mein Steuermann die mitgeführte Hamburger Flagge und die zweckentſprechende Bambusſtange zum Aufhiſſen derſelben in Bereitſchaft ſetzte, ſann ich über die beſte Bezeichnung dieſer neuen Beſitzung nach. Das war bei meiner Beſitzergreifung die ſchwierigſte Arbeit!

Zunächſt wollte ich meinem Rheder eine kleine Aufmerkſamkeit erweiſen, dann gegen Hamburg meine Bürgerpflicht erfüllen und ſchließlich erwachte ſogar das ſelbſtſüchtige Verlangen, meinen Namen geographiſch feſtzunageln. Tetens-Land klang gar nicht mal ſo ſchlecht; je öfter ich die Bezeichnung wiederholte, deito beſſer gefiel ſie mir. Aber ſchließlich ſiegte doch meine Beſcheidenheit; wenigſtens ſollte das Loos entſcheiden.

Ich wählte drei gleiche Steine, verſah jeden mit einem Namen und drückte die beſchriebene Seite in den weichen Sand; als das Werk gewiſſenhaft beendet, rief ich meinen Begleiter herbei.

„Stürmann, kumm mol en Dogenblick her."

„Scheun, Herr Captein.“

„Kiek mol her, do ſünd dree Steen, nu goh mol hen un nümm eenen ut'n Sand, is ganz egol, wecken Steen Du nümmſt.“

„Jawoll, Herr Captein.“

„Nu roop mol den Nomen, de upn Steen ſteiht.“

„Neu Hamburg! Herr Captein.“

„Na, denn mark Di dat — dütt Land heet von hüt an: „Neu Hamburg.“ Nu wült wi man blos noch de Flagg hiſſen.“

Unter Hurrahrufen wurde der denkwürdige Akt vollzogen! Aber kaum zeigte ſich das weiß-rothe Banner der fernen Hanſaſtadt an der Spitze des Bambus, da brachen plötzlich einige Hundert mit Speer und Keule bewaffnete Eingeborene aus dem nahen Urwald hervor, erhoben ein entſetzliches Geſchrei und drangen ſehr raſch auf uns ein.

Ueber die Abſicht der Wilden konnte kein Zweifel beſtehen, ihr Heulen und Waffenſchwingen ſagte genug. Kaum in Beſitz eines Landes gelangt, ſollte ich es ſchon wieder vertheidigen. Ich kann nicht behaupten, daß mir dieſe Oberhoheitspflicht bei der augenſcheinlich erdrückenden Uebermacht ſehr verlockend erſchien. Immerhin wollte ich Nichts ohne Zuſtimmung meines Steuermannes unternehmen, ein Entſchluß mußte gefaßt werden, unſere Gegner kamen bedenklich näher.

„Na Stürmann, wat mokt wi nu?“

„Uthoken, Captein.“

„Unſe Flagg?“

„Nehmt wi mit.“

„Und unſe Land?“

„Lot wi hier!“

„Na denn man gau vorwärts, veel Tied hefft wi nich mehr.“ —

Innerhalb weniger Minuten hatten wir unſeren ganzen Beſitzergreifungs-Apparat wieder im Boot und ſtießen vom Lande ab. Wir hätten nicht länger zögern dürfen, kaum waren wir einige hundert Fuß vom Ufer entfernt, da war die buntbemalte Geſellſchaft auf unſerem urſprünglichen Platze eingetroffen.

Einige Zwanzig der verwegenſten Kerle ſprangen ſogar in's Waſſer und ſuchten uns ſchwimmend zu erreichen; unſere Verfolger ſchwammen vorzüglich. Wir ruderten zwar mit aller Kraft, aber trotzdem verringerte ſich die Entfernung zwiſchen uns und den wüthenden Landesvertheidigern ſo weſentlich, daß ſie uns, bevor wir das ſchützende Schiff erreichen konnten, ſicher eingeholt haben würden. Leo, mein kluger Neufundländer, hatte den ganzen Rückzug höchſt gleichgültig mitangetreten; als er aber jetzt die ſchwarzköpfigen Geſtalten, deren ſchlanke Körper wie ſchnellende Delphine aus dem Waſſer tauchten, aufmerkſamer betrachtete, da ahnte vielleicht das treue Thier den ganzen Zuſammenhang.

Leo ſprang wüthend empor und erhob ſeine kraftvolle Stimme gegen die heranrückenden Verfolger. Eine brillantere Wirkung hat wohl nie ein Hundegebell erreicht. Wie auf Kommando wandten ſich die beſtürzten Schwimmer in wilder Flucht zurück. Eine ſolch rapide Schwenkung hätte jeder attackierenden Kavallerie zur Ehre gereicht. Leo hatte den Angriff ganz allein abgeſchlagen. Jedenfalls darf ich annehmen, daß er der erſte Hund geweſen, welcher die Eingeborenen in Schrecken verſetzte.

Wenn meiner Beſitzergreifung auch keine allzulange Dauer beſchieden war, ſo hatte mir doch meine Landung und die eilige Flucht der wilden Schwimmer viel Vergnügen bereitet. Vielleicht war ich ſogar der erſte Deutſche, welcher die Flagge auf

Neu-Guinea hißte und das genügte meinem Ehrgeiz ſchon vollkommen.

An Bord zurückgekehrt, benahm ſich Leo plötzlich höchſt ſonderbar, er rannte auf dem Vorderdeck wie beſeſſen umher, bald ſtand ihm auch Schaum vor dem Munde. Das ganze Gebahren des Thieres war ſo unheimlich, daß es die Mannſchaft für gerathen fand, ſchleunigſt in die Wanten zu flüchten. Erſt nachdem ich dem erkrankten Leo einige Eimer Waſſer über den Kopf gegoſſen, wurde er wieder ruhiger und von dem Anfalle befreit. Ob dem armen Thiere die Eindrücke der letzten Stunde zu Kopf geſtiegen waren, etwa ihm, die wilden Eingeborenen noch in der Einbildung vorſchwebten, oder ob er vom Sonnenſtich betroffen war, weiß ich nicht beſtimmt, das letztere erſcheint mir indeß am wahrſcheinlichſten. Jedenfalls war ich hoch erfreut, daß mir mein treuer Leo, der mir ſpäter noch recht weſentliche Dienſte erwieſen, erhalten geblieben war.

Nach zweitägiger Fahrt ſichteten wir die Sonſerol-Inſel wo ich zu landen beſchloß In der Nähe der Inſel iſt kein Ankergrund vorhanden, das Schiff war daher gezwungen, während dieſer Zeit beigedreht zu liegen. Sehr raſch wurde meine Abſicht ausgeführt. Das Boot konnte ſich jedoch nur auf einige hundert Fuß dem Ufer nähern, hier wurde das Waſſer ſo ſeicht, daß wir jeden Augenblick auf Grund gerathen konnten. Es mußte deshalb der kleine Anker ausgeworfen werden.

Wollte ich meine Landung bei dieſem ungünſtigen Waſſerverhältniß dennoch ausführen, ſo blieb mir kein anderer Ausweg, als die Waſſerfläche, ſo gut es ging, zu durchwaten. Soeben wollte ich das Boot verlaſſen und die einzuſchlagende Richtung beſtimmen, als mir eine eigenartige Ueberraſchung bereitet wurde. Eine Schaar Männer, Frauen und Kinder eilte

vom Ufer in's Waſſer, in der unzweideutigen Abſicht, mit einen Beſuch zu machen.

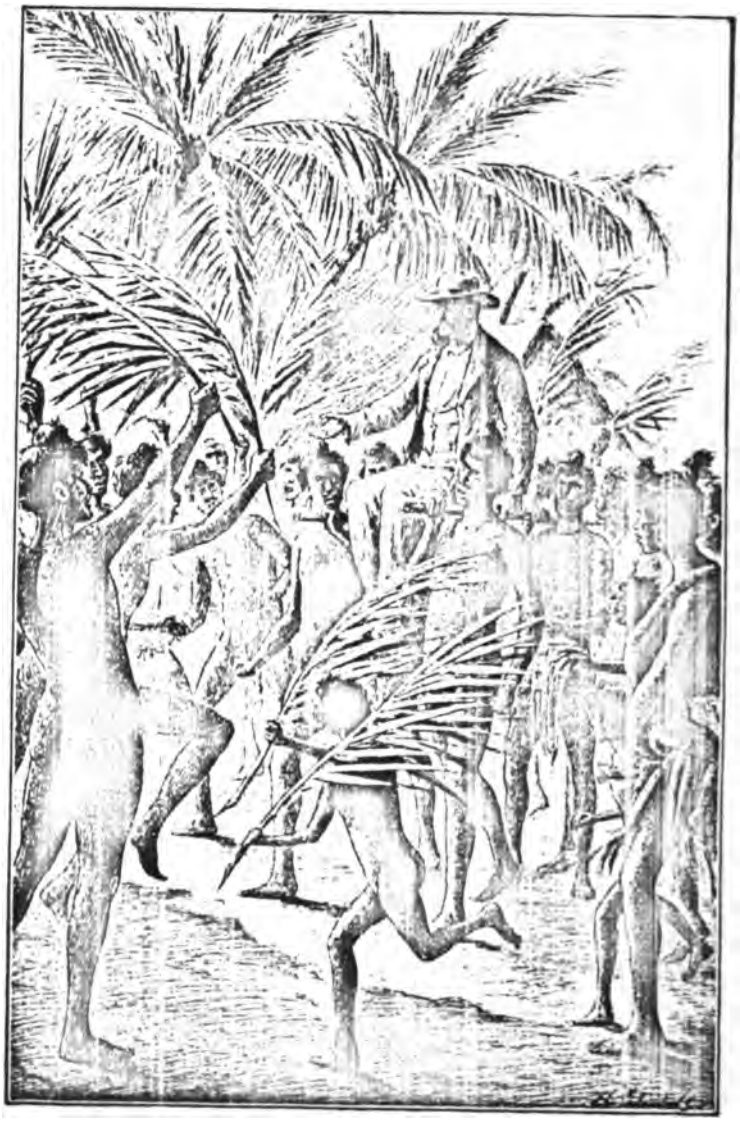
Im erſten Moment griff ich zu meinem Ruder, um dem fraglichen Vergnügen zu entgehen, aber ſehr bald konnte ich die grünen Zweige bemerken, welche die Inſelbewohner zum Zeichen des Friedens emporhielten. Bereitwilligſt gab ich die bei faſt allen Mikroneſiern übliche, als friedfertig geltende Zuſtimmung.

Während der Haupttheil meiner Beſucher zurückblieb, kamen acht herkuliſche, ſchön gewachſene Männer in die unmittelbare Nähe meines Bootes und begannen eine mir leider unverſtändlich gebliebene Anſprache. Meine Antwort in der Sprache der Palauer fand ebenfalls kein Verſtändniß.

Jetzt verſuchte ich den betrübt dareinſchauenden Eingeborenen durch allerlei Zeichen anzudeuten, daß ich ihre Inſel zu ſehen wünſche, aber vor Sonnenuntergang wieder zurückkehren werde. Ein lebhaftes, Freude ausdrückendes Geheul, in das die rückwärtsſtehende Schaar kräftig einſtimmte, folgte meinem Geberdenſpiel. Die acht Männer ergriffen ihre mitgeführten Kanoe-Paddeln (Ruder), legten die Enden derſelben auf ihre Schultern, und machten es mir ziemlich klar, auf der recht geſchickt hergeſtellten Tragbahre Platz zu nehmen. Willig folgte ich dieſer freundlichen Einladung und erreichte trockenen Fußes die mit Kokospalmen dicht bewachſene Inſel.

Unter unaufhörlichen Jubelrufen und einem entſetzlichen Geſchrei, das wie lebhaftes Gänſegeſchnatter klang, begann nun ein höchſt ſonderbarer Triumphzug bis zur Mitte des Dorfes. Hier ſtrömten ſchließlich alle Einwohner zu einem dichten Knäuel zuſammen.

Inmitten dieſes tanzenden, ſchreienden und heulenden Schwarmes wurde ich noch immer auf meiner Sänfte feierlichſt herumgetragen. Endlich war die Einleitung der Vorſtellung be-



Friedlicher Empfang.

endet, ich ſtieg von meinem Paddel-Throne zu meinen Verehrern herab. Jetzt begann erſt die eigentliche Begrüßungsfeierlichkeit.

Wer Hände hatte, ſtreckte ſie aus, um meinen Körper zu berühren, es erforderte meine ganze Kraft, um das Gleichgewicht zu erhalten; Mütter hielten ihre kleinen Kinder empor, damit ſie mein Geſicht beſtreichen konnten; wo die fürſorgliche Mutter fehlte, ſuchte der neugierige Sprößling an meinen Beinen emporzuklettern. Während die Männer und Kinder meinen Anzug, Bart und Haare, beſonders aber die weiße Farbe meiner Arme und meines Geſichts bewunderten, konnte die liebe Weiblichkeit ihre beſondere Neugierde nicht beherrſchen und war unaufhörlich bemüht, meine Bekleidung zu entfernen oder mindeſtens zu verſchieben.

Sobald ſie ſich davon überzeugt, daß ich allenthalben mit derſelben weißen Haut verſehen, daß ſie alſo nicht künſtlich erzeugt ſei, ſprangen die Weiber tanzend umher und geriethen ſchließlich in ein Entzücken, bei dem mir ſehr unheimlich zu Muthe ward.

Selbſtverſtändlich nahm ich die ſonderbaren Liebkoſungen und Freundſchaftsverſicherungen der Damenwelt mit anſcheinender Gelaſſenheit entgegen; ich wollte weder verletzen noch Gefahr laufen, gegen die Landesſitte zu verſtoßen. Die Feindſchaft der Männer wäre die unvermeidliche Folge geweſen, und daß ich in dieſem Falle die Inſel nicht lebend hätte verlaſſen können, iſt wohl ſelbſtverſtändlich.

Daß die Eingeborenen auf einer noch niedrigeren Kulturſtufe als die Bewohner von Palau oder Yap ſtanden, bewies mir ſchon der gänzliche Mangel einer Bekleidung; ſie trugen nicht einmal den gewöhnlichen, aus Blättern gewundenen Hüftgürtel der unciviliſirteſten Mikroneſier. Jedenfalls war es für mich

eine recht ſchwierige Situation, wußte ich doch, daß eine ſehr ſtrenge Grenze zwiſchen der Behandlung eines Weibes und der eines Mädchens gezogen war: was bei erſterem als Verbrechen betrachtet wurde, galt bei dem letzteren als die höchſte Ehre.

Unter den Weibern befanden ſich eine große Anzahl ſchön gebauter, formvollendeter Geſtalten, deren zartgegliederte Hände und Füße mancher weißen Dame zur Zierde gereicht haben würden. Endlich war die Begrüßungsfeierlichkeit zu Ende.

Am meiſten hatte darunter mein weiß leinener Anzug gelitten: durch das fortwährende Berühren der gelb eingeriebenen Hände und Körper der Eingeborenen war meine Toilette in eine ſo bedauernswerthe Verfaſſung gerathen, daß ſie für mich vollſtändig werthlos geworden war. Keine Seife der Welt hätte die gelbe, aus Pflanzen gewonnene, übelriechende Farbe der Kurkuma entfernen können.

Sobald man mich in die Hütte des Häuptlings geführt, entledigte ich mich ſo raſch als möglich meiner unheimlich duftenden Hülle und überreichte ſie dem freundlichen Oberhaupte zum Zeichen des Friedens und der Verehrung. Niemals hat mir ein verſchenkter Gegenſtand mehr Freude gemacht.

Der Häuptling, in der verzeihlichen Annahme, daß dieſe Begrüßungsform unter den Weißen üblich ſei, ergriff das freundſchaftverheißende Beinkleid und begann ſogleich den Verſuch, ſeine Achtung gebietende Körperfülle hineinzuzwängen. Eine ergötzlichere Scene läßt ſich kaum denken.

Der liebenswürdige Häuptling hatte ſchon alle möglichen Arten verſucht, aber mit einer wunderbaren Geſchicklichkeit die allein richtige vermieden. Der Wilde mühte ſich im Schweiße ſeines Angeſichts redlich ab, zum Ziele zu gelangen, allein die Unausſprechliche widerſtand energiſch allen ſeinen Bemühungen. Schon wollte ſich der höfliche Häuptling damit begnügen, indem

er nur ſeinem rechten Beine die Segnung des europäiſchen Fabrikats zu Theil werden ließ und die andere leere Hälfte des Beinkleides wie eine Damenſchleppe gravitätiſch nachzog, als ich hülfreich eingriff.

Bei dieſer Operation warf ſich mein Opfer erſchöpft zur Erde, als handle es ſich um Leben oder Tod. Endlich war das große Werk gelungen. Der Häuptling ſtolzirte in ſeinem neuen Koſtüm einher; aus ſeinen Mienen ſprach aber ein ſo entſetzliches Unbehagen, daß ich das Opfer meines Scherzes aufrichtig bedauerte.

Wer aber beſchreibt die Ueberraſchung des Volkes, als es ſeinen Landesvater in der neuen Verfaſſung erblickte? Als ſich die erſtaunte Menge genugſam an dem Anblick ihres plötzlich von der Kultur beleckten Oberhauptes geweidet hatte, begann ich die Vertheilung der mitgeführten Geſchenke: Tabak, Angelhaken, Flintenſteine und Feuerſtahl. Das Freudengeſchrei und Geſchnatter erreichte ſeinen Höhepunkt. Während die Männer auf Geheiß des Häuptlings nach allen Richtungen fortliefen, begann die Damenwelt eine ganz beſondere, noch nicht bei mir angewandte Liebkoſungsart, der auch der letzte Reſt meiner Bekleidung zum Opfer fiel. — —

Ich athmete erleichtert auf, als die ausgeſandten Männer mit den Gegengeſchenken zurückkehrten. Eine Unmaſſe friſcher, grüner Kokosnüſſe und Bananen, auch Hühner, Fiſche, Taro und andere Appetit reizenden Herrlichkeiten wurden vor mir aufgeſtapelt. Ein junges Mädchen, wahrſcheinlich die Tochter des Häuptlings, zerlegte eine der ſchönſten Bananen mit ihren Händen und überreichte mir und dem Könige die einzelnen Stücke. Sobald das Mahl beendet, nahm ich Abſchied von dem liebenswürdigen Gaſtgeber, auf deſſen Begleitung ich in Folge der ihn beengenden Hälfte meines Beinkleides verzichten mußte.

Ich wurde wieder auf die urſprüngliche Paddelbahre geſetzt und mit denſelben Feierlichkeiten nach meinem Boote befördert.

Sobald die Träger mit den Geſchenken eingetroffen, dankte ich in der Weiſe des friedliebenden Volkes und kehrte zu meinem Schiffe zurück. Bei dem verheißungsvollen Anblick der koſtbaren Früchte beachtete meine Mannſchaft kaum noch den Mangel meiner Bekleidung.

Nach einem Zeitraum von fünf Monaten, während welcher Zeit wir nur auf die Schiffskoſt angewieſen waren, ſchmeckten dieſe friſchen Sachen ganz vorzüglich. Ob der Häuptling nach meinem Fortgang meinem Beinkleide noch länger die Ehre erwieſen, iſt kaum anzunehmen, wohl aber, daß ich der erſte Europäer geweſen, der in der Mitte dieſes gemüthlichen Volkes einige intereſſante Stunden verlebte.

Wir ſetzten unſere Fahrt fort und paſſirten nunmehr die Gruppe von St. Andrew oder Sonſerol, welche aus zwei ſehr kleinen, niedrigen, mit Kokosbäumen dicht bewaldeten Inſeln beſtehen. Sie ſind von Korallenriffen umgeben, welche ſich faſt bis zum Lande erſtrecken und die Brandung auf eine ſehr große Entfernung erkennen laſſen. An demſelben Tage kam Angaur, die ſüdlichſte der Palau-Inſeln in Sicht, wir kreuzten die Inſelgruppen hinauf und erreichten endlich nach einer 172tägigen Fahrt den Hafen von Malaccan, auch Korror-Hafen genannt. Bevor ich nun mit der Erzählung meiner Erlebniſſe auf den Karolinen beginne, möge mir eine kurze allgemeine Erklärung geſtattet ſein.

Als die beachtenswertheſten Inſeln des Karolinenarchipels im nordpaciſiſchen Ocean dürfen wohl die Palau-Inſeln bezeichnet werden. Sie erſtrecken ſich von 6° 55 NBrt. und 134° 8' OLg. bis 8° 8' NBrt. und 134° 35' OLg., und ſind die weſtlichſte, größere Inſelgruppe Mikroneſiens. Mit Ausnahme zweier Inſeln, Angaur im Süden und Kreiangel im

Norden, ſind die 7 bewohnten und 20 unbewohnten Inſeln von einem großen Riffe eingeſchloſſen. Bei einem Flächeninhalt von 16,29 □ Meilen dürfte die Einwohnerzahl der Palau-Gruppe kaum 10,000 überſteigen. Das hügelige, ſtellenweiſe ſehr ſteile Berg-Land beſteht theils aus ſchwarzgrauen Kalkſteinfelſen, theils aus fruchtbarem Lehmboden. Eine reiche Vegetation, begünſtigt durch hohe, von dichten Waldungen eingerahmte Berge, erhebt die Palau-Inſeln zu den werthvollſten des ganzen Karolinen-Archipels. Das Klima iſt als ein geſundes zu bezeichnen. Die kühlen Nächte und die heftigen tropiſchen Regenſchauer regeln die während des Tages herrſchende Hitze. Nur ſehr ſelten werden die regelmäßigen Winde durch Wirbelſtürme unterbrochen. Im Jahre 1862 wurde die ganze Gruppe von einem furchtbaren Typhon heimgeſucht, der einen großen Theil der Kokospalmen zerſtörte.

Außer der in der Südſee herrſchenden Krankheit, der Elephantiasis Polynesiorum, fordert auch die epidemiſch auftretende, ſogenannte Influenza regelmäßig ihre Opfer.

Die Eingeborenen unterſcheiden nur vier Himmelsgegenden und zwar Nordoſt, Südoſt, Nordweſt und Südweſt; deren letztere Bezeichnung, Angebart, dient auch gleichzeitig als Namen für jeden Fremden, weil das erſte europäiſche Schiff von Südweſten eintraf. In politiſcher Beziehung wird Palau in eine große Anzahl Länder getheilt, die ſich zwar ſelbſtändig regieren, jedoch der Oberhoheit des Königs von Korror unterſtellt ſind.

Die Berathungen der Fürſten oder Häuptlinge finden in großen Klubhäuſern ſtatt; jeder der Theilnehmer hat ſeinen Platz an einer der zahlreichen Fenſteröffnungen, die auch gleichzeitig als Eingang benutzt werden. Vor Beginn der Berathung herrſcht ein tiefes, faſt zehn Minuten währendes Schweigen. Nach der Beſchlußfaſſung begiebt ſich die Verſammlung — der jüngſte Häuptling die Spitze und der König den Schluß bildend —

im Gänſemarſch auf der gepflaſterten Dorfſtraße nach Hauſe. Die zwiſchen den mächtigſten Staaten Artingal und Korror niemals beendete Eiferſucht führt ſtets neue Verwickelungen und Kriege herbei. Insbeſondere ſind es die kriegeriſch geſinnten Eingeborenen der nordöſtlich gelegenen Inſel Yap, welche die Entwickelung der europäiſchen Kultur weſentlich hemmen. Jeder Palau-Inſulaner hat ſeinen beſonderen Schutz-Geiſt, der eine verehrt den fliegenden Fuchs, der andere die Taube, der dritte die Schlange oder irgend einen beſonderen Fiſch. Er betet die Thiere nicht an, bringt ihnen auch kein Opfer, darf ſie ſogar tödten aber niemals eſſen. — Heute iſt Korror ſeiner Auflöſung nahe. Die trägen, entarteten Eingeborenen können der fortſchreitenden Civiliſation nicht mehr widerſtehen. Wie lange noch und der letzte Mikroneſier wird verſchwunden ſein.

Das Einlaufen der Veſta in den Malaccan-Hafen geſchah unter mancherlei intereſſanten Vorkommniſſen.

Obwohl das Wetter ſehr ſchlecht war, ſtarker Regen und Böen einſetzten, ſegelten mir doch ſechs Kanoes entgegen. Die Geſchicklichkeit und Gewandtheit, mit welcher die Eingeborenen die kleinen Fahrzeuge auf offener, unruhiger See zu halten vermögen und faſt fliegend die Waſſerfläche durchſchneiden, iſt wahrhaft bewunderungswürdig.

Das ſichere Gelingen dieſes Wagniſſes wird übrigens nicht nur durch die Geſchicklichkeit der Eingeborenen, ſondern auch durch die vorzügliche Bauart ihrer Kanoes erreicht, welche wohl zu den beſten im ganzen Pacific-Ocean gerechnet werden dürfen. Unter den mir entgegeneilenden Kanoes befand ſich eines, in welchem ich auch einen Europäer bemerkte, in dem ich wenige Minuten ſpäter einen alten engliſchen Freund, Mr. Simpſon, erkannte, der ſchon ſeit zwölf Jahren mit ſeiner Familie ſich hier angeſiedelt hatte. Es gab ein fröhliches Wiederſehen und lebhaftes

Begrüßen. Sämtliche Eingeborene, die mich bei meiner erſten Anweſenheit kennen gelernt, freuten ſich ungemein, mich wiederzuſehen. Jeder drückte meine Hand, und preßte ſeine Naſe auf mein gequältes Riechorgan.

Es war bei dieſer anſtrengenden Begrüßung zu ſpät geworden, um in die nur ſehr enge Paſſage zwiſchen zahlloſen Korallenriffen und Brandungen einzulaufen, und mußte ich daher den folgenden Tag erwarten.

Am nächſten Morgen befand ich mich vor dem Eingange der Paſſage, der Wind wehte aber ſo ſchräge, daß es ſehr fraglich erſchien, ob ich die Einfahrt riskiren könnte. Andererſeits war es doch von großer Wichtigkeit, ſobald wie möglich in den Hafen von Malaccan einzulaufen. Von meinem erfahrenen Freunde, Mr. Simpſon, genügend unterſtützt, entſchloß ich mich nach kurzer Ueberlegung zur Ausführung des Wagniſſes, das unter Mitwirkung der Inſulaner in folgender Weiſe glücklich ausgeführt wurde.

Eine Menge großer Kriegs-Kanoes ſchleppte mein Schiff durch die ſehr enge Paſſage zwiſchen ſcharf einſchneidenden Korallenfelſen in den inneren Hafen. Mit großer Eile glitten dieſelben über die Waſſerfläche dahin. Jedes Kanoe war mit etwa 30 Mann beſetzt. Eine fieberhafte Erregung hatte ſich der Mannſchaft bemächtigt. Im ununterbrochenen Freudengeheul die Paddeln ſchwingend, die Muſcheltrompete blaſend, oft während des Ruderns plötzlich aufſpringend und im Kanoe tanzende Bewegung machend, ſo lootſten uns die Eingeborenen mit fliegenden Haaren und leuchtenden Blicken ohne Unfall bis zum Ankerplatz.

Bei ſolchen Anläſſen muß man die Inſel-Bewohner bewundern, jede Muskel ihres elaſtiſchen Körpers iſt angeſpannt, aus ihren Augen blitzt es freudig im Spiel mit der Gefahr.

Die Mannſchaft der Veſta war von dieſem brillanten Manöver geradezu entzückt. Nie wurden die Arbeiten raſcher verrichtet, das Schiff gereinigt und das Verdeck aufgeklart.

Sobald der Anker niedergelaſſen, bekundete eine Salve von zehn Kanonenſchüſſen unſere Ankunft in dem Hafen von Malaccan. In kurzer Zeit war die Veſta von zahlloſen Kanoes umringt, auf dem Verdecke wimmelte es von freudig erregten Eingeborenen, die Kokosnüſſe und Tarro in großen Maſſen herbeitrugen und unausgeſetzt ihre herzlich empfundenen Freudengrüße wiederholten. —

Die unerwartete Ankunft meines ſchönen Schiffes bereitete namentlich den Häuptlingen, nachdem ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholt, großes Vergnügen. Immer wieder wurde ich von ihnen betaſtet, als müßten ſie ſich davon überzeugen, daß ich der Wirklichkeit angehöre und nicht als ein Schatten die guten Freunde beſuche. Capitän Cheyne, mein einſtiger Theilhaber, hatte die Nachricht von meinem Tode verbreitet.

Nach abermaliger Unterſuchung begann der Häuptling in ſeiner Landesſprache: „Nein, nein, Freund, Du biſt es wirklich, der große Häuptling Era Alleman!

So wurde ich von dem gutmüthigen Naturvölkchen als ein guter, alter Bekannter empfangen; es war mir, als ob ich in die Heimath, in den Kreis meiner Familie zurückgekehrt wäre. Lebhaft wurde ich an meinen erſten Aufenthalt auf der Inſel erinnert, hier hatte ich ja bereits einundeinhalbes Jahr als moderner Robinſon faſt bis zum Schluſſe meines Aufenthalts in ungetrübter Freundſchaft mit den Eingeborenen verlebt. Alles, was ich von ihnen verlangt, hatte man mir bereitwilligſt gewährt. Sehr raſch wurde ich wieder mit ihrer Sprache, ihren Sitten und Gewohnheiten hinreichend vertraut, von jedem Eingeborenen als einer der ihrigen betrachtet.

Daß mir die Insulaner ihre früher bewiesene Freundschaft erhalten, auch ein treues Andenken bewahrt, wie sich dessen kein Weißer, der vor mir unter ihnen geweilt, rühmen durfte, hatte mir der Empfang bewiesen.

Am nächstfolgenden Tage gelangte ich mit meinem Boote nach der Hauptstadt Korror. Wie ein Lauffeuer war die Kunde über die Insel verbreitet: Clow Rupack, Era Alleman sei zurückgekehrt!

Bald gewahrte ich das Herannahen einer großen Anzahl Kanoes, die soeben die letzte Biegung um einen Felsen zurücklegten. Nach wenigen Minuten waren die Insassen erkennbar. König Abba Thule in Begleitung seiner höchsten Würdenträger beabsichtigte, mir einen Besuch zu machen.

Als des Königs Kanoe auf 50 Schritte herangekommen, wurden 21 Kanonenschüsse zu seiner Begrüßung abgefeuert. Sobald der letzte Schuß verhallte, begrüßten mich der König und alle Bekannte auf das Herzlichste an Bord der Vesta. Im Gefolge des Herrschers befanden sich der Premierminister und Oberhofminister Arakoker, der Kriegsminister Iry Kelao, der Ceremonienmeister Kopack, sowie die Häuptlinge Klotrauel und Erturo nebst den zum großen Gefolge gehörenden Einwohnern von Korror.

König Abba Thule, eine umfangreiche, feiste Gestalt, mit dunkelbrauner, ölglänzender Haut, war nach Landessitte nur mit dem „Tapa", einem schmalen, rothfarbigen Leibgurt bekleidet. Das lange, schwarze Haar, kunstgerecht verschlungen und mittelst eines geschnitzten Schildpattkammes nach hinten befestigt, zierte das königliche Haupt. Eine Manschetten ähnliche, aus dem Halswirbelknochen eines Seesäugethieres, des sogenannten Dugongs, verfertigte Spange am tättowierten Handgelenk, das über der linken Schulter hängende Beil, eines der wichtigsten

Schmuckgegenſtände Mikroneſiens, vervollſtändigte die Toilette König Abba Thules. Er trug außerdem in ſeiner rechten Hand einen zierlich aus Kokosblättern geflochtenen Korb, worin ſich die Rauch- und Kauutenſilien nebſt kleinen hohlen mit Kalk gefüllten Bambusſtäbchen befanden. Des Königs Geſicht iſt nach europäiſchen Begriffen nicht ſchön zu nennen, macht aber trotz ſeines gelb-grün gefärbten Kopfhaares keinen unfreundlichen Eindruck. Die einzelnen auf der dicken Oberlippe ſich erhebenden Haare dürfen auf die Bezeichnung Bart keinen Anſpruch machen, weit günſtiger für eine ſolche Anlage zeigt ſich das von kleinen gekräuſelten Haarbüſcheln umrahmte Kinn. Die Bewegungen der ſtark entwickelten Gliedmaßen ſind keineswegs ſchwerfällig, die Haltung faſt ſtraff und der Schritt ſehr elaſtiſch.

Nachdem die freundſchaftlichſten Verſicherungen und Grüße gewechſelt, gab der König ſeinem Erſtaunen über die achtunggebietende Größe meines Schiffes Ausdruck. Ganz beſonders war es mein kleiner, auf Deck befindlicher Dampfer, der die Aufmerkſamkeit Abba Thules in außergewöhnlichem Maße erregte. Der König wurde nicht müde, meiner Erklärung über Konſtruktion und Verwendung meines Dampfbootes zu lauſchen.

Auch das Gefolge bekundete ein lebhaftes Intereſſe für Alles, was ſich ſeinem Auge darbot. Wiederholt reichte mir der König die ölige Rechte zum Beweiſe ſeiner aufrichtigen Freundſchaft. Bald entſpann ſich zwiſchen uns eine lebhafte Unterhaltung, die ſich nach Erledigung des Haupttheils auf die Vorkommniſſe während meiner Abweſenheit ausdehnte. Ueber Alles, was zu erfahren für mich beſonders wichtig war, gab der König bereitwillig klare, offene Auskunft.

Nur in einem Punkte zeigte Seine Majeſtät eine gewiſſe Zurückhaltung. Das war die Frage nach meinem früheren Chef und nachherigem Theilhaber Capitän Cheyne, die der König in merk-

barer Verlegenheit ausweichend beantwortete; erſt auf weiteres Drängen erklärte er, über den Verbleib des Genannten Nichts zu wiſſen. Ich war zu ſehr mit dem Charakter des Königs vertraut, um dieſer Ausſage Glauben ſchenken zu können; wußte ich doch, daß die ganze Bevölkerung gegen den Capitän einen unausſprechlichen Haß empfand, der einmal zum Durchbruch kommen mußte.

Was ich über den Verbleib des Engländers vermuthete, ſollte ich ſchon ſehr bald als Thatſache vernehmen. Wie es die Hofſitte vorſchrieb, mußte ich am folgenden Tage den Beſuch des Königs in der Stadt Korror erwidern. Zu dieſem Ausflug benutzte ich meinen kleinen Dampfer; wo man ihn erblickte, erregte er Erſtaunen und Bewunderung. Es war ſelbſt dem Könige und ſeinen intelligenteſten Männern ein unerklärliches Räthſel, wie ein Boot ohne Segel und Ruder, nur vom Feuer geſpeiſt, ſich fortbewegen könne. Ein ſolches Wunder hatte niemals ein Inſelbewohner geſehen!

Für mein geſchäftliches Unternehmen konnte es keinen günſtigeren Zeitpunkt geben. Meine ſtolze Veſta, das räthſelhafte Dampfboot, wie auch meine große Anzahl geeigneter Tauſchgegenſtände, die der König nebſt Gefolge mit ſtaunender Bewunderung betrachtet hatte, erhöhte mein Anſehen ſo ſehr, daß ich die Erfüllung meiner Wünſche mit Sicherheit erwarten durfte. Nachdem ich das Haus des Königs betreten, begann derſelbe vertraulich:

„Clow Rupack, Du biſt mir und meinem Volke ſtets ein guter Freund geweſen, es haben nie Streitigkeiten zwiſchen uns ſtattgefunden, wir werden auch ferner in Frieden leben.“

Ich gab dem Könige die Verſicherung, daß ich ſtets beſtrebt ſein würde, unſer altes freundſchaftliches Verhältniß aufrechtzuerhalten, und nur gekommen ſei, um die Landesprodukte gegen

gute europäiſche Gegenſtände einzutauſchen. Der König war über meine Abſicht ſehr erfreut: die ihn bislang beherrſchende trübe Stimmung begann zu weichen. Es war mir klar, daß der König bei meinem Eintreffen eine Befürchtung gehegt, die ſich durch meine heutige Erklärung als irrig erwies. Ich blieb daher bemüht, die wahre Urſache jener Befürchtung zu ergründen und gelangte durch die nochmalige Erwähnung des Capitäns Cheyne auf die richtige Spur.

Der König unterbrach plötzlich die Lieblingsbeſchäftigung aller Mikroneſier: die Bereitung der Betelnuß, ein Umſtand, welcher die außergewöhnliche Erregung des Königs verrieth.

„Warum nennſt Du wiederum den Namen eines Mannes, der uns verhaßt iſt?“ fragte der König faſt vorwurfsvoll. „Iſt es nicht auch Dir erwünſcht, wenn er nie wieder unſeren Boden betritt?“

„Doch nur dann, wenn ich deſſen ſicher bin!“

„Du darfſt es ſein.“

„Capitän Cheyne liebt es, ſeine Umgebung zu überraſchen: vielleicht ſitzt er in dieſem Augenblicke in Manilla oder Hongkong und freut ſich darüber, Euch irregeführt zu haben. So plötzlich er verſchwunden, ſo plötzlich wird er zurückkehren.“

„Clow Rupack! Der ſchlechte Mann wird nicht zurückkehren!“

„Das wünſcheſt Du?“

„Nein, ich weiß es.“

„So iſt er todt?“

„Ja, er iſt es.“ Der König ſprang nach dieſem ihm entſchlüpften Geſtändniß erregt empor, augenſcheinlich bedauerte er, dieſe beſtimmte Erklärung gemacht zu haben. Mit aller Anſtrengung unterdrückte ich meine Ueberraſchung; wollte ich das Nähere vom König erfahren, ſo blieb mir nur der eine

Ausweg übrig, eine erkünstelte Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen. Nach sekundenlangem, tiefen Schweigen begann Abba Thule endlich seinen eingehenden Bericht.

„Capitän Cheyne hat nach Deiner Abreise wiederum unsere Insel besucht und unter der Vorgabe, nur Trepang und Schildpatt zu erlangen, uns nur Böses zugefügt. Auf sein Anrathen haben unsere alten Feinde auf's Neue den Krieg gegen uns begonnen, und als auch dieser Streich nicht gelang, entlockte er uns ein Zugeständniß, nach welchem England von unserer Insel Besitz ergreifen durfte. Das Volk von Palau nahm Rache an dem bösen Menschen. Er wurde Abends unter dem Vorwande aus seinem Hause gelockt, daß ein mit Schweinen und Tarro beladenes Kanoe gelandet sei und man diese Gegenstände an ihn abliefern wolle. Kaum hatte der Capitän sein sicheres Haus verlassen, da fielen die Männer über ihn her, schlugen ihn mit einem Tomahawk nieder, und als er trotzdem noch lebte, wurde er mit einem großen Fliesenstein stückweise zermalmt und in's Meer versenkt. — Kann (Gott) hat uns von dem bösen Fonoie-yann (Geist) befreit. —

Das also war das Ende des Mannes, der jahrelang einen unheilvollen Einfluß auf die Bewohner der Karolinen-Inseln ausgeübt, der zur Erreichung seiner unlauteren Absichten kein Mittel verschmäht, Weiße und Farbige, Jeder der sich seinen herrschsüchtigen Gelüsten widersetzte, unerbittlich zu Grunde gerichtet hatte.

Trotzdem hat Capitän Cheyne einen so hervorragenden Antheil an der Erschließung jener Inselgruppe, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, ein volles Bild von dem Manne und seiner Thätigkeit hier folgen zu lassen.

7. Kapitel.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt Du ſelber kein Ganzes werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes Dich an.

Schiller.

Politiſche Wühlereien. — Engliſche Rivalen. — Der Sieg von Aibukit. — Meine Verbindung mit Cheyne. — Das Begegnen eines Landsmannes. — Ein deutſcher Forſcher. — Ein verwilderter Engländer. — König Abba Thule. — Auf Yap. — Kierko, die ſchöne Königstochter. — Das erſte Streichholz. — Sitten und Gewohnheiten der Inſulaner. — Dem Meere entſtiegen. — Im Banne der Kultur. — Vom Biche la mar. —

Ende der fünfziger Jahre ſtritten die zwei engliſchen Capitäne, Woodin und Cheyne, um die Herrſchaft des Handels mit den Eingeborenen. Woodin, ein offener, wahrheitsliebender, braver Mann, aber von geringer geiſtiger Befähigung, mußte ſchließlich gegen den ſcharfblickenden, ſehr klugen, herz- und charakterloſen Cheyne unterliegen. Allein Woodin war bei den Eingeborenen ſehr beliebt, ſo daß er auf die gewöhnliche Art nicht zu verdrängen war. Unter der Maske der Freundſchaft unterminirt nun ſein Gegner Schritt für Schritt das gemeinſame Terrain. Nur in einem Punkte gab es eine ſeither von allen Engländern beobachtete, ſtillſchweigende Uebereinkunft: Niemandem den Handel auf den Karolinen-Inſeln zu geſtatten.

Die Inſeln wurden von keiner anderen Nation beachtet, und wen es gelüſtete, den Schlupfwinkel der beiden engliſchen Capitäne zu betreten, der durfte nur mit deren Erlaubniß Handel treiben. Traf aber doch einmal ein ſelbſtſtändiges Schiff ein, ſo wurden ihm ſo viele verſteckte Schwierigkeiten bereitet, daß ein materieller Erfolg überhaupt ausgeſchloſſen war und der Führer Gott dankte, mit heiler Haut davongekommen zu ſein: denn nicht ſelten wurden dieſe Schiffe von den Eingeborenen zerſtört, ohne daß die Engländer auch nur ein Wort deshalb verloren. Auf dieſe Weiſe entſtand unter den unternehmungsluſtigen Rhedern die irrige Anſicht, daß die Inſelgruppe für den Handel ſehr gefahrvoll und auch nicht ergiebig ſei.

Woodin ſowohl als auch Cheyne befeſtigten dieſe Annahme in den betreffenden Kreiſen, ſo oft ſich eine Gelegenheit darbot. Das war auch vom kaufmänniſchen Standpunkte aus gewiß nicht verwerflich. Nachdem nun der ränkeluſtige, habgierige Cheyne erkannt, daß ſeine Kraft zur Vernichtung des Gegners nicht ausreichte, wußte er die Leidenſchaft der ihm befreundeten Stämme ſo geſchickt zu leiten, daß dieſe einen offenen Krieg gegen die Anhänger Woodins entbrannten. Der ſeit langer Zeit zwiſchen den Völkern des Südens und des Nordens beendete Kampf begann in Folge der teufliſchen Intrigue Cheynes auf's Neue zu wüthen. Allein Woodin war zu jener Zeit noch Beſitzer mehrerer ſchöner Schiffe und widerſtandsfähig genug, um ſich des Gegners ausreichend erwehren zu können. Dörfer wurden verwüſtet, zahlreiche Menſchen geopfert, ohne daß eine Entſcheidung zwiſchen den ſtreitenden Parteien herbeigeführt werden konnte.

Jetzt zeigte Cheyne ſeine ganze Verſchmitztheit. Anſcheinend des Streites müde, wußte er den ahnungsloſen Woodin zu einer gemeinſamen Geſchäftsverbindung zu beſtimmen, und

zwar derart, daß Cheyne für ſeine Tauſchwaaren nur Biche la mar, Woodin nur Oel und Schildpatt einhandeln durfte. Thatſächlich verwies Woodin ſeit dieſem Tage alle Verkäufer von Trepang an Cheyne. Mit dieſem augenſcheinlichen Vortheil beruhigte ſich derſelbe indeß nicht, ſondern er entwarf einen ferneren Vertrag, in welchem er den charakteriſtiſchen Schlußparagraphen beſtimmte, daß Woodin die Palau-Inſeln verlaſſen müſſe und nur Cheyne dort Handel treiben dürfe. Woodin, der inzwiſchen ſein Vermögen verloren hatte und nur noch einen kleinen Schoner beſaß, war doch klug genug einzuſehen, daß ihm in dieſem Falle alle Möglichkeit genommen war, ein neues Schiff zu erwerben, mit welchem er ſeine Handelsreiſen und nachhaltige Konkurrenz wieder aufnehmen könne. Aber das war eben der Schachzug des ehrenwerthen Cheyne, um ſeinen Kompagnon für immer wehrlos zu machen.

Blieb Cheyne alleiniger Handelsherr der Palau Inſeln, welche am günſtigſten für den Trepang-Handel lagen, ſo war Woodin gezwungen, den wenig ergiebigen Verkehr mit den entfernteren, weit roheren Inſulanern zu unterhalten. Woodin lehnte ab und beſchloß, den weiter nördlich gelegenen Ort Aibukit, mit deſſen Einwohnern er ſchon früher Handel getrieben, aufzuſuchen, um der Beläſtigung Cheynes und der Fürſten von Korror zu entgehen. Dieſer Entſchluß war den beiden letztgenannten Parteien höchſt unliebſam. Sie fürchteten, daß jene Gruppe unter Leitung des Capitäns Woodin den Handel mit den nördlichen Staaten an ſich reißen und das kleinere aber gut regierte Korror ſeinen Einfluß verlieren würde.

Von allen Königen der Karolinen-Inſeln waren es die von Korror geweſen, welche am früheſten den Verkehr mit Europäern, insbeſondere mit Engländern eröffnet hatten und durch deren mannigfache Hülfsmittel die anderen weit mächtigeren

Staaten in ein abhängiges, tributpflichtiges Verhältniß gerathen waren.

Cheyne hatte also ein sehr leichtes Spiel: er brauchte nur beim Könige Abba Thule auf die ihm von Woodin und seinen Anhängern drohende Gefahr hinzuweisen, um diesen für seinen Doppelzweck zu gewinnen. Cheyne wußte die Eifersucht zwischen Nord und Süd so geschickt zu schüren, daß Korror beschloß, einen Feldzug gegen die nördlichen Rivalen zu eröffnen. Zunächst sollte Woodin auf die von ihnen oft angewandte Weise vertrieben werden, die in der Zerstörung und Beraubung des Schiffes, dem sogenannten cut off (Abschneiden) bestand.

Der schlaue Cheyne gab nun seinem Gegner in einem Schreiben kund, daß er erfahren habe, die Leute von Aibukit würden Woodin's Schiff am Tage seiner Ankunft zerstören. Es war der letzte Versuch der Einschüchterung, der natürlich keine Beachtung fand. Woodin erreichte den Hafen von Aibukit und fand auch die freundlichste Aufnahme. Noch einmal erhob Cheyne seine warnende Stimme und berichtete von neuen Angriffen; da diese aber nicht erfolgten, das freundschaftliche Verhältniß nirgends gestört wurde, so fühlte sich Woodin in seiner Position um so sicherer. Die anscheinende Theilnahme und Offenheit Cheynes erreichte die entgegengesetzte Wirkung. Darauf hatte der schlaue Cheyne gerechnet.

Nach vielen vergeblichen Versuchen beschloß nun der Süden den offenen Angriff auf die Nordstaaten. Seine zahlreichen Kriegskanoes eilten in die feindlichen Gewässer, aber sie fanden ihre von Woodin geführten Gegner zum Kampfe bereit. Nun wurde ein friedlicher Ausweg gewählt. Die Häuptlinge von Korror gingen an Bord des Woodin'schen Schiffes und theilten dem Besitzer mit, daß es für ihn gerathen sei, vor Beginn der Züchtigung den Norden zu verlassen, er solle aber im Süden so

reichlich entſchädigt werden, daß er dieſen Entſchluß gewiß nicht bereuen würde. Traute Woodin dieſen Verſprechungen nicht, oder wollte er ſeine Leute in dieſem Augenblicke nicht verlaſſen, genug er wies das Anerbieten zurück und blieb pflichtgetreu auf ſeinem Poſten. Erfolglos verließen die Häuptlinge das Schiff. Inzwiſchen waren auch die Kriegskanoes von Aibukit in Schlachtordnung herbeigeeilt und eröffneten ein lebhaftes Feuer auf die gegneriſche Flotille.

Der Kampf vermittelſt Feuerſteingewehre und der kleinen Schiffskanonen iſt ſehr harmloſer Art. Auf Tauſende von Schritten werden Flinten und Kanonen gegenſeitig abgefeuert, deren Geſchoſſe über eine Entfernung von 300 Schritte nicht zu bringen vermögen. Es iſt alſo nur ein glücklicher oder auch ein unglücklicher Zufall, wenn eines dieſer Geſchoſſe Schaden anrichtet. Bei ſolcher ſtundenlangen Pulver- und Munitions-Verſchwendung bleibt eine Entſcheidung ausgeſchloſſen, wenn nicht ein außergewöhnliches Ereigniß den Kampf beendet. Das geſchah auch jetzt. Ein von einem tapferen Häuptling befehligtes Kanoe der Flotille Aibukit verließ plötzlich ſeine Stellung und drang pfeilſchnell gegen die im Halbkreis liegende feindliche Macht vor.

Als der entſchloſſene Führer in die Nähe der anzugreifenden Kanoes gelangt war, eröffnete ſeine Mannſchaft das Feuer. Dieſer Kühnheit war ein großer Erfolg beſchieden. Ein Geſchoß hatte ein feindliches Kanoe getroffen und ſofort zum Sinken gebracht. Sobald die Krieger von Korror den Untergang des Fahrzeuges bemerkten, war ihr Muth dahin. Innerhalb weniger Minuten war die ganze Flotte vom Schauplatz verſchwunden, Woodin und ſeine Anhänger hatten glänzend geſiegt. Der Jubel war groß; Feſte wurden gehalten und Lieder zu Ehren des tapferen Mannes gedichtet. Aibukit hatte mit einem Schlage,

nachdem ſich noch einige kleine Staaten unter ſeine Oberherrſchaft geſtellt, eine achtunggebietende Stellung errungen. Cheynes Verſuch blieb vorläufig erfolglos, aber er hatte doch den unheilvollen Bruch zwiſchen den Palau-Staaten herbeigeführt. Natürlich begannen jetzt auf beiden Seiten kleine Reibereien, man zerſtörte ſich gegenſeitig die Kanoes und ermordete bei paſſender Gelegenheit einzelne Gegner. Dieſer von dem „civiliſirten“ Weißen geſchaffene, höchſt verwerfliche Zuſtand währte faſt zwei Jahre. Während dieſer Zeit war Cheyne nicht unthätig geweſen und ſollte auch die Erfüllung ſeines teufliſchen Verlangens leider erreichen.

Unter der offiziellen Angabe, verſchollene engliſche Matroſen zu ſuchen, erſchien das engliſche Kriegsſchiff Sphinx, Capitän Brown, im Hafen von Korror. Waren die Intriguen Cheynes ſo fein geſponnen, daß ſie den Capitän Brown irre führen mußten, oder dienten ſie nur dazu, ihm den Schein des Rechts zu verleihen, genug, drei Böte des Kriegsſchiffes, mit ſchweren Geſchützen ausgerüſtet, drangen gegen die nördlich gelegenen Dörfer vor und eröffneten ohne irgend eine Erklärung oder Aufforderung ein mörderiſches Feuer.

Mit der Zerſtörung der Dörfer und der ſämtlichen Habe Woodin's war der Sieg Cheynes definitiv entſchieden. Die Inſelgruppe wurde von ihm jetzt thatſächlich beherrſcht, aber auch damit war der ruheloſe geld- und ehrſüchtige Menſch noch immer nicht zufrieden.

So lagen die nur flüchtig angedeuteten Verhältniſſe auf den Karolinen-Inſeln, als ich vom Capitän Cheyne während meines Aufenthalts in Manilla zum Führer der Acis ernannt wurde und den Auftrag erhielt das ſehr lohnende Geſchäft auf den Karolinen weiterzuführen. Mit der Schilderung dieſes erſten Aufenthalts auf den genannten Inſeln erfülle ich zunächſt

die dem geehrten Leſer im erſten Theile gegebene Verpflichtung, meine ganze Thätigkeit in der Südſee aneinandergereiht darzuſtellen.

Wie bereits bemerkt, führte mich der Zufall während meines Aufenthalts in Manilla in die Geſellſchaft des Capitäns Cheyne. Natürlich fanden wir beim Austauſch unſerer vielbewegten Fahrten Gelegenheit zu einer eingehenden Unterhaltung, die unſere Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft in großen Zügen berührte. Bei der Offenheit des „liebenswürdigen" Capitäns Cheyne hatte ich ihm meine geheimſten, übrigens recht harmloſen Neigungen bald verrathen. Einem ſo ſcharfen Beobachter, wie Cheyne, wäre es auch ſelbſt bei vorſichtigen Mittheilungen eine Kleinigkeit geweſen, alles Wünſchenswerthe zu erfahren. Ich vertraute dem erfahrungsreichen Manne, glaubte ſeinen freundſchaftlichen Verſicherungen und unterzeichnete mit Freuden den entworfenen Kontrakt. Die Acis, ein ſchön gebauter Schoner mit einer geringen Beſatzung, war demnach meinem Befehle unterſtellt. Sobald Capitän Cheyne, mein umſichtiger Rheder, Theilhaber und Freund, ſeine geſchäftlichen Angelegenheiten in Manilla beendet, wurden die Anker gelichtet. Die wunderbare Pracht, welche ſich dem Auge namentlich beim Paſſiren der Straße St. Bernardino darbietet, konnte ich nur wenige Augenblicke in ungeſtörter Freude betrachten. Capitän Cheyne hatte entweder kein Verſtändniß für Naturſchönheiten oder glaubte ſeine Zeit praktiſcher verwerthen zu können, indem er mich unausgeſetzt mit meiner neuen Aufgabe vertraut zu machen ſuchte.

Bei unſerer Ankunft auf den Palau-Inſeln wurde ich von Cheyne dem Könige Abba Thule vorgeſtellt, fand eine freundliche Aufnahme und benutzte jede Gelegenheit, alles Er-

forderliche, namentlich die Sprache, Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen kennen zu lernen.

Wenngleich ich jetzt unter ein zwar friedliebendes, aber doch halbwildes Völkchen gerathen, so war ich doch mit meiner Lage nicht unzufrieden. Ich sah doch einmal Menschen, die mit Dem zufrieden, was ihnen die Natur verliehen, die den Kampf um's Dasein nicht kannten, auch nicht für den nächsten Tag sorgten. Fern von jeder Civilisation, wurde mir eines Tages eine interessante Ueberraschung bereitet. Im Hause des Königs traf ich einen Englisch sprechenden Europäer! Sobald ich die Gesichtsbildung dieses Herrn genau betrachtete, auch die fremdländische Aussprache aufmerksam verfolgte, durfte ich mit einiger Gewißheit annehmen, daß ich keinen Angehörigen der englischen Nation vor mir hatte.

Offenbar war der Gast des Königs durch meinen Eintritt in seiner Unterhaltung gestört, er hielt noch ein ziemlich umfangreiches Buch in der Hand; sein Anzug verrieth bereits eine große Aehnlichkeit mit dem der Eingeborenen, wenigstens konnte ich keine Beinkleider bei dem Unbekannten bemerken. Die Unaussprechlichen lagen ausgespreizt vor dem Eingange des Hauses, ob aus Nothwendigkeit oder sonst einem anderen Grunde ist für mich Geheimniß geblieben.

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte der Fremde höflich.

„Mein Name ist Tetens, ich bin Führer der Acis und Theilhaber des Capitäns Cheyne."

„Sehr erfreut, Herr Tetens, ich bin Dr. Semper."

„Darf ich mir eine Frage gestatten, Herr Doctor?"

„Bitte sehr."

„Sind Sie Engländer?"

„Nein, nein, ich bin Deutscher."

Bis jetzt war die Unterhaltung in der englischen Sprache

geführt, als ich aber nun Deutſch antwortete und meine holſteiniſche Heimath nannte, da ſprang Dr. Semper freudig erregt empor.

„Das iſt ja famos, dann ſind Sie ja nicht nur mein Landsmann im allgemeinen ſondern auch im engeren Sinne, ich bin aus Altona.“

Es waren angenehme Stunden, die ich in Geſellſchaft des Gelehrten verlebte. Nicht nur die Erinnerung an die ferne Heimath war geweckt, es erfüllte mich auch mit Bewunderung, wie der deutſche Forſcher im Dienſte der Wiſſenſchaft alle Strapazen, jedes Ungemach ertrug und mit welcher unermüdlichen Ausdauer er ſeine wiſſenſchaftliche Aufgabe zu erfüllen ſuchte.

Im Allgemeinen iſt unter dem Volke die Anſicht vorherrſchend, daß der deutſche Profeſſor nur Auge und Sinn für das ſtreng Wiſſenſchaftliche habe, daß er Alles, was ſeinem eigentlichen Gebiete ferner liegt, nicht beachte und mit den einfachſten Dingen weit unpraktiſcher verfahre wie der Mann aus dem Volke. Hat dieſe Meinung eine gewiſſe Berechtigung, ſo machte Dr. Semper eine glänzende Ausnahme. Ihm war auch Nichts entgangen, ſelbſt die politiſchen, wirthſchaftlichen und ſocialen Verhältniſſe der Inſelgruppe hatte er mit einer ſeltenen Klarheit erfaßt und wußte er die geringfügigſten Vorkommniſſe wiſſenſchaftlich zu erläutern.

Von allen Einwohnern geachtet, hatte der deutſche Gelehrte in einer verhältnismäßig kurzen Zeit nicht nur alles Wiſſenswerthe erfahren, ſondern auch, vom Zufall begünſtigt, Cheynes ſelbſtſüchtige Pläne entdeckt und höchſt geſchickt vereitelt.

König Abba Thule war im Beſitze eines Buches: „An Account of the Pelew-Islands,“ deſſen Verfaſſer Wilſon im Jahre 1780 auf den Palau-Inſeln geſcheitert und der ſomit wohl die

erſte eingehende Schilderung von dieſem Volke geliefert hat. Der König betrachtete dieſes Buch als ein Heiligthum, erzählte es doch von einem jungen Königsſohn, der einſt die Inſel verlaſſen, um in England europäiſche Sitte zu erlernen, dort im fernen Lande von einem frühzeitigen Tod ereilt worden, und der nie wieder in ſeine Heimath zurückgekehrt war. Dr. Semper empfing dieſes Buch zur Durchſicht aus den Händen des Königs, fand auch manche wiſſenswerthe Aufſchlüſſe, aber weit mehr als der Inhalt, feſſelten den aufmerkſamen Forſcher zwei zufällig zwiſchen die Blätter des Buches gerathene Abſchriften eines geheimen Vertrages zwiſchen dem Könige und dem Capitän Cheyne, ſowie einer Konſtitution von Palau.

Die Originale dieſer intereſſanten Schriftſtücke befanden ſich im engliſchen Konſulate in Manilla. Wurden die Beſtimmungen ausgeführt, ſo war Capitän Cheyne thatſächlich König von ganz Palau. Dr. Semper hatte Abſchrift von den Dokumenten genommen und ſowohl dieſe, wie auch die muthwillige Zerſtörung von Korror-Dörfern durch das engliſche Kriegsſchiff Sphinx in der in Manilla erſcheinenden Zeitung Diario de Manilla veröffentlichen laſſen.

Spanien, das angeblich vor 150 Jahren die Palau-Inſeln als Eigenthum erworben haben will, ſchenkte dieſem Vorkommniß zwar nicht die erwünſchte Beachtung, aber der deutſche Gelehrte erreichte wenigſtens den moraliſchen Erfolg, daß Cheynes Handlungsweiſe in weiten Kreiſen zur Kenntniß kam und ſeine Pläne wie von unſichtbarer Macht durchkreuzt wurden.

Für mich waren die freimüthigen Eröffnungen meines gelehrten Landsmannes von höchſter Wichtigkeit: wenn ich mich auch nicht um Politik kümmerte, ſo hatte ich doch den wahren Charakter meines Rhebers kennen gelernt und konnte demnach meine Maßregeln treffen.

Nachdem Dr. Semper die Palau-Inſeln verlaſſen, eröffnete mir Cheyne den überraſchenden Plan, die nordöſtlich gelegene Inſel Yap aufzuſuchen und dort den gewinnreicheren Handel mit den Eingeborenen zu beginnen. Das ſelbſtſtändige Wirken unter einem unbekannten Stamme war für mich verlockend genug, um Cheynes Anerbieten anzunehmen. Bald waren die Vorbereitungen zur Reiſe beendet. Zu meinem Begleiter wurde ein alter Engländer, Mr. Davis, ernannt, der ſeit ſeiner Kindheit auf den Palau-Inſeln gelebt, als junger Mann ein eheliches Verhältniß mit einer Eingeborenen geſchloſſen und die Lebensweiſe der Inſulaner ſo genau angenommen hatte, daß er allgemein als Eingeborener betrachtet wurde.

Mr. Davis fühlte ſich mit ſeiner zahlreichen Familie ungemein wohl unter ſeinen Leuten: aus ſeinem Gedächtniß waren ja die Erinnerungen an ſeine eigentliche Heimath, wie auch die Grundzüge der europäiſchen Kultur vollſtändig verwiſcht. Nur noch ein höchſt mangelhaftes Engliſch hatte ſich der ſonderbare Mann bewahrt. In der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft hatte ich oft Veranlaſſung geſucht, von Mr. Davis Aufklärung über ſein befremdendes Gebahren zu erhalten, aber Wochen vergingen, bevor ich mein Ziel erreichte.

„Will Nichts von England wiſſen, Herr," verſetzte er mürriſch, „lebe hier glücklich und zufrieden, Fiſche im Waſſer, Tarro in der Erde, Kokos auf den Bäumen — warme Sonne und blauer Himmel, genug für einen Menſchen."

Seit dieſer Erklärung unterließ ich jede derartige Frage. Weshalb ſollte ich das Glück dieſes für die Civiliſation verlorenen Mannes ſtören? Davis wurde mir als Dolmetſcher zugewieſen; für meine perſönliche Sicherheit ſollten zwei Palauer Häuptlinge auf Befehl des Königs Sorge tragen. Sobald meine drei Gefährten an Bord gekommen, wurden die Anker

gelichtet. Nach viertägiger Fahrt, gegen den Nord-Oſt-Monſum kreuzend, erreichte ich den geräumigen Hafen von Rul, der Hauptſtadt von Yap.

Die Eingeborenen von Yap ſind hinterliſtig, falſch und weit grauſamer als die von Palau, vor denen ſie jedoch große Furcht haben. Davis wußte viele Schiffe zu nennen, die auf Yap zerſtört und deren Beſatzung auf die grauſamſte Art ermordet worden war. Bevor Davis die Erlaubniß des Königs eingeholt, landen zu dürfen, ließ ich die Enternetze befeſtigen, um einen zu befürchtenden Angriff auf mein Schiff zu vereiteln. Davis kehrte nach wenigen Stunden in Begleitung eines Abgeſandten von König Karakok mit der Meldung zurück, daß er mich empfangen werde und keine Feindſchaft gegen uns hege.

Auf dem Wege zur königlichen Wohnung kam uns eine Schaar von 20 Männern in ihrem kriegeriſchen Koſtüm entgegen. Davis übernahm auch jetzt die Beantwortung ihrer Anrede. Der ſcheue, unruhige Blick dieſer Männer verwiſchte den günſtigen Eindruck, welchen ihre impoſanten Geſtalten im erſten Augenblicke hervorgerufen hatten.

Von allen Bewohnern der Karolinen beſitzen die Yapleute nicht nur eine hellere Hautfarbe, ſondern auch eine regelmäßige, ſchönere Geſichtsbildung. Bei ihren nur wenig aufgeworfenen Lippen und kaum bemerkbaren Hervortreten der Backenknochen liegt die Annahme nahe, die Bewohner Yaps als eine Verſchmelzung von Malayen und Papuas, ſomit als die eigentlichen Mikroneſier zu betrachten.

Im Hauſe des Königs war bereits ein aus den hervorragendſten Häuptlingen nebſt ihren Frauen und Töchtern beſtehender Hofſtaat verſammelt. Zahlreiche Diener waren eifrig beſchäftigt, die Wünſche des Königs zu erfüllen. Keine leichte Aufgabe! Aehnlich

wie die Könige der ſüdlicheren Inſeln beſchäftigt ſich Seine Majeſtät fortwährend mit der Pflege ſeines ſchlank gebauten Körpers. Er raucht entweder die von den Eingeborenen angefertigten Cigaretten, kaut junge, mit geſtoßenem Kalk beſtreute Betelnüſſe oder ſchlürft friſche Kokusmilch und gegohrene Getränke. Der König trug nur einen Lendengürtel, die ſogenannte Tapa. Einige auffallend ſchöne Tätowirungen korrekt gezeichneter Thierköpfe, Bäume und ſonſtiger hübſcher Muſter ſchmückten ſeinen ganzen Körper. König Karakok gab nun mir das Zeichen, an ſeiner Seite Platz zu nehmen und begann dann mit Davis eine mir unverſtändliche Unterredung.

Während dieſer Zeit beobachtete ich meine ſehr intereſſante Umgebung. Zu meiner Rechten ſtanden die ſchlanken, muskulöſen Männer, ihre mannigfachen Tätowirungen glichen einer wandelnden Bilder Sammlung: die Haltung der ſehr ſauberen Geſtalten bekundete Energie und Gewandtheit.

In noch höherem Grade feſſelten mich meine Nachbarn zur Linken. Es waren die Weiber des Königs und der Häuptlinge nebſt ihren Töchtern. Ihr zarter Glieder- und Körperbau zeigt tadelloſe, üppige Formen. Sinnliche Gluth, hochgradige Neugierde ſpricht aus den Blicken der ſich hin- und herbewegenden Geſtalten. Außer der gewöhnlichen Bekleidung eines aus grünem und rothem wohlriechenden Baſt angefertigten Rockes zeigen die Kleider der Frauen nur geringe Abweichungen von denen der Mädchen.

Während ſich erſtere mit ſchwarzen, von Baſtfaſern gefertigten Halsbinden ſchmücken, tragen die jungen Mädchen eine Halskette von kleinen ſeltenen Muſcheln. Als ein ſichtbares Zeichen ehelicher Würde ſind die Zähne der Frauen ſchwarz gefärbt, auf dieſen vermeintlichen Schmuck muß jedes Mädchen bis zu ihrer Verheirathung verzichten.

Die Eingeborenen von Yap, ohne Unterſchied des Geſchlechts, ſind leidenſchaftliche Raucher. Faſt erſcheint es, als ob der weibliche Theil und namentlich die jungen Mädchen in noch höherem Maße von dieſer den Europäern entlehnten Angewohnheit beherrſcht werden. Die Cigarette verſchwindet nur ſelten von den Lippen der ſchönen und ſehr graciöſen Raucherin.

Von allen Damen meiner Geſellſchaft ſchenkte mir die jüngſte Tochter des Königs eine außergewöhnliche Aufmerkſamkeit und Beobachtung. So oft ich meine Umgebung betrachtete, begegnete ich den ſprechenden Blicken des ſchönen, kaum fünfzehnjährigen Mädchens. Dieſer unbewußte Gedankenaustauſch bereitete meiner jugendlichen Verehrerin viel Vergnügen, ein reizendes Lächeln umſpielte ihren kleinen Mund.

Davis' geſchäftliche Erklärungen unterbrachen leider das beſtrickende Spiel der Prinzeſſin.

„König Karakok," begann mein Dolmetſch erläuternd, „iſt bereit, Ihnen den Aufenthalt und die Gewinnung von Trepang auf Yap zu geſtatten, vorausgeſetzt, daß Sie aus keiner anderen Abſicht dieſe Inſel beſuchen. Sobald Sie das Vertrauen des Königs täuſchen, ſind Sie dem Tode verfallen. Noch nie iſt einem Weißen der Aufenthalt auf Yap erlaubt worden. Wohl haben es ſchon fremdländiſche Schiffer verſucht, ſich gewaltſam hier einzuniſten, aber ſie haben die Inſel nie lebend verlaſſen."

Von großer Wichtigkeit war mir meine Freundſchaft mit Abba Thule: denn obgleich Yap gegen Palau feindlich geſinnt iſt, muß es doch zur Anfertigung ſeiner als Geldmünze dienenden großen ausgehauenen Steine die letztgenannten Inſeln aufſuchen und die Erlaubniß, jene Steine fortführen zu dürfen, beim Könige einholen. Wenngleich Karakok niemals mit europäiſchen Völkern verkehrte, ſo weiß er doch ziemlich genau, wie nachtheilig Cheyne's

Anſiedlung für Palau geworden iſt, und kennt auch die von den Weißen geſchürten Kriege zwiſchen den Völkern der Inſeln: ſelbſt die von dem engliſchen Kriegsſchiffe auf Korror verurſachte Zerſtörung iſt ihm berichtet worden. Davis fuhr in ſeiner Erklärung fort.

„Nur die von mir verbürgte Thatſache, daß Sie kein Engländer ſind, auch bei den Eingeborenen von Palau als Era Alleman gelten, hat den König beſtimmt, Sie freundlichſt aufzunehmen. Nach einer Stunde ſoll der Kontrakt zwiſchen uns und dem Könige mit ſeinen Häuptlingen in großer Verſammlung geſchloſſen werden; es werden dann die Geſchenke ausgewechſelt und unmittelbar darauf wird ein großes Feſt nebſt Tanz ſtattfinden. Reichen Sie jetzt dem Könige zum Einverſtändniß die Hand, aber verweigern Sie die Annahme der von ihm bereiteten Betelnuß, ſo verlangt es die Landesſitte.“ — Ich that, wie mir empfohlen, und durfte mich nunmehr des Königs Gunſt erfreuen. Nach dieſer erſten offiziellen Sitzung löſte ſich die Verſammlung unter lebhaftem Geſpräch auf, Niemand war jetzt in ſeinen Neigungen beſchränkt.

Dieſe eine Stunde gab mir Gelegenheit, manche eigenthümliche Gewohnheiten dieſer Inſelbewohner kennen zu lernen. Die Frauen löſten ihr tiefſchwarzes bis zum Knie reichendes Haar, das bislang am Hinterkopfe zu einem Knoten geſchürzt war. Für gewöhnlich wird das etwas kürzere Haupthaar der Männer in derſelben Weiſe geknotet und mit einem oft ſehr zierreichen Kamm feſtgehalten. Nur im Kriege, auf dem Fiſchfang oder bei erregendem Kampfe mit dem Meere wird der Knoten gelöſt.

Ein großer Theil der Männer entfernt ſogar recht ungenirt ſeinen ſchmalen Hüftgürtel, um ſich deſto bequemer den Lieblingsneigungen hinzugeben. Während Davis meine Geſchenke vom Schiffe holte, blieb ich in der rauchenden, trinkenden und eſſenden

Geſellſchaft zurück. Wieder waren es die zutraulichen Weiber, denen meine Wenigkeit zu ihrer, wie es ſchien, recht beluſtigenden Unterhaltung diente. Daß ich die Fragen der übermüthigen Schönen nicht beantworten konnte, erweckte eine ungeheure Heiterkeit. Jedenfalls war mir klar, daß ſich einige der wortführenden Damen recht verfängliche Bemerkungen erlaubten, die zwar meinen Gleichmuth nicht ſtörten, aber doch ſchließlich, ſobald ſie von unbeſchreiblichen Liebesbezeugungen begleitet wurden, eine ſehr unerquickliche Situation herbeiführten.

In meiner Bedrängniß kam mir die Tochter des Königs, deren Theilnahme mir ſchon während der Vorſtellung aufgefallen, zu Hülfe. Sie machte mir ihr Verlangen nach Tabak leicht verſtändlich. Bereitwillig reichte ich dem ſchönen Kinde das begehrliche Lieblingskraut. Bei dieſem Anblick gerieth der ganze Damenflor in eine freudige Erregung: in wenigen Minuten war der Tabak unter den Frauen vertheilt.

Die augenſcheinliche Liſt meiner liebenswürdigen Retterin war gelungen, ich war von jeder Beläſtigung befreit. Während ſämtliche Frauen den empfangenen Tabak zu Cigarretten verwandten, ſtand die Prinzeſſin regungslos vor mir. Aus ihren dunklen Augen ſprach eine rührende Theilnahme, herzinnige Freude verklärte das ſchöne Geſicht des ſeltenen Naturkindes.

Mit aufrichtiger Bewunderung betrachtete ich die räthſelhafte Geſtalt. Wie war das empfindungsvolle, zartſinnige Geſchöpf unter die wilden Menſchen gerathen, wie war es möglich, daß es ſich ein ſo auffallendes Zartgefühl und weibliches Empfinden unter ſeinen rohen Genoſſinnen hatte bewahren können? Ich ſtand vor einem lebenden Räthſel. Nichts war natürlicher, als dem geheimnißvollen Mädchen meinen Dank zu beweiſen. Zufällig führte ich ein aus blauen Glasperlen gefertigtes Hals-

band bei mir, das ich urſprünglich für die Lieblingsfrau des Königs beſtimmt, nun in die Hand der ſchönen Prinzeſſin legte.

Die grenzenloſe Freude des überraſchten Mädchens läßt ſich nicht beſchreiben, ſelbſt wenn mir hierfür der Raum zur Verfügung ſtände, wäre die Sprache zu arm, um dieſes Entzücken genügend zu bezeichnen. Ein gellender Jubelſchrei entfuhr den Lippen der wie im Fieberſchauer ſich geberdenden Prinzeſſin. Sekundenlang lag ſie zuſammengekauert zu meinen Füßen, dann ſchnellte ſie empor, drehte ſich, die zartgegliederten Arme emporſtreckend, in wiegender Bewegung ſtets meinen Körper berührend, im Kreiſe herum. Die ganze Umgebung gerieth bei dieſem geheimnißvollen Gebahren in Wallung, die Weiber ſprangen wie beſeſſen umher und die Männer brüllten ſo entſetzlich, daß ich einen Augenblick ſehr beſorgt wurde.

Glücklicherweiſe kehrte endlich Davis mit den Geſchenken zurück; der betäubende Lärm verſtummte und ich erhielt, ſobald ich den Vorfall geſchildert, die ſehnſüchtig erwartete Erklärung, daß die Verſammlung mir ihre namenloſe Ueberraſchung über meine Freigebigkeit ausdrückte.

„Für jede einzelne Perle“, berichtete der Dolmetſcher mürriſch, „hätten Sie ſoviel Yams, Kokos und Fiſche geliefert erhalten, daß wir tagelang davon hätten leben können.“

Meine augenſcheinliche Verſchwendung machte mir weniger Verdruß als dem treuen Davis; die Freude des jungen Mädchens war nicht zu theuer erkauft, allein das werthloſe Geſchenk hatte ein Nachſpiel im Gefolge, das mir, mit den Sitten des Volkes noch wenig vertraut, große Beſorgniß einflößte.

Davis hatte, wie ſchon früher bemerkt, jede europäiſche Kultur abgeſtreift, es durfte mich alſo auch nicht überraſchen, daß er mir jetzt mit der größten Gleichgültigkeit berichtete, durch

die Annahme der Glasperlen wäre die Prinzeſſin mein ausſchließliches Eigenthum geworden.

„Unterlaſſen Sie in dieſem Augenblicke jeden unliebſamen Scherz, Davis,“ rief ich, nur mühſam meine Ueberraſchung bekämpfend, „ſollte ich aus Unkenntniß mit den Sitten der Eingeborenen wirklich ein Verſehen begangen haben, dann berichten Sie ſofort dem Könige meinen Irrthum.“

„Damit Ihnen in der nächſten Stunde der Kopf vom Rumpfe getrennt wird. Ja gewiß, Herr, dem Tode würden Sie nicht entrinnen, ſo wahr ich an einen Gott glaube, König Karakok würde es als die kränkendſte Beleidigung betrachten, wenn Sie ſeine Tochter zurückweiſen, vorausgeſetzt, daß dieſe ihrem Vater jene werthvoll ſcheinende Halskette einhändigt und damit ausſpricht, Ihnen anzugehören.“

Es war alſo noch Hoffnung vorhanden, dieſer heiklen Landesbeſtimmung zu entgehen; daß ſich die Prinzeſſin von dem Geſchenke trennen würde, war bei ihrer Freude kaum anzunehmen. Außerdem prangten die Zähne der Königstochter noch in blendender Weiße, ein ſicheres Zeichen, daß ſie im jugendlichſten, unreifen Alter ſtand und mindeſtens einige Monate vergehen mußten, bevor ihre Zähne ſchwarz gefärbt, die letzte Verpflichtung des erwachenden Weibes erfüllt war. Bis dahin hoffte ich Mittel und Wege zu finden, meinen Irrthum ſelbſt aufzuklären. Während Davis meine für den König beſtimmten Geſchenke vorſchriftsmäßig ordnete, wurden auch die aus Hühnern, Kokosnüſſen, Yams und allerlei ſchönen Früchten beſtehenden Gegengeſchenke herbeigeſchafft.

Eine beſondere Freude war beim Könige nicht bemerkbar; wohl zeigte er ſich mit den eiſernen Meißeln, die den Eingeborenen als das einzigſte Handwerkszeug dienen, mit denen ſie alles Erforderliche anfertigen, recht zufrieden; auch die Fiſchangel und grellfarbene Tücher fanden ſeinen Beifall, allein der Haupt-

erfolg war ſchon durch die bunte Glaskette zum größten Bedauern Davis vorweggenommen.

Um auch jetzt bei der geſchäftlichen Verhandlung einen durchſchlagenden Erfolg zu erzielen, fehlte uns eine ſogenannte Glanznummer. Cheyne hatte mich nur mit den nothwendigſten und dabei recht mangelhaften Tauſchartikeln verſehen, die wohl kaum die Summe von dreihundert Mark repräſentirten, wofür ich aber im Laufe von ſechs Monaten eine Schiffsladung Schildpatt und Trepang erhielt, die nahezu 18,000 Mark ergab.

Wollte ich alſo den König noch einmal in freudige Aufregung verſetzen, ſo konnte das nur mit privaten Mitteln geſchehen. In meiner Taſche befand ſich noch eine hölzerne Streichholzdoſe und ein ſchönes Taſchenmeſſer. Dieſes Mal kam mir Davis mit ſeiner Erfahrung rechtzeitig zu Hülfe.

„Nur nicht das Taſchenmeſſer, Herr, das wollen wir für ſpäter bewahren, wenn wir etwas Beſonderes erreichen wollen," berichtete der Geſchäftsträger verſtändnißvoll, „außerdem würde Ihnen der König ſein jüngſtes Weib ſchenken."

Dieſe Angabe genügte, um mein Meſſer ſofort ſo gut wie möglich zu verbergen, die Freigebigkeit erfüllte mich mit Schrecken. Schildpatt, Perlmutter und Trepang war ich jederzeit bereit entgegenzunehmen, allein einen weiblichen Hofſtaat zu errichten, dafür lag kein Bedürfniß vor.

Davis verkündete alſo dem Könige, daß er jetzt aus meinen Händen ein Geſchenk von unermeßlichem Werthe zum Beweiſe unſerer beſonderen Freundſchaft empfangen würde. Bei dieſer Erklärung wurde es mäuschenſtill im Raume, jedes Auge ruhte geſpannt auf meinen mir von Davis vorgeſchriebenen Bewegungen. Ich hatte demnach die kleine Schachtel geöffnet, hielt ein Streichhölzchen in der Hand und da ſich kein paſſender

Gegenſtand in der Nähe befand, ſo entzündete ich das Hölzchen mit einer raſchen Handbewegung nach Seemannsart an meinem Beinkleide.

Sobald die Flamme ſichtbar wurde, begann abermals ein minutenlanger, ſinnbetäubender Ueberraſchungsſturm, der den erſten durch die Glasperlen hervorgerufenen an Stärke übertraf. Sobald der König das Geſchenk beſaß, wollte er auch ſelbſt die Entzündung eines Hölzchens bewerkſtelligen. Zunächſt gab mir derſelbe Gelegenheit, ſeine vortreffliche Nachahmung bewundern zu können.

Leider war dem erſten königlichen Verſuche kein günſtiger Erfolg beſchieden. Zwar fuhr die das Streichholz haltende Hand des Königs mit einer bewunderungswürdigen Kraft und Raſchheit über den majeſtätiſchen Oberſchenkel, allein da dieſer jeder Hülle entbehrte, ſo verſagte das Hölzchen naturgemäß den erwünſchten Dienſt und hinterließ nicht nur auf der Streichfläche ſondern auch auf dem ſchmerzbewegten Antlitz des Königs die ſichtbaren Spuren einer wenig erfreulichen Ueberraſchung.

Davis ergriff nunmehr das widerſpenſtige Hölzchen und entzündete es an dem Baſtröckchen einer der nächſtſtehenden Häuptlingsfrauen. Bevor der König dieſe bequeme Art wiederholte, glitt ſeine Rechte wiederholt beſänftigend über die ſchmerzhafte Partie; dieſes Mal wurde ſeine Geſchicklichkeit belohnt, das Hölzchen ſtand zur Freude Sr. Majeſtät in hellen Flammen.

Wiederholt vollbrachte der König dieſes Wunder, allein einen praktiſchen Erfolg hat ihm dieſe europäiſche Erfindung nicht gewährt. Im Gegentheil führte ſie ſpäter recht oft Verzögerungen herbei, weil nach Anſicht des Königs das Streichholz nur unter Mitwirkung des zuerſt benutzten Baſtröckchens entflammte. Die Trägerin kam dadurch zwar zu großem An-

ſehen, mußte aber zu jeder Zeit gewärtig ſein, vor Sr. Majeſtät als Streichfläche zu erſcheinen, wodurch ihre und ihres Gemahls häusliche Ruhe ſehr oft geſtört wurde. Die Benutzung des Streichholzes blieb ausſchließliches Recht des Königs, das Volk mußte bei ſeiner altgewohnten Feuerbereitung bleiben. Ein hollunderartiges, mit einem Einſchnitt verſehenes Stück Holz wird auf den Boden gelegt, mit den Füßen feſtgehalten, alsdann wird ein anderes hartes Stöckchen mit dem einen Ende ſenkrecht auf die Höhlung geſtellt und zwiſchen beiden Handflächen ſo lange raſch hin- und hergedreht, bis ſich ein feiner brauner Holzſtaub bildet. Dieſer Holzſtaub erhitzt ſich durch die fortgeſetzte Reibung ſo ſehr, daß ſich darin ein Funken zeigt, der ſich raſch über das pulveriſirte Holz verbreitet. Dieſen Moment benutzt der Eingeborene, nimmt aus ſeinem Korbe ein Stück weiche, trockene Kokosnußfaſer, legt dieſe in Theelöffelform zuſammen, ſchiebt vorſichtig das glimmende Holzpulver darauf und entzündet nunmehr durch Blaſen ſeine Lunte.

Der Bewohner von Yap hält es unter ſeiner Würde, das Feuer ſeines Nachbarn zu benutzen; trotzdem er leidenſchaftlicher Raucher iſt, verzichtet er ſo lange auf den Genuß, bis er ſich die glimmende Kokoslunte ſelbſt verſchafft hat. Nunmehr ließ auch der König ſeine Paradenummer vorführen. Zwei fette Schweine, die ſich recht ungenirt in der Verſammlung benahmen, faſt jeden Feſttheilnehmer mit einer rührenden Vertraulichkeit begrüßten, ſollten die beſondere Freude des königlichen Gebers beweiſen. Nun war auch Mr. Davis zufrieden; mit Hülfe einiger Diener geleitete er unſere grunzenden Errungenſchaften an Bord.

Aus den Blicken des verwilderten Europäers ſprach eine ſo ausdrucksvolle, glückſelige Empfindung, wie ich ſie noch nie bei ihm bemerkt hatte. Ein recht proſaiſcher Gedanke ſtieg in mir

auf. Hatten die grunzenden Vierfüßler die Erinnerung an die Heimath meines Dolmetſchers geweckt? Gedachte er beim Anblicke ſeiner umfangreichen Schutzbefohlenen des theuren Vaterhauſes, der längſt entſchwundenen Zeit, in welcher friſche Wurſt auf den elterlichen Schüſſeln prangte, der berauſchende Duft der Wurſtbrühe ihm durch die Naſe zog?

So weit ich Davis kennen gelernt, durfte ich dieſe Frage ruhig bejahen und behaupten, daß ihn Nichts lebhafter an die ferne Heimath erinnerte, als das bevorſtehende Schweineſchlachten. Inzwiſchen waren die Vorbereitungen zum Tanz beendet; zahlreiche Zuſchauer, nach Rang und Alter gruppirt, lagerten bereits auf dem von Palmen beſchatteten kreisförmigen Platze, tranken, rauchten und plauderten nach Herzensluſt. Mir wurde der Platz an der Seite des Königs angewieſen; acht Reihen vor mir war die junge Welt verſammelt, welche dem bevorſtehenden Schauſpiel das lebhafteſte Intereſſe entgegentrug, und deren Geſellſchaft mir ſicher eine größere Unterhaltung gewährt hätte, als der nur hin und wieder elektriſirte Kreis älterer Leute.

Die nach der Größe geordnete Schaar zog im Gänſemarſch heran, kleine Knaben und Mädchen, die vielleicht erſt ſeit kurzer Zeit das Gehen erlernt, eröffneten den Zug, ihnen folgten die eigenthümlich geſchmückten Tänzer und Tänzerinnen, aus deren aufgelöſtem Haupthaar friſche Blumenkränze und wohlriechende Pflanzenzweige bis zu den Schultern herabhingen.

Die Bruſt der Männer iſt zinnoberroth bemalt, ſorgſam gewählte Baſtſtreifen bedecken Beine und Fußgelenke, während an den Armen der gewöhnliche Schmuck, Schildpattringe und geſchliffene Muſcheln, getragen wird. Beſonders bemerkenswerth iſt die dunkle Tättowierung, die ſich von dem Hellgelb der Hautfarbe ſcharf abhebt und dem ganzen Bilde ein lebhaftes Kolorit giebt.

Die Frauen und Mädchen tragen über den Hüften kurze

Baſtſtreifen, ſtatt jeder weiteren Bedeckung erglänzt ihr Körper in feuerrothem Farbenſchmuck. Während des Sonnenlichts gelangt dieſe beſcheidene Toilette nicht zur vollen Wirkung, erſt wenn der magiſche Schimmer des Mondes durch die lichten Zweige dringt und die grellen Farben weſentlich mildert, erſcheinen die biegſamen, ſchöngeformten Geſtalten in ihrem ganzen, zauberiſchen Reiz. Ein unheimliches, wüſtes Geſchrei bezeichnet den Anfang des Tanzes.

Auf ein gegebenes Zeichen drängen gleichzeitig von zwei Seiten waffenſchwingende, wuthentbrannt ſcheinende Weiber bis auf wenige Schritte gegen einander vor, bleiben ſekundenlang wie angewurzelt ſtehen und formiren ſich dann zu einer den Schluß des Kampfes darſtellenden Gruppe. Als die beiden Parteien gegeneinander zu prallen drohten, hätte wohl kein Uneingeweihter an eine Schauſtellung geglaubt, ſo geſchickt wurde der Angriff im Kriege dargeſtellt.

Mit durchdringender Stimme wird jetzt von den Aelteſten ein nicht unmelodiſcher Geſang angeſtimmt. Die Tänzer bewegen ſich nicht von der Stelle, aber während ſie alle im genau abgemeſſenen Tempo die Hüften in eine wiegende Schwingung bringen, verurſachen ſie durch das Aneinanderſchlagen ihrer Blätterkleider ein ſtarkes Rauſchen, welches den Rhythmus des Geſanges angiebt. Eine Vorſängerin eröffnet den Vortrag in eigenen Dichtungen, erſt zum Schluß fällt der Chor, die letzten Worte wiederholend, kräftig ein.

Beim Schluſſe dieſes eigenthümlichen Spiels ſenken ſich die bislang hoch erhobenen, zitternden Hände der Tänzer, ein furchtbares Geſchrei erſchallt, bis die Rechte mit einem kräftigem Schlag auf den Bruſtkaſten niederſinkt. Nun beginnt erſt der eigentliche Tanz, die eigenartigen Bewegungen der Knie und Unterſchenkel gleichen nur noch einer langſamen Wellenbewegung.

Betrachtet man den ernſten Geſichtsausdruck, die geſenkten Blicke der Tänzer, ſo wird man dieſe Schauſtellung kaum noch als Tanz bezeichnen dürfen.

In Wahrheit iſt es eine religiöſe Handlung, welche die meiſten Eingeborenen in der Südſee verrichten, um die von ihnen angebeteten Geiſter zu bitten, ihnen nicht nur alle erforderlichen Nahrungsmittel, ſondern auch einen zahlreichen Nachwuchs zu beſcheren. Nach dieſer Richtung ſtützt ſich der Glaube der Yap-Bewohner auf den Willen der Geiſter. Darum bringt auch jedes weibliche Geſchöpf, welches jener Freude theilhaftig zu werden wünſcht, dem großen „Zauberer“ allerlei Geſchenke an Naturalien und Perlmutterſchalen dar.

Wenige Minuten nach Sonnenuntergang iſt die eigenthümliche Schauſtellung beendet, die Gruppen löſen ſich auf und jeder Theilnehmer huldigt ſeiner durch Nichts beſchränkten Neigung. — — — Sobald ich in Geſellſchaft des Königs das reichhaltige Mahl eingenommen, verabſchiedete ich mich nach der Anweiſung meines alten Davis von meinen neuen Freunden, froh die erregende Einführung ohne weitere Störung beendet zu ſehen.

Obwohl körperlich erſchöpft, ſaß ich noch ſtundenlang auf Deck, um von Davis über Alles, was meine Augen geſehen, Aufklärung zu erhalten. Eine Fülle ſinnberückender Eindrücke des Tages hatte meinen Schlaf verſcheucht. Traumverſunken ruhte mein Blick auf dem wunderbaren, von Mondenglanz erhelltem Nachtbilde. In leiſem, geheimnißvollem Säuſeln neigen die Kokospalmen ihre Wipfel, über die ſilberſchillernde Meeresfläche gleitet es wie ein wonnigliches Erzittern. Ein weihevoller, majeſtätiſcher Zauber ruht auf Land und Meer, der Himmel iſt ſo klar und ſternenhell, wie man ihn nur in den Tropen erblickt. Nur die im Waſſer plätſchernden, in kurzen

Zwiſchenräumen emporſpringenden Fiſche unterbrechen die geheimnißvolle Ruhe.

So ſehr auch mein ermüdeter Begleiter zur Nachtruhe mahnte, und bereits ſeinen Schlafraum aufſuchte, ſo vermochte ich mich doch nicht von dem entzückenden Anblicke zu trennen, eine unerklärliche Sehnſucht hatte ſich meiner bemächtigt. Inmitten dieſer beſtrickenden Stimmung vernahm ich ein eigenartiges, vom fernen Ufer herübertönendes Geräuſch. Unwillkürlich richtete ich den Blick nach der ſtärker bewegten Oberfläche, vermochte aber die Urſache jener Wellenbewegung nicht zu erkennen.

War es ein nach Beute haſchender Meeresbewohner, der mich aus meinen Träumen geweckt? Konnte es etwas Anderes ſein? Schon wollte ich mich mit dieſer naheliegenden Annahme begnügen, da wiederholte ſich plötzlich in geringerer Entfernung von meinem Schiffe dasſelbe Plätſchern. In gerader Linie tauchte das unerkennbare Etwas aus dem Waſſer empor und verſank dann mit Blitzesſchnelle in die Tiefe. Zweimal hatte ſich dieſes räthſelhafte Schauſpiel in regelmäßigen Pauſen wiederholt, nach jedesmaligem Emportauchen verminderte ſich die Entfernung zwiſchen mir und dem geheimnißvollen Weſen wohl um dreißig Schritte.

Mit begreiflicher Spannung heftete ſich mein Blick ſekundenlang auf den Punkt, wo ein ferneres plätſchendes Geräuſch, nach den zweimaligen Wiederholungen zu urtheilen, ſtattfinden würde. Eine Minute mochte wohl in dieſem erregenden Erwarten verſtrichen ſein: die wenigen Augenblicke erſchienen mir wie Stunden, ſpiegelglatt erglänzte die weite Waſſerfläche, kein Lüftchen rührte ſich und nirgends wurde die feierliche Ruhe geſtört. Trieb meine erregte Phantaſie ihr neckiſches Spiel, oder hatte mein er-

müdetes Auge wirklich einige Male emporſpritzende Waſſerſtrahlen bemerkt?

Gewiß war jener Vorgang in dem fiſchreichen Gewäſſer ein ſich ſtets wiederholender, der auch nur beim Betrachten der ſtimmungsvollen Scenerie meine unverdiente Aufmerkſamkeit gefunden. Ein kurzer menſchlicher Aufſchrei beendete jede Erwägung. Noch einmal erſchallte der Klageruf durch die Nacht. Da . . . da . . . zwanzig Fuß vom Schiffe entfernt, tauchte abermals jene räthſelhafte Geſtalt empor, ein Zweifel war bei dieſer geringen Entfernung nicht mehr möglich, in den klaren vom Mondenlicht übergoſſenen Fluthen ſchwamm ein menſchliches Weſen.

Regungslos ſtand ich auf meinem Platze und blickte klopfenden Herzens auf die jetzt nur noch wenige Schritte vom Schiffe entfernte Geſtalt. Was ſollte ich in dieſem kritiſchen Augenblicke beginnen? Ohne mir ſelbſt Rechenſchaft von meinem Thun geben zu können, warf ich das zunächſt liegende Tau über Bord. Nach wenigen Sekunden zuckte es in meinen das Tauende umklammernden Händen; gleichzeitig ertönte abermals jener unerklärliche Ruf, als wolle man mir das Zeichen geben, daß das hülfreiche Tau erfaßt ſei. Zitternd zog ich das Tau ohne jede Anſtrengung langſam empor. Nach dem Umfange des emporgezogenen Seiles zu ſchließen, mußte jeden Moment die menſchliche Geſtalt in der Höhe der Brüſtung erſcheinen. Bei meinem einige Fuß niedriger gelegenen Standorte war es mir nicht möglich, die nahende Geſtalt früher zu erblicken bis ſie jenen Höhepunkt erreichte. Die letzten Augenblicke ſteigerten meine fieberhafte Spannung!

Noch einmal zog ich kräftig an, eine menſchliche Stimme erſcholl dicht unter der Brüſtung, jetzt wurden die Hände — der Kopf ſichtbar — ſogleich darauf ſchwingt ſich eine zarte

Geſtalt über die Brüſtung, — — — in meinen zitternden Armen ruht wonnetrunken Kierko, die liebliche Königstochter. Ein glückſeliges Lächeln ſtrahlt aus den ſeelenvollen Augen des ſchönen Mädchens; leiſes Beben durchzuckt ihren von glitzernden Waſſertropfen überſäeten Körper. Mechaniſch hielt ich die regungsloſe Geſtalt umſchlungen. Eine fieberhafte Erregung hatte ſich meiner bemächtigt, wie ließ ſich das räthſelhafte Erſcheinen des ſchönen Mädchens erklären? Welcher Beweggrund hatte es zu ſeiner gefahrvollen Wanderung beſtimmt? In der Hoffnung, der in der Kajüte ſchlafende Davis würde erwachen und mir Alles erklären, rief ich den Namen des zauberiſchen Mädchens. In dieſem Moment fühlte ich den ſtärkeren Druck ihrer Hände, deutlicher vernahm ich die Schläge ihres Herzens. Kierkos fieberhaft erglühtes Antlitz ruhte an meiner Bruſt. —

Ein friſcher, faſt eiſiger Wind ſtrich über das Schiff und weckte mich gewaltſam aus meinem traumähnlichen Sinnen. Trotz der empfindſamen Kälte war das dem Waſſer entſtiegene Mädchen bald entſchlummert; die außergewöhnliche Aufregung beim Emporziehen wie nicht minder das andauernde Schwimmen und Tauchen mußten die Kräfte dieſes mir räthſelhaften Naturkindes erſchöpft haben.

Behutſam trug ich die Schlafende in die Kajüte, bedeckte ſie mit ſchützenden Tüchern und eilte dann zur Schlafſtätte des alten Davis. Es währte eine geraume, mir eine Ewigkeit ſcheinende Zeit, bevor ich die erhoffte Aufklärung des gleichgültig dareinſchauenden Mannes erhielt.

„Darum brauchten Sie meinen Schlaf nicht zu ſtören," brummte der Alte verdrießlich, „habe Ihnen ja geſagt, daß ſich das Mädchen als Ihr Eigenthum betrachtet."

„Aber weshalb mußte es den gefahrvollen Weg wählen?"

„Gefahrvoll, Herr? Jedes ſechsjährige Kind bringt das fertig, iſt das Ufer doch kaum vierzig Minuten entfernt?"

„Und wenn ich nicht zufällig die Schwimmerin bemerkt, oder kein Tau zur Stelle gehabt?"

„Dann wäre Kierko ſo oft gekommen, bis Sie ihren Ruf vernommen hätten. Nun laßt mich aber ſchlafen, Herr."

„Nicht früher, bis Du mir verſprichſt, das Mädchen bei Tagesanbruch in's Dorf zu geleiten."

„Werde mich hüten, Herr, wenn Kierko nicht freiwillig zurückkehrt, bleibt ſie bei uns an Bord. Sie iſt ein kluges Kind, Herr, wird Alles raſch erlernen und kann uns Speiſe und Trank bereiten, während wir unſer Geſchäft betreiben; Gute Nacht, Herr."

Mein längeres Bemühen, den richtigen Ausweg zu finden, war vergeblich. Schon dämmerte das neue Tageslicht am fernen Horizont und noch immer fand ich die erſehnte Ruhe nicht.

Die rauhe Stimme meines Dolmetſchers weckte mich aus meinem Schlummer. Um mir den Beweis ſeiner Behauptungen zu liefern, hatte er bereits dem jungen Mädchen Unterweiſung in der Bereitung des Morgengetränkes gegeben. Lächelnd überreichte mir Kierko das Gefäß. So hatte ich alſo nicht geträumt, konnte das liebliche Traumbild mit meinen Blicken erfaſſen; mein Widerſtand war zu Ende. Aber ſo viel in meiner Macht ſtand, wollte ich die allzu klar erkennbare Abſicht des unbewußten Naturkindes vereiteln. Zunächſt wurde aus meinem Tüchervorrath eine ausreichende Umhüllung geſchaffen. Kierko war zwar hocherfreut, fühlte ſich aber in ihrer neuen Toilette augenſcheinlich ſehr beengt.

Nach wenigen Minuten unternahm meine bekleidete Prinzeſſin den begreiflichen Verſuch, ſich der ſchützenden Hülle zu entledigen. Davis eröffnete ihr indeſſen meinen beſtimmten

Befehl, daß ſie ſofort mein Schiff verlaſſen müſſe, wenn die Tücher entfernt würden.

„O lokoi, lokoi," (Welche Ueberraſchung) begann das zarte Geſchöpfchen traurig, „was hat denn Kierko verſchuldet, daß man ſie gewaltſam einzwängt?"

„Clow Rupack, mein weißer Herr wünſcht es," entgegnete mein Dolmetſcher verdrießlich, „gieb ihm Deine letzte Erklärung."

„Ich will die Tücher tragen," erwiderte die bezähmte Widerſpänſtige leiſe, den thränenfeuchten Blick auf mich gerichtet, als ob ſie noch eine Zurücknahme meines Befehls erwarte. Wurde auch die ſchöne Haltung, die elaſtiſchen Bewegungen des graziöſen Mädchens weſentlich beeinträchtigt, ſo blieb es doch bei meiner Beſtimmung. Kierko hat ihr Verſprechen getreulich erfüllt.

Nun konnte ich endlich meine geſchäftliche Thätigkeit beginnen. Am Strande wurden Schuppen mit drei übereinander abgetheilten Schichten aus Bambus, ſowie mehrere große eiſerne Keſſel aufgeſtellt; damit war die Einrichtung zum Bereiten des Biche la mar beendet.

Sobald die vom König beorderten Männer, Weiber und Kinder mit ihren zahlreichen Kanoes erſchienen, begann das Einfangen der wurmartigen Holothurien. Dieſes eigenthümliche, dunkelfarbige Thier niſtet vorzugsweiſe in der Nähe der Korallenriffe und liegt bewegungslos auf nicht allzu tiefem Meeresgrunde. Behutſam ſtreicht das Kanoe über die klare Waſſerfläche. Sobald das ſcharfe Auge des Eingeborenen die bewegungsloſe Beute erblickt, ſchnellt er wie ein Fiſch in die Tiefe hinab, ergreift mit beiden Händen das einem Rieſenſchwamm gleichende Thier und kehrt, raſch nach oben ſchwimmend und ſeinen Fang in's Kanoe werfend, ohne die geringſte Erſchöpfung

zurück. Dieſe Arbeit wird ſo lange fortgeſetzt, bis die Taucher ein anſehnliches Quantum geſammelt haben.

Das Tauchen der Yap-Bewohner, ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters, iſt wahrhaft bewunderungswürdig. Es erſcheint ihnen eine Luſt, den Meeresgrund zu erreichen und die verſchiedenſten Thiere als Nahrungsmittel zu erhaſchen. Sobald die Taucher mit ihrer Ladung zurückkehren, wird dem Führer der Kanoes der vereinbarte Preis, meiſt eiſerne Behälter, Feuerſteine und dergleichen am Landungsplatze ausgeſucht. Die eingelieferten Holothurien werden zunächſt gereinigt, insbeſondere vom Sand befreit, dann mittelſt ſcharfer Meſſer am Bauche aufgeſchlitzt, um die werthloſen Eingeweide zu entfernen.

In dieſer Beſchaffenheit werden ſie in großen, mit Seewaſſer angefüllten eiſernen Keſſeln bis an den Rand derſelben geſchichtet, mit Blättern des Kukau bedeckt und dann das Feuer unter den großen Behältern angezündet. Unter der Einwirkung des kochenden Waſſerdampfes ſchrumpfen die Thiere immermehr zuſammen und erreichen nach 3—4 Stunden den erſten Härtegrad. Dieſes Kochen und Dämpfen wird einige Male, nur mit dem Unterſchiede, daß ſtatt Seewaſſer nun Süßwaſſer benutzt wird, wiederholt. Die häßlich ausſehenden Körper der Thiere haben bei dieſem Aufkochen ihre urſprüngliche Farbenpracht eingebüßt und zeigen nur noch ein Dunkelbraun, Schwarz oder Grau. — Sind die weſentlich eingeſchrumpften Holothurien genügend gedämpft, ſo beginnt die letzte am längſten währende Arbeit des Trocknens und Dörrens. Unter den drei horizontal übereinander verfertigten Bambus-Schichten wird ein gleichmäßiges Feuer unterhalten; wo dieſe Einrichtung fehlt, dient auch die Sonnenwärme zum Dörren. Iſt ein gewiſſer Härtegrad der Holothurien auf der unterſten Schicht erreicht, dann wandern ſie nach einander auf die

höhere und höchſt gelegene Schicht. Von hieraus werden die geröſteten Thiere nach ihren Farben ſortirt, in Säcke gepackt und in's Schiff befördert.

Sowohl das gleichmäßige Härten des Trepangs, welches durch die drei Bambusſchichten erreicht wird, wie die genaue Farbenbeſtimmung bilden die weſentlichſten Bedingungen für die Bereitung dieſer in China ſehr beliebten Delikateſſe. Dort oder auch in Städten, wie beiſpielsweiſe in Manilla, wo zahlreiche Chineſen anſäſſig ſind, beſitzt der Trepang, auch Biche la mar genannt, dieſelbe Bedeutung wie in Europa die Auſtern, indiſche Vogelneſter oder ſonſtige außergewöhnliche Leckerbiſſen.

Natürlich können ſich nur reiche Chineſen dieſen Luxus geſtatten. Uebrigens iſt es nicht ausſchließlich der Wohlgeſchmack, welcher den körperlich erſchlafften Sohn des himmliſchen Reiches beſtimmt, für dieſe eigenartige Koſtbarkeit hohe Preiſe zu zahlen. Nach chineſiſchem Dafürhalten ſoll auch der leicht zu verdauenden Gallerte ein Reizmittel inne wohnen, welches die zerrüttete Lebenskraft wieder neu belebt.

Trotzdem die Eingeborenen faſt jedes im Waſſer befindliche Thier, mit Ausnahme der für heilig geltenden, mit gleich großer Eßluſt verzehren, laſſen ſie die Holothurien ſowohl im rohen wie im zubereiteten Zuſtande unberührt. Die Gewäſſer der Yap-Inſel erwieſen ſich für meinen Trepangfang als ſehr ergiebig, ich hatte demnach genügende Zeit, mit den Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen ſehr raſch vertraut zu werden.

8. Kapitel.

O, Thor, der Du in fremden Ländern geglaubt, dein Schicksal zu verändern,
Es bleibt dasselbe überall.
Bodenstedt.

Wilde Socialisten. — Mutterglück. — Eine entsetzliche Kriegsbeute. — Die Todtenfeier auf Yap. — Geheimnißvolles Frauenasyl. — Abschied von Yap. — Unter den Palau-Insulanern. — Die Gunst des Königs. — Eine neue Wirtschafterin. — Beim Fischfang. — Im Dienste der Civilisation. — Ein Damenbad. — Im Klöbbergöll der Frauen. — Eine verzeihliche Zerstreutheit. — Meine Tättowierung. — In den feenhaften Felshöhlen. —

Dank der aufopfernden Hingabe der klugen Königstochter wie nicht minder des erfahrungsreichen Dolmetschers erlernte ich die schwierige Sprache dieses Volkes zum Erstaunen des Königs sehr rasch und konnte wenigstens bald eine selbständige Unterhaltung führen. Aber auch Kierko war eine sehr dankbare Schülerin und machte auf dem Gebiete europäischer Kultur und Sitte so wesentliche Fortschritte, daß sie sogar auf das Zeichen der Heirathsfähigkeit verzichtete und ihre alabasterweißen Zähne mit dem dunklen Farbstoff nicht verunzierte.

Am vorzüglichsten belustigte sich die wißbegierige Prinzessin über die Mittheilung, daß jede europäische Dame sorgfältig bekleidet sei, und es als eine arge Verletzung des Anstandes und der guten Sitte betrachte, irgend einen Körpertheil fremden Blicken Preis zu geben.

Wohlweislich unterließ ich es, die Prinzessin mit der tiefausgeschnittenen Balltoilette europäischer Damen bekannt zu machen, sie hätte ja nur höchstens die Schwärmerei Kierkos auf's Neue belebt oder auch die Gleichstellung mit ihren civilisirten Schwestern zur Folge gehabt.

Während Davis den geschäftlichen Theil versah, Kierko als Mädchen für Alles die häuslichen Obliegenheiten mit einer anerkennenswerthen Geschicklichkeit und Freudigkeit verrichtete, wandelte ich oft stundenlang in die reizende, ziemlich hügelige, von dichtem Wald begrenzte Landschaft. Hier rankt sich an hohen Stangen eine Schlingpflanze hinauf, deren Knollen, „Yams" genannt, oft sechzig Pfund schwer werden und die einen ähnlichen Geschmack wie unsere Kartoffeln besitzen.

In den tiefergelegenen, halb unter Wasser stehenden Feldern erblickt man die dunkelgrünen Riesenblätter des Tarro, dessen Stiele eine Höhe bis zu sieben Fuß erreichen. Vom Könige und allen Häuptlingen hatte ich die weitgehendste Freiheit nicht nur für meine täglich unternommenen Streifzüge, sondern auch für den Verkehr mit den Eingeborenen erhalten. Ich durfte jede Stätte betreten, war in keiner Neigung beschränkt. So war mir Verschiedenes stillschweigend erlaubt worden, das man nach der herrschenden Sitte bei allen Eingeborenen mit Ausnahme des Königs mit dem Tode bestraft haben würde.

So durfte ich zu jeder Tageszeit die hüttenartigen, von Bananen, Betel- und Kokospalmen umgebenen Häuser betreten. Viel Zerstreuung fand ich dort nicht, die vornehmen Bewohner führen mit ihren jugendlichen Gesellschafterinnen ein serailartiges Schlaraffenleben, Rauchen, Essen, Trinken, Schlafen, und treiben die eigenthümlichste Unterhaltung.

Meine Anwesenheit störte Niemanden; in ihrer angeborenen Ungenirtheit zeigten die jungen Mädchen — Phrynen — sogar

eine erhöhte Ausgelaſſenheit zu Ehren des europäiſchen Gaſtes und verſchwendeten ihre nicht zu unterſchätzenden Verführungskünſte, ihn zur Theilnahme zu bewegen.

Aehnlich wie auf Palau ſind auch auf Yap große Gemeindehäuſer für die unverheirathete Jugend errichtet. Ein zwangloſes Leben herrſcht in dieſem zur Schlafſtätte benutzten allgemeinen Raum, in welchem bei eintretender Dunkelheit Mädchen und Jünglinge zuſammentreffen. Von der Tagesarbeit befreit, die langerſehnte Cigarrette rauchend oder friſche Früchte verzehrend, ergeht ſich die „liebe Jugend“ nach kurzer Zeit in unbeſchreiblicher, landesſittlicher Ausgelaſſenheit.

Sobald der Jüngling die üblichen Geſchenke beſitzt und dieſe den Angehörigen ſeiner Auserwählten einhändigt, führt er das ausſchließliche Eigenthum in ſeine eigene Hütte. Von dieſem Augenblicke an ſchließen ſich für das junge Mädchen die Pforten des genußreichen Gemeindehauſes. Als Frau iſt ſie zur leichten Feldarbeit und häuslichen Dienſtleiſtungen neben ihren Kolleginnen verpflichtet und darf nur zur Tageszeit jenen gemeinſamen Luſttempel betreten. Wird ihr heißeſter Wunſch erfüllt, und genießt ſie das große durch Opfergaben vermeintlich erkaufte Glück, einen eigenen Sprößling auf dem Schooße zu wiegen, dann iſt ihre berechtigte Stellung dem „Gatten“ gegenüber für Lebenszeit geſichert. Verſchmäht aber der große Zauberer ihre Opfer, muß ſie auf ihr Lebensglück verzichten, dann erhält ſie ihre einſtige Freiheit wieder und tritt unter die Schaar der heirathsfähigen Töchter zurück, bis ſie auf's Neue gegen Erlegung der Geſchenke vom Vater erworben wird.

Auf dieſe ſich oft wiederholende Weiſe trägt ſie zur Vergrößerung des elterlichen Reichthumes nicht unweſentlich bei und erhebt infolgedeſſen Anſpruch auf eine beſondere Werthſchätzung. Vielleicht von dieſem Geſichtspunkt ausgehend, er-

ſehnt die Mutter den Augenblick herbei, in welchem ihre Tochter in dem Kreiſe ihrer heirathsfähigen Genoſſinnen erſcheinen kann. Um dieſes Ziel möglichſt raſch zu erreichen, vollführt die fürſorgliche Mutter an ihrem Kinde einen unbeſchreiblich grauſamen, operativen Eingriff, in der Hoffnung, daß er die körperliche Entwickelung des jungen Mädchens weſentlich beſchleunigen werde.

Eine weit entſetzlichere Sitte der Eingeborenen von Yap ſollte ich gelegentlich meiner Wanderungen kennen lernen. Fern vom Dorfe, am entlegenen Meeresſtrande weckte mich ein menſchlicher Ruf aus meinen Betrachtungen. Eiligſt verfolgte ich die Richtung, die mir der vermeintliche Hülfeſchrei bezeichnete. Trotzdem ich, dem Schalle nach zu urtheilen, in die Nähe des Rufers gekommen war, konnte ich kein menſchliches Weſen entdecken. Erſt die nochmalige Wiederholung des Schreies verrieth mir ein eigenthümliches Verſteck.

Nicht begreifend, wie ſich ein menſchliches Geſchöpf in dieſer niedrigen, im Waſſer erbauten Hütte befinden könne, hatte ich den Eingang des fuchsähnlichen Schlupfwinkels erreicht und erblickte ein abgemagertes, auf dem Boden kauerndes Weib, unausgeſetzt jenen einſilbigen Ruf wiederholend. Trotz des erbärmlichen Ausſehens jener Frau, die in Folge der niedrigen Bauart der Hütte zum ſteten Darniederliegen gezwungen wurde, leuchtete eine unverkennbare Freude aus ihren tiefdunklen Augen.

Die Urſache jenes mir noch unerklärlichen Rufes konnte kaum eine unangenehme ſein. Meine theilnahmsvollen Worte wurden belächelt. Statt jeder Antwort ſtreckte mir das erfreute Weib einen ſchreienden Sprößling entgegen, der ſoeben erſt das Licht der Welt erblickt hatte und über ſeine kümmerliche Umgebung nicht beſonders erfreut ſchien.

„Was führt Dich mit dieſem Kinde hierher in dieſe Hütte," begann ich auf's Neue erſtaunt, „wem gilt Dein Ruf?"

„Clow Rupack kennt nicht meine Freude," verſetzte die Angeredete in ausgelaſſener Heiterkeit, „er weiß nicht, daß ich ſchon vier Wochen hier allein die Ankunft meines Kindes erwarte und nun, da es erſchienen iſt, die Dorfbewohner von dem glücklichen Ereigniß unterrichten muß, damit ich wieder in mein Haus zurückkehren kann."

„Kann ich Dir mit irgend Etwas dienen, bedarfſt Du meiner Hilfe?"

„Ja, Clow Rupack. Seit drei Tagen iſt meine Nahrung zu Ende, meine Stimme iſt zu ſchwach, um meine Freunde herbeirufen zu können. Ich darf nicht fort von hier, hilf Du mir."

Kaum war meine dem Rufe des Weibes nachgeahmte Stimme verhallt, da wurde es im fernen Dorfe lebendig. Jede Arbeit wurde ſofort unterbrochen, wer laufen konnte, näherte ſich eiligſt meinem Standorte. Um die heraneilende, jubelnde Menge bei ihrem freundſchaftlichen Beſuch nicht zu ſtören, war ich einige Schritte zurückgetreten, ſollte aber ſehr raſch erkennen, daß der armen Mutter keine beſondere Liebenswürdigkeit erwieſen wurde.

Mit der rechten Hand das kleine Kindchen gegen die Bruſt gedrückt, verließ jetzt die hagere Geſtalt mühſam kriechend das entſetzliche Lager. Sobald ſie ſich vom Boden erhob und für einen Augenblick die lang entbehrte, aufrecht ſtehende Stellung eingenommen, drang die verſammelte Gemeinde unter Toben und Lärmen immer weiter vor und trieb das arme Weib mit ihrem Kinde in das nahe Meer. Noch zwei Mal wiederholte ſich das unmenſchliche Verfahren, dann wurde die junge Mutter in's Dorf zurückgeleitet.

Tiefes Mitleid für das arme, ſehr erſchöpfte Weib bannte mich noch lange auf meinen Platz. Welch' entſetzliche Qual hatte es ſeit Wochen erduldet, wie grauſam hatte man ihr in ſchwerer Stunde jede Hülfe verſagt! Wie groß muß die Mutterliebe eines ſolchen Weibes ſein! Als ich meinen Heimgang antrat, war die Sonne ſchon längſt vom Horizont verſchwunden; im ſtimmungsvollen, ſilbermatten Mondenſchein erglänzte die ſchöne Landſchaft. Nur ſelten unterbrach der Ruf eines unbekannten Thieres die feierliche Ruhe. Allmählich befreiten ſich meine Gedanken von dem Eindrucke des vor wenigen Stunden durchlebten, ergreifenden Schauſpiels. Schon tauchten in der Ferne die Maſten meines Schiffes deutlich ſichtbar hervor, ich gedachte der herzigen Freude Kierkos, da wurde ich noch einmal mit fürchterlicher Gewalt in die grauſame Wirklichkeit geſchleudert.

Eine ſchreiende Rotte kriegsgeſchmückter Eingeborener kreuzte meinen Weg. Aus der Mitte des heulenden Haufens ragte eine Bambusſtange empor, an welcher der bluttriefende Kopf eines Menſchen befeſtigt war. Der Träger dieſes entſetzlichen Schauſtückes glaubte, mir eine beſondere Ehre erweiſen zu müſſen und ſenkte ſeine Stange unmittelbar vor meinem Antlitz, damit ich theilnehmen könne an der gemeinſamen Freude.

Entſetzt wich ich einige Schritte zurück, beſaß aber noch die Kaltblütigkeit, nach der Urſache dieſes Aufzuges zu fragen. Faſt gekränkt über meine Unkenntniß, berichtete der Träger pathetiſch, daß es das Haupt ihres ärgſten Feindes wäre, den ſie im Kampfe beſiegt hätten. Nach einer früheren Erzählung Davis' mußte ich nun annehmen, daß man den ahnungsloſen Feind bei friedlicher Arbeit, vielleicht in ſeinem eigenen Hauſe überfallen hatte und dieſes Haupt nun im Triumphzuge zum Könige brachte, der dasſelbe einige Tage ſorgſam aufbewahrt für den Fall, daß die Angehörigen des Todten oder auch das feindliche Oberhaupt

gegen Einlieferung von Geſchenken die Einlöſung verſuchen würden.

Gelegentlich einer Unterhaltung mit dem Könige verſuchte ich das Ungehörige dieſer unmenſchlichen Sitte zu erklären, mußte aber ſofort erkennen, daß meine Beſtrebungen nicht nur erfolglos, ſondern für meine eigene Sicherheit auch ſehr gefährlich waren. Wie viele Jahre müſſen vergehen, bevor hier die Civiliſation einen lebensfähigen Boden findet! Mein Verhältniß zu dem wilden Volke geſtaltete ſich immer günſtiger, namentlich erwieſen mir die Frauen des Königs und der Häuptlinge ſo viel liebevolle, an Beläſtigung ſtreifende Aufmerkſamkeiten, daß ich bald keine Hütte mehr ohne Begleitung zu betreten wagte. Sogar zu der ſehr gewiſſenhaft beobachteten Todtenfeier erhielt ich Zutritt.

Der Tod eines mir befreundet geweſenen Häuptlings nöthigte mich, einer ſolchen Feier beizuwohnen, eine Ablehnung der Einladung hätte für mich ereignißvoll geendet. Erſt nach dem dritten Tage durfte ich das Sterbehaus betreten. In der Mitte des großen Raumes, an einem Bambus befeſtigt, erblickte ich den entſeelten, ſorgfältig eingeölten Körper, mit all ſeinem kriegeriſchen Schmuck behangen, in ſitzender Stellung. Die Hände des Todten hielten den Speer umfaßt, auf der linken Schulter ruhte das bei Lebzeiten getragene Beil. Während die beträchtliche Anzahl Weiber mit aufgelöſten Haaren und roth bemalten Geſichtern im Kreiſe herumtanzten und heulten, ſaßen die befreundeten Häuptlinge ſo wie alle hervorragenden Inſelbewohner lautlos im Hintergrunde.

Sobald das entſetzliche Geſchrei der Weiber auf einige Minuten verſtummte, begann der vor der Leiche knieende Sohn ein ſelbſtgedichtetes Klagelied, in welchem er die Thaten ſeines Vaters verherrlichte. Nach jedesmaliger Pauſe erntete der

Dichter die lobende Anerkennung und Zuſtimmung der ganzen Verſammlung. Nach Schluß dieſes Geſanges begannen die geladenen, vornehmen Gäſte ihrer Rangſtufe entſprechend einen überſchwänglichen, die Tapferkeit und Tüchtigkeit des Todten preiſenden Nachruf.

Während des wieder beginnenden, ohrenzerreißenden Lärmes der Weiber vertheilte der trauernde Sohn werthvolle Geſchenke unter die jetzt ſich verabſchiedenden Leidtragenden. Sobald wieder neue Gäſte erſchienen, nahm die ſeltſame Todtenfeier abermals ihren Anfang und wurde ſo lange fortgeſetzt, bis die Leiche vollſtändig in Verweſung übergegangen war. Nun erſt wird der Leichnam in feingeflochtene Matten gehüllt und dem auf hohem Berge aufgeworfenen Grabe übergeben. Ein hoch gethürmter Steinhaufen bezeichnet die Stelle, wo der Todte ruht; wenige Schritte vom Grabeshügel entfernt, errichtet der Sohn eine kleine Hütte, in welcher er einer hunderttägigen ſtrengen Abgeſchiedenheit von allen Eingeborenen gewiſſenhaft obliegt.

Volle 40 Tage wird die Hinterlaſſenſchaft des Todten mit dem Banne belegt, wer innerhalb dieſer geſetzlichen Friſt die Gegenſtände verkauft oder von den Früchten der dem Todten gehörenden Bäume verzehrt, iſt dem Tode verfallen. Das Volk von Yap befindet ſich in dem Wahn, der Todte bedürfe auch nach ſeinem Ableben noch der Speiſe, bis ſeine Seele in den Körper einer großen Eidechſe oder eines Aales aufgenommen ſei; daher ſind auch dieſe Thiere nicht nur heilig und dürfen von Niemandem erlegt werden, ſondern ſie werden ſogar in einem beſonderen Raume ſorgſam gefüttert und gepflegt. Ihr Hüter empfängt von allen Inſelbewohnern die ſchönſten Früchte, weil er, im ſteten Verkehr mit den heiligen Thieren, nach Anſicht der Eingeborenen über Blitz und Erdbeben gebietet und die verheerende Dürre abzuwenden vermag. Im Gegenſatz zu den

vielen, jeder menſchlichen Regung Hohn ſprechenden Sitten liegt der Todtenfeier eine ſchätzenswerthe Verehrung zu Grunde.

Es war mir daher trotz der mannigfachen Widerwärtigkeiten angenehm, meine wilden Freunde auch von einer gemüthsvolleren Seite kennen zu lernen. Im oberflächlichen Verkehr, wie ihn die meiſten Reiſenden bei ihrem kurzen Aufenthalte auch nur pflegen können, erhält man meiſtens ein nicht zutreffendes Bild von den Sitten und Gewohnheiten der Südſeebewohner. Nicht nur, daß dieſe ein freundliches Weſen zur Schau tragen, um die verheißenen Geſchenke der Weißen ſicherer zu erhalten, ſie improviſiren ſogar auf Anrathen des weißen Führers beſtimmte Scheingebräuche und rühmen ſich, ſobald der gerupfte Fremdling verſchwunden iſt, ihrer Schlauheit. Nur beim andauernden Zuſammenleben zeigen ſie ſich in ihrer ganzen Urwüchſigkeit, ſelbſt ihre große, oft verſicherte Freundſchaft verſchwindet mit der Vorenthaltung der europäiſchen Artikel oder auch ſobald ſie die Hülfloſigkeit ihres Freundes erfahren.

Von allen Stämmen der Südſeebewohner verdienen die Yap-Leute am wenigſten Vertrauen. Selbſt der alte Davis, obwohl er in meinem Dienſte ſtand, vertrat die Sache des Königs, allein das treue mir aufrichtig ergebene Mädchen, das eine unerklärliche Schickſalsfügung in dieſe Wildniß gezaubert, vereitelte durch ihre rechtzeitigen Mittheilungen jeden geplanten Anſchlag. Kierko unterhielt nicht nur einen ſteten Verkehr mit ihren Angehörigen, ſie war auch nach der ſtrengen Landesſitte gezwungen, einige Tage jeden Monats das einſame unter Kokospalmen verſteckt liegende Häuschen aufzuſuchen.

Sämtliche Frauen treffen hier aus einer nicht näher zu erörternden Veranlaſſung zuſammen. Keinem Manne, ſelbſt dem Könige nicht, iſt es geſtattet, dieſen umgitterten Frauentempel zu betreten oder auch nur in deſſen Nähe zu erſcheinen. Eine

ſolche Geſetzesverletzung würde mit dem Tode beſtraft werden. In dieſem geweihten Hauſe tauſchen die verbannten Frauen ihre Gedanken aus und berichten allſeitig ihre letzten Erlebniſſe, ſowie die Entſchlüſſe ihrer Männer.

Trotz der drohenden Gefahr wünſchte ich das geheimnißvolle Frauenaſyl zu beſuchen. Erſt nach langem Widerſtreben willigte Kierko ein, mich dort einzuführen. Bei meinem Eintritt ſprangen die nur nothdürftig bekleideten Weiber entſetzt empor, waren aber nach Vertheilung einiger Geſchenke ſofort wieder beruhigt und ließen ſich nicht in der Fortſetzung ihrer eigenartigen, nicht zu beſchreibenden Beſchäftigung ſtören.

Obgleich die Frauen in mancher Beziehung ſklaviſch behandelt werden, nehmen ſie doch namentlich auf politiſchem Gebiete eine hervorragende Stellung ein; in feſtgegliederter Gemeinſamkeit üben ſie ſowohl auf kriegeriſche Unternehmungen, wie überhaupt auf alle außergewöhnlichen Dinge einen entſcheidungsvollen Einfluß. Ich war demnach über die wirklichen Abſichten des Königs und ſeines Verbündeten ſtets unterrichtet.

Eine abermalige Berichterſtattung Kierkos fiel mit dem Zeitpunkt zuſammen, in welchem meine geſchäftliche Thätigkeit beendet und ich die Rückreiſe nach Palau antreten mußte. Sobald ich Kierko von meiner Abſicht unterrichtete, verſchwand zwar der heitere Blick aus ihrem ſchönen Antlitz, ſonſt aber war kein beſonderer Gefühlsausdruck, wie ich ihn bei der Zuneigung des ſchönen Mädchens befürchtet hatte, bemerkbar. Noch in derſelben Stunde verließ ſie, mir die Hand drückend, gelaſſen mein Schiff.

Am nächſten Tage nahm ich Abſchied vom Könige und allen Häuptlingen. Auch Kierko trat mir als junge Hausfrau lachend entgegen. Sobald ſie in's Dorf zurückgekehrt war,

wurde ſie von einem hervorragenden Häuptlinge ſofort als ſein Weib erkoren. Sie hatte ſich zu meiner Beruhigung ſehr raſch getröſtet. Recht freute ich mich, das Glück dieſes ſelten ſchönen Mädchens mit meinen werthloſen Geſchenken begründet zu haben. —

Nach einem achtmonatlichen Aufenthalte wurden die Anker gelichtet. Ein günſtiger Wind blähte die Segel meines vollbeladenen Schiffes. Bald lag das offene Meer wieder vor mir. Die Erinnerung an die ſchöne Königstochter trat zurück. Capitän Cheyne, der während dieſer Zeit auf Malaccan die Geſchäfte betrieb, war über meinen außergewöhnlichen Erfolg ſehr erfreut, konnte ſich aber von einer mir unerklärlichen Beſorgniß nicht befreien.

„Gut, daß Sie jetzt eintreffen," begann Cheyne, nachdem ich die wichtigſten Geſchäftsvorfälle gemeldet, „mein Haus wurde ſeit Wochen von den Eingeborenen belagert, ſie trachten mir nach dem Leben und haben jeden geſchäftlichen Verkehr eingeſtellt. Unter dieſen Umſtänden habe ich den Entſchluß gefaßt, alle Werthſachen an Bord zu nehmen und die Inſel ſofort zu verlaſſen. In Manilla werde ich Ihnen den auf Ihren Antheil entfallenden Gewinn auszahlen. Vielleicht können wir dort ein ſicheres Unternehmen beginnen!"

Zunächſt erſchien mir dieſer wohlwollende Vorſchlag als eine Liſt, erſt nach langer Auseinanderſetzung erkannte ich jedoch zur Genüge, daß mein Theilhaber thatſächlich für ſeine perſönliche Sicherheit fürchtete und nur aus dieſem Grunde das ergiebige Geſchäft aufzulöſen beabſichtigte. Ich theilte daher dem furchtſamen Manne mit, daß ich entſchloſſen ſei, allein zurück zu bleiben und den Verkehr mit den Eingeborenen von Palau wieder zu eröffnen wage, wenn ich die Hälfte des Gewinnes erhalten würde.

Cheyne war für mein Leben keineswegs beſorgt. Mit vieler Freude willigte er in jede meiner Bedingungen; die wenigen, werthloſen Tauſchwaaren, die mir zum Handel überwieſen wurden, waren ja kaum ein Einſatz zu nennen, außerdem hätte Cheyne ein ziemlich ſolides Haus unter allen Umſtänden preisgeben müſſen, er riskirte eigentlich nur meinen Kopf: — freilich nur ein recht beſcheidenes Anlagekapital!

Alle auf dem Schiffe befindlichen Gegenſtände, die mir nützlich erſchienen, namentlich ſämtliche Geſchütze und überflüſſiges Tauwerk wurden nunmehr in's Haus geſchafft. Sobald Cheyne ſeine ganzen Vorräthe an Trepang, Schildpatt und Copra geſammelt, wollte er ſeine Abreiſe antreten. Wäre nicht bereits die für das Auslaufen höchſt gefahrvolle Dunkelheit eingetreten, er hätte noch an demſelben Abend das Weite geſucht.

Die vielleicht berechtigte Furcht meines Theilhabers konnte meine Zuverſicht nicht gerade erhöhen, aber jetzt noch zurückzutreten war mir unmöglich. Cheyne hatte meinen Gedankengang errathen und erhob nochmals ſeine warnende Stimme, wohl wiſſend, daß ich umſomehr bei meinem Entſchluß beharren würde.

„Gut denn," verſetzte er ſalbungsvoll, „es bleibt bei unſerer Abmachung, mein Gewiſſen iſt beruhigt; innerhalb einiger Monate komme ich mit dem Schiffe zurück. Schlimmſten Falls iſt Ihr Proviant für dieſe Dauer ausreichend, ſollte es möglich ſein mir Nachricht zu geben, ſo bedienen Sie ſich der Ihnen bekannten Adreſſe in Manilla. Dort wird auch Ihr Guthaben für alle Fälle niedergelegt werden. Leben Sie wohl."

Am frühen Morgen verließ Cheyne mit ſeinen Getreuen den Hafen von Korror. Gedankenvoll betrachtete ich das enteilende Schiff am fernen Horizont. Die letzte Brücke zwiſchen

mir und der civiliſirten Welt war verſchwunden. Nun galt es einen beſtimmten Plan zu verfolgen. Zunächſt entfernte ich alle Gegenſtände, welche als Schutzgatter des Hauſes gedient, ging ohne Waffen zur Fiſchjagd, holte Früchte aus den fernen Wäldern und bewegte mich ſo ſorglos wie möglich.

Anfänglich hielten ſich die Abgeſandten des Königs zwiſchen Pflanzen und Bäumen ſorgfältig verborgen und ſchenkten meinem Thun und Treiben die größte Aufmerkſamkeit. Abſichtlich durfte ich keinen der königlichen Berichterſtatter bemerken; wollte man mit mir unterhandeln, ſo mußten die Annäherungsverſuche vom Könige ausgehen. Volle drei Tage wurde dieſes gegenſeitige diplomatiſche Sondirungsſpiel fortgeſetzt. Endlich entſchloß ſich der König zu einer direkten Einladung, der ich anſtandslos Folge leiſtete.

„Clow Rupack," begann der König nach der erſten kühlen Begrüßung, „iſt das ein Beweis Deiner Freundſchaft, wenn Du unſere Nähe meideſt? Was veranlaßt Dich zu Deiner Abſchließung? Hat man Dir Böſes zugefügt, ſo ſprich es aus und die Beſtrafung ſoll erfolgen!"

Zunächſt verſicherte ich den König meiner Freundſchaft, berichtete dann wahrheitsgetreu, in welcher wenig vertrauenerweckenden Lage ich Cheyne angetroffen habe und daß ich auch entſchloſſen ſei, das Geſchäft mit Palau fortzuſetzen, wenn der König, mir die Erlaubniß dazu ertheilen wolle.

„Es ſoll Dir erlaubt ſein, Clow Rupack, Alles was Du nur wünſcheſt, werden Dir meine Leute verkaufen; nur verhüte, daß der ſchlechte Mann zurückkehrt, wir glauben ſeinen falſchen Worten nicht mehr. Jahrelang haben wir ihm eine Unmaſſe Trepang, Schildpatt und Kokosöl geliefert, alle Arbeiten für ihn verrichtet, weil er verſprach uns zum mächtigſten Stamme der Inſel zu erheben. Dafür hatten wir ihm Malaccan als ſein

Eigenthum übergeben, aber weißt Du, wie er ſein Verſprechen hielt? Unſeren Feinden hatte er dasſelbe zugeſichert, ihnen Schießwaffen geliefert, um uns zu verderben. Cabel Mul (Capitän Woodin) und ganz beſonders Era Tabatteldil (Doctor Karl Semper) haben mir die wahre Abſicht des falſchen Mannes ſchon lange vorher mitgetheilt. Era Tabatteldil hat auch den Kontrakt geleſen, der unſer Land an England ausliefern ſollte; wir haben das Ding unterſchrieben, ohne den Inhalt zu kennen, weil wir ſeinen Worten glaubten und ich ein ſchönes Gewehr erhielt. Sobald wir mit unſeren Nachbarn in Frieden lebten, hat er mit Hülfe ſeiner Freunde falſche Nachrichten verbreitet, und uns in den unnützen Kampf getrieben. Nicht nur meine, auch die Frauen der erſten Häuptlinge, hat er durch ſchöne Geſchenke in ſein Haus gelockt und ſie ſchlecht behandelt, wenn ſie ſich ſeinem Willen nicht unterwerfen wollten. Das Alles hat uns der böſe Menſch gethan. Nun, Clow Rupack, ſage mir, ob er wieder zurückkehren wird?"

Wenngleich der König ein zutreffendes Bild von ſeinem Gegner entworfen, Capitän Cheyne ein hinterliſtiger, brutaler Menſch war, der zur Durchführung ſeiner eigennützigen Pläne vor Nichts zurückſchreckte, ſo fürchtete doch der König vor Allem das Eintreffen eines engliſchen Kriegsſchiffes, mit welchem Cheyne immer erfolgreich gedroht hatte. Meine eigene Sicherheit hing alſo davon ab, die gefürchtete Bedeutung meines Theilhabers in den Augen der Eingeborenen nicht herabzuſetzen, andererſeits mußte ich der Wahrheit entgegen jede außergeſchäftliche Gemeinſchaft mit Cheyne beſtreiten. „Cabel Schée (Capitän Cheyne) wird zwar zurückkehren," erklärte ich dem Könige zum Schluſſe unſerer Verhandlung, „aber er wird das Land nicht betreten, weil Ihr ihm keinen Trepang mehr liefern wollt. So lange wir befreundet bleiben, wird auch kein engliſches Kriegsſchiff eintreffen."

„Nun ſage noch einmal, daß Du nicht zu dem Stamme des ſchlechten Mannes gehörſt und daß Du Deinen Namen Era Alleman mit Recht führſt.“

„Haſt Du je eine Unwahrheit von mir gehört?“

„Nein, Clow Rupack, darum biſt Du auch unſer Freund. Am nächſten Morgen ſollen meine Leute für Dich bereit ſein und Toguock, meine Schweſter, wird noch heute Abend Dein Haus betreten.“

Auch ohne die letzte königliche Zuſage, gegen die ein Einwand unmöglich war, wäre ich mit dem Ergebniß der Unterhandlung ſehr zufrieden geweſen. Dank meines unerſchrockenen Verhaltens konnte ich nunmehr meine Thätigkeit in Ruhe und Frieden beginnen. Sobald die Feſtlichkeit es zuließ, kehrte ich in Begleitung eines alten Malaien, der mir vom Könige als Diener überwieſen war, in mein neues Heim zurück.

Ein unerklärliches Geräuſch vor dem Eingange meines Hauſes ſtörte meine verſchiedenen Vorbereitungen für die nächſten Tage. Toguock, die zwanzigjährige Schweſter des Königs, bat um Einlaß. Entgegen der Landesſitte kam ſie nicht allein, ſie führte, von ſechs Eingeborenen unterſtützt, die verſchiedenartigſten Lebensmittel mit ſich, insbeſondere Früchte, Tarro, Hühner, Ziegen und ſogar ein recht umfangreiches Schwein, das ſeine Ankunft mit einem höchſt proſaiſchen Grunzen verkündete und dadurch auch die übrigen Geſchöpfe zu einer zwar lebhaften, aber wenig harmoniſchen Gefühlsäußerung veranlaßte.

Mein zoologiſcher Beſuch ſchien ſich zwar in meinem europäiſch eingerichteten Wohnzimmer recht gemüthlich zu fühlen, erſchwerte mir aber die Begrüßung mit Toguock ſo ſehr, daß ich zunächſt meinem Diener die Fortſchaffung der neugierigen Vierfüßler befahl. Das junge, feſtlich geſchmückte Mädchen beſaß

zwar nicht die ſeltene Schönheit, die biegſame Geſtalt Kierkos, wohl aber ein Sympathie erweckendes Aeußere. Nach der ceremoniellen Begrüßung, die vorzugsweiſe in dem Aneinanderreiben unſerer Naſen beſtand, drückte mir Toguock einen duftenden, bislang als Kopfputz verwendeten Blumenzweig zum Zeichen der Freundſchaft und Ergebung in die Hand.

„Wenn mir Toguock in meinem Hauſe hilfreich ſein will,“ begann ich nunmehr die Unterhaltung, „ſo werde ich ihr ſehr dankbar ſein; der vielen Geſchenke hätte es zur Erreichung meiner Freundſchaft nicht bedurft.“

„Als Schweſter des Königs“ verſetzte Toguock ſelbſtbewußt, „wollte ich Dein Haus ohne Geſchenke nicht betreten; kann Dich mein Wille in Erſtaunen ſetzen? Hat mir doch der weiße Mann geſagt, daß das der Sitte Deines Landes entſpricht.“

Nach dieſer Mittheilung hielt ich es doch für gerathen, dieſes heikle Thema zu verlaſſen. Sicher hätte es den Stolz des klugen Mädchens verletzen müſſen, wenn es eine genauere Auskunft nach dieſer Richtung erhalten hätte. Toguock war, wie alle Frauen Mikroneſiens, ſehr wißbegierig, konnte aber die früher von einigen Europäern empfangenen Erklärungen nur theilweiſe erfaſſen.

So war nun auch die wirthſchaftliche Frage gelöſt, und ich brauchte mich angenehmerweiſe mit den häuslichen Obliegenheiten ferner nicht zu befaſſen. Mit großer Leidenſchaftlichkeit betreiben die Eingeborenen den Fiſchfang, aber nicht etwa nur, um die tägliche Leibesnahrung zu finden oder die erwünſchten Gegenſtände von den Weißen zu erhalten, er bietet den ſonſt ziemlich trägen Leuten Gelegenheit, ihre wunderbare Geſchicklichkeit im Tauchen und Erlegen der Meeresbewohner auf mancherlei Arten zu zeigen.

Es findet daher recht oft ein allgemeiner Fischfang statt, den man als das größte und auch interessanteste Volksfest bezeichnen darf. Selbstverständlich wurde ich vom Könige zur Theilnahme eingeladen! Schon nach zweimaliger Betheiligung besaß ich dieselbe Fertigkeit, wie meine erstaunten Freunde. Zur bestimmten Zeit setzen sich die versammelten Kanoes, oft zwanzig an der Zahl, unter Führung der Häuptlinge in Bewegung. Sobald das vordere Kanoe einen gewissen Vorsprung gewonnen, beginnt eine tolle, aufregende Jagd, die Anspannung aller Kräfte, um das führende Kanoe einzuholen. Das Jubelgeschrei der Ruderer erschüttert die Luft sobald sie im rasenden Vorwärtsschnellen einen Vorsprung erreicht haben. Wechselweise schwingen sie die spitzen Ruder über ihre Köpfe und senken sie im gleichen Tempo wieder nach vorne in's Meer. So geht es pfeilschnell über die glatte Bahn. —

Als sicheres Zeichen für das Vorhandensein größerer, auf einem begrenzten Punkt vereinter Fischmassen dient ein Schwarm Vögel, der hoch in der Luft genau die fischreiche Stelle im Meere lautlos umkreist und gelegentlich adlerartig auf die Beute niederstürzt. Auf ein Zeichen des Führers minderten die Ruderer die rasche Gangart ihrer Kanoes. Wird in diesem lautlosen Heranschleichen die gewisse Stelle erreicht, wobei besonders der Stand der kreisenden Vögel beachtet wird, dann erfolgt abermals das Zeichen zum Beginn der Jagd. Aus dem in der Mitte der Aufstellung befindlichen Kanoe wird jetzt ein großes Netz in's Meer geworfen und dann von zwei entgegengesetzten Seiten in gleicher Höhe so lange fortgezogen, bis der durch die Kanoes gebildete große Kreis vollständig geschlossen ist. Ist dieses nicht geringe Geschicklichkeit erfordernde Manöver beendet, so springen sämtliche Kanoe-Insassen mit kreischendem Gesange gleichzeitig in's Wasser, erfassen mit beiden

Händen das ſchwerbedrückte Netz und verringern den Kreis immermehr. Hierdurch werden die eingeſchloſſenen Fiſche zur Mitte des Netzes gedrängt, in welchem ſich der eigentliche Behälter, ein großer, aus ſtarkem Kokosbaſt geflochtener Sack befindet. Je nach der Größe des Fanges erſchallen Jubellieder bis zum Erreichen des Strandes.

Hier wird die friſche Beute unter den erfreuten Theilnehmern gleichmäßig vertheilt, was zugleich den Schluß der Feſtlichkeit bezeichnet. Von dem Fiſchreichthum jener Gewäſſer kann ſich der Uneingeweihte wohl kaum einen Begriff machen. Das Ergebniß eines einzigen vorhin beſchriebenen Fanges iſt meiſtens ſo groß, daß zehn Männer außer Stande ſind, ihn tragend fortzuſchaffen.

Mit gleicher Leidenſchaftlichkeit, aber mit größerer Vorſicht unternehmen die Eingeborenen den Fang ihres Lieblingsfiſches „Rul," mit welchem Namen ſie einen Rochen von bedeutender Größe bezeichnen. Außer dem wohlſchmeckenden Fleiſch liefern die Schwanzſtacheln dieſer oft vier Fuß langen Thiere die Lanzenſpitzen für die beſten Waffen der Eingeborenen. Dieſen merkwürdigen Fiſch jener Gewäſſer zu erlegen, iſt keine leichte Aufgabe. Bei Eintritt der Ebbe läßt ſich der Roche, von den Blicken der Fiſcher aufmerkſam verfolgt, vom Strome gemüthlich treiben.

Erreicht er tiefes, offenes Fahrwaſſer, dann iſt die Jagd zwecklos, treibt er indeß über das breite Riff, dann wird er von den gewandten Kanoefahrern nach wenigen Minuten in großem Kreiſe eingeſchloſſen und landeinwärts getrieben. Iſt damit dem hartbedrängten Thiere das zu ſeiner Fortbewegung erforderliche Waſſer entzogen und berührt es mit ſeinem mächtigen Körper den Boden, dann verſucht es den von in's

Waſſer geſprungenen Männern gebildeten Ring mit einem verzweifelten Satz zu durchbrechen.

In dieſem entſcheidungsvollen Augenblicke ſchwirren die Pfeile und Lanzen gegen den wüthenden, um ſein Leben kämpfenden Rul. Trotz ihrer großen Gewandtheit können die muthigen Jäger den Schlägen des verwundeten Thieres nur ſelten entgehen und erhalten ſie auch ſehr oft von dem ſpitzen Schwanzſtachel eine lebensgefährliche Verwundung. Der intereſſante Kampf mit dieſem Thiere führte mich ebenfalls in die Reihen der geübten Fiſcher. Der Anführer war nicht wenig über dieſes Wagniß erſtaunt und meinte warnend:

„Gieb Deinen Willen auf, Clow Rupack, Deine Waffe eignet ſich nicht zum Kampfe; es erfordert auch eine längere Uebung, die Du nicht beſitzeſt.“

„Dennoch will ich's verſuchen,“ antwortete ich entſchloſſen, „nur haltet Euch einige Schritte zurück und laßt mich den Kampf beginnen.“

Willfährig ließ man mir den Vorrang. Aus den Blicken meiner Umgebung ſprach eine ſo deutlich erkennbare Angſt, daß ich an der Aufrichtigkeit ihrer Warnung nicht zweifeln durfte. Bei dem jetzt von mir allein begonnenen Angriff blieb meine ganze Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, immer nur dem Kopfe des umherſchnellenden, wüthenden Thieres gegenüber zu ſtehen.

Mehrere Male war ich den gefürchteten Schlägen des Schwanzſtachels durch raſche Seitenſprünge entgangen, ohne daß mir der gewaltige Roche ſchußgerecht kam, endlich aber war es mir doch möglich, einen wohlgezielten Schuß auf den Kopf des kaum fünf Schritte entfernten Ruls abzugeben. Im ſelben Augenblicke ſchnellte der gefürchtete Gegner fußhoch empor und ſank dann, kaum noch um ſich ſchlagend, tödtlich getroffen nieder.

Ohne jede Gefahr konnte ich dem Thiere den Todesſtoß verſetzen.

Sobald die Zuſchauer meine regungsloſe Beute erblickten, erhoben ſie einen fürchterlichen, Erſtaunen und Bewunderung ausdrückenden Lärm. Der König veranſtaltete mir zu Ehren eine großartige Feſtlichkeit mit dem dazu gehörenden Tanz, in welchem das Tödten des Rochen von den tanzenden Männern und Frauen ganz vorzüglich pantomimiſch angedeutet wurde. Allein die Art der Eingeborenen, die Fiſche mit Speeren im Waſſer zu erlegen, konnte ich erſt nach vieler Uebung erlangen, dieſe Fangweiſe hängt beſonders von der ſicheren Diſtanzſchätzung des ſchwimmenden Fiſches ſowie auch vom richtigen Abmeſſen der im Waſſer reflektierenden Lichtſtrahlen ab.

Wird der Speer nach der Stelle gerichtet, wo man den Fiſch erblickt, dann wird man ſtets das Ziel verfehlen, denn thatſächlich iſt der Fiſch dem Jäger näher als es ſcheint. Es iſt unglaublich, mit welcher Sicherheit kleine Knaben die ſchwimmenden Fiſche mit ihren ſpitzen Wurfſpeeren treffen und mit welcher Freude ſie die willkommene Beute von der Meeresfläche aufleſen.

Als einer dritten Art des Fiſchfanges bedienen ſich die Eingeborenen geflochtener 4—5 Fuß hoher Bambuskörbe, die ſie auf den Grund verſenken und recht geſchickt mit Felſenſtücken bedecken. In dieſe künſtlich nachgebildeten Felslöcher ſchwimmt der Nahrung ſuchende Fiſch hinein, nicht ahnend, daß ihm menſchliche Argliſt dieſe Falle gelegt hat und ſein Entweichen unmöglich geworden iſt. Nach einer längeren Zeit taucht der Fallenſteller nieder, öffnet die im Fiſchkorbe befindliche Klappe, ſchlüpft gewandt hinein, um ſich von der Zahl ſeiner Gefangenen zu überzeugen. Sobald ſeine Neugierde befriedigt, ſchließt er die Oeffnung recht vor-

ſichtigt und kehrt trotz dieſes minutenlangen Untertauchens ohne die geringſte Erſchöpfung an die Oberfläche zurück.

Begünſtigt von der ſilberklaren Fluth machte ich mir oft das Vergnügen, dem Gebahren der Taucher in einer Tiefe von einigen zwanzig Fuß zuzuſchauen. Von den zahlreichen Meeresbewohnern erregte eine Gattung ungemein großer Polypen meine beſondere Aufmerkſamkeit. An dieſes mit unzähligen Fangarmen ausgeſtattete, häßliche Thier knüpft ſich die unglaublich klingende Mittheilung eines Berichterſtatters, daß der Taucher verloren ſei, ſobald es den größten Exemplaren dieſer Thiere gelinge, ihn unbemerkt zu umklammern.

„Du glaubſt das nicht, Era Alleman," meinte der Führer ernſt, „und doch iſt es die Wahrheit, dieſes Thier umſchlingt den Taucher mit ſeinen langen Fangarmen ſo raſch und ſo feſt, daß er nicht entweichen kann und ihm zur Beute werden muß." Als auch jetzt noch mein Zweifel nicht geſchwunden war, begann mein gekränkter Freund abermals:

„So ſollſt Du wenigſtens ſehen, wie ſchnell und wie feſt das Thier Alles, was es erreichen kann, umklammert." Der Eingeborene holte aus dem Kanoe zwei lange Bambusſtöcke, ſchwamm damit zum Meeresgrund und ſteckte ſeine Stangen unmittelbar an die rechte und linke Außenſeite eines dort liegenden kleineren Polypen. Im nächſten Augenblicke hielt derſelbe die vermeintliche Beute ſo feſt umſchloſſen, daß es dem Taucher mit ſeiner künſtlichen Gabel ſehr leicht gelang, vor meinen Augen das häßliche Ungethüm emporzuziehen und ins Kanoe zu werfen. —

So bietet auch der Anblick des Meeresgrundes mit ſeinen zahlloſen, in den ſchönſten Farben ſchillernden Bewohnern, die ſich unausgeſetzt zwiſchen den Korallen und Felsblöcken tummeln, ein großartiges Vergnügen. Bei dem regelmäßig ſtattfindenden Fiſchzuge war mir die Berechtigung zugeſtanden, meinen An-

theil unter den verſchiedenartigſten Fiſchen ſelbſt zu wählen und brachte ich daraus ſtets die Lieblingsgattung meiner hocherfreuten Wirthſchafterin nach Hauſe. Aber dennoch wurde ich von einer kleinen Mißhelligkeit nicht verſchont. Erſt nach vielen eindringlichen Bitten konnte ſich die ſonſt ſehr civiliſationsfähige Toguock entſchließen, die Speiſen in meiner Gegenwart einzunehmen. Allein die Benutzung eines Tellers, oder gar des Löffels und der Gabel wurde beharrlich abgelehnt.

Am liebſten ſpeiſte das trotzköpfige Mädchen in dem unter Bäumen oder Pflanzen gewählten Verſteck nach der wenig manierlichen Art der Eingeborenen. Auf meine Vorſtellung meinte ſie lächelnd:

„Du haſt mir oft erzählt, Clow Rupack, daß alle Frauen und Mädchen Deines Landes frei ſeien, wie kann man ſie nun zwingen, dieſe häßlichen Geräthe beim Eſſen zu benutzen? Haben denn Eure Weiber keine Hände, oder fürchten ſie die Speiſen zu berühren? Warum ſoll ich die Art und Weiſe meiner Eltern verlaſſen, ſpeiſen doch unſere Götter im Himmel ebenſo!“

Auf ſolche Einwände gab ich dann zwar oft ſtundenlange Erklärungen, vermochte aber das von ſeinen Gewohnheiten beherrſchte Mädchen auf dieſem Gebiete nicht zu belehren. Leider ſtand mein alter Malaie, der gleichfalls die freihändige Eßart vorzog, auf ſeiten meiner Schülerin, ſo daß ich ſchließlich dieſen Gegenſtand nicht weiter berührte und beiden Hausgenoſſen das Eſſen im Freien geſtattete.

Die Eingeborenen haben nicht das geringſte Verſtändniß für die ethiſche Bedeutung unſerer Geſetze, die Gewohnheit beherrſcht ihr Thun vollſtändig. Uebrigens war Toguock nicht nur ein hervorragendes Mitglied des ſehr einflußreichen Frauenbundes, ſondern auch in der Geſchichte ihres Volkes ſehr be-

wandert. Auf alle meine Fragen über Sitten und Gebräuche erhielt ich die erſchöpfendſten Erklärungen, war aber auch natürlich gerne bereit, über europäiſche Dinge Auskunft zu geben. So entwickelte ſich mit der Zeit ein recht angenehmes Verhältniß. Ich durfte mit meiner Lage zufrieden ſein, umſomehr als mir nach Erledigung meiner geſchäftlichen Angelegenheiten noch für mancherlei Lieblingsbeſchäftigung hinreichende Zeit blieb.

Die von Cheyne beabſichtigten Plantagenanlagen brachte ich nunmehr zur Ausführung. Indigo, Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr und Tabak gediehen in dem jungfräulichen Kalkboden ſo vorzüglich, daß ich beabſichtigte, nach Rückkehr des Capitäns Cheyne den Trepang- und Schildpatt-Handel aufzugeben und nur die Gewinnung jener Landesprodukte in großem Maßſtabe zu verſuchen.

Bereitwilligſt hatte mir der König ſo viel zweckentſprechendes Land eingeräumt, als ich nur wünſchte, aber auf eine ſchriftliche Abmachung wollte er ſich in Folge der böſen Erfahrungen mit den Engländern durchaus nicht einlaſſen.

„So lange Du hier weilſt,“ pflegte der König auf meine Vorſtellungen zu antworten, „und die Freundſchaft nicht brichſt, gehört Dir allein das Land, mache damit, was Du willſt; ſchon weil Du ſchönen Tabak lieferſt, wollen wir Deine Plantagen gegen Jeden beſchützen.“

Sonſt erfüllte mein königlicher Freund alle meine Wünſche, ſelbſt wenn dadurch die Sitten ſeines Volkes verletzt wurden. Ich durfte den Badeplatz der Weiber beſuchen, konnte den ergötzlichen Scenen ſo lange beiwohnen, als ich wollte.

In dem von Gebüſch umgebenen Waſſerbecken treiben die badenden Weiber ihre tollen Späße. Während es den eingeborenen Männern bei Todesſtrafe verboten iſt, dieſe geheiligte Stätte zu betreten, war ich ein gern geſehener Gaſt, dem zu

Ehren man die unglaublichſten gymnaſtiſchen Kunſtſtücke vorführte.

Immerhin mußte ich bei dieſer eigenartigen Schauſtellung auf meiner Hut ſein; gelang es den gewandten Frauen, mir den Rückweg abzuſchneiden, dann war jede Kraftanwendung meinerſeits vergeblich, ich wurde in die Mitte des Baſſins gezerrt und hatte hier unter dem Jubel und Triumphgeſchrei der braunen Nixen allerlei Scherze zu erdulden.

Ein weiteres Vergnügen gewährte mir die Jagd auf verwilderte Rinder. Die Vorfahren dieſer in einem umzäumten Gehölz hauſenden Thiere waren europäiſcher Abſtammung und zwar als ein Geſchenk Englands von der Oſtindiſchen Compagnie dem Könige von Korror zu Anfang dieſes Jahrhunderts überwieſen. Wie bereits früher bemerkt, erlitt der engliſche Capitän Wilſon im Jahre 1783 in der Nähe dieſer Inſel Schiffbruch, wurde hier freundlich aufgenommen und baute ſich, von den Eingeborenen unterſtützt, ein großes Boot, mit dem es ihm gelang, die Philippinen zu erreichen. Leboo, der Sohn des damaligen Königs von Palau, hatte ſich dem Capitän Wilſon angeſchloſſen, fand aber, bevor es ihm vergönnt war, europäiſche Kultur in ſein Land einzuführen, ſeinen frühzeitigen Tod in England, deſſen rauhes Klima der ſonnenbedürftige Prinz nicht zu ertragen vermochte.

Zur Linderung des herben Verluſtes ſandte England einige Rinder, deren Anblick die Erinnerung an den geliebten Prinzen wach hielt und die demzufolge für heilig erklärt wurden. Im Laufe der vielen Jahre hatte ſich das Ausſehen bei den Nachkommen dieſer europäiſchen Vierfüßler weſentlich verändert. Trotzdem die verwilderten Thiere Kokos-Wälder und Anlagen zerſtörten, durften ſie von Niemandem erlegt werden. Man begnügte ſich damit, das Revier des engliſchen Rindviehs ge-

nügend einzuzäunen. Ein beſonders gutes Beefſteak hat meine hochbetagte Jagdbeute zwar nicht geliefert, allein bei dem gänzlichen Mangel an ſonſtigem Hochwild machte mir das Erlegen dieſer übrigens recht bösartigen Thiere viel Vergnügen.

Mit Hülfe meines Malaien ſchleppte ich das zuerſt erlegte Thier in mein Haus, verproviantirte mit den beſten Stücken meine Küche und ließ die Haut langſam trocknen. Toguock verweigerte mit aller Entſchiedenheit meine bereitete Fleiſchſpeiſe, nahm aber die von mir ſcherzweiſe aus dem Ochſenfell gefertigte Tapa freudeſtrahlend entgegen. Sofort trat mein Fabrikat an die Stelle des baſtartigen Lendengurts, dann eilte die beglückte Trägerin mit ihrem „geweihten“ Schmuck ſofort in's Dorf.

Mein Scherz bereitete mir eine arge Verlegenheit; die Anfertigung eines Lendengürtels aus dem Felle des als heilig erklärten Ochſen rief eine ungeheure, kaum zu bewältigende Revolution unter den Frauen und Mädchen des Dorfes hervor, jedes weibliche Weſen ſehnte ſich nach dem Beſitz dieſer hochmodernen Tracht. In großen Schaaren kamen ſie, mit Geſchenken reichlich verſehen, in's Haus; mein Wohnzimmer glich bald einer ſtark beſuchten Schneiderwerkſtatt.

Staunen mußte ich über die Schlauheit, die echt weiblichen Kunſtgriffe, welche die putzſüchtigen Schönen aufboten, um zunächſt bedient zu werden. Zur Aufrechterhaltung des geregelten Geſchäftsganges befolgte ich das Syſtem europäiſcher Damenſchneider, verzeichnete die Namen der Beſtellerinnen in ein großes Schreibheft und nahm auch ſehr gewiſſenhaft das Maß. Die Feſtſtellung der Taillenweite bereitete mir beſonders bei den jüngeren Damen eine recht unterhaltende Zerſtreuung. Kaum hatte ich den als Metermaß benutzten Bindfaden um die Hüfte einer beglückten Schönen geſchlungen, dann gerieth ſie in ein wonnigliches Entzücken, der ſchöngeformte Körper vollführte ſo

merkliche Windungen, daß das erſehnte Koſtüm erſt nach mehrmaligem Anproben kunſtgerecht hergeſtellt werden konnte.

Die von mir gefertigten Lendengürtel beſaßen nebenbei auch die bequeme Einrichtung des Zuknöpfens. Sobald mein Knöpfevorrath zu Ende war, mußte ich kleine Muſcheln, die man mir haufenweiſe in's Haus trug, benutzen. Infolge dieſer Neuerung konnten die Palauer Damen ihre Toilette noch raſcher beenden, als mit ihrem ſeitherigen Baſtfabrikat.

Dieſem Umſtande verdankte ich die beſondere Werthſchätzung meiner verbeſſerten Tapa. Glücklicherweiſe war mein Lendervorrath bald zu Ende, ich ließ trotz der ununterbrochenen Beſuche der noch nicht modern gekleideten Damen eine längere Zeit verſtreichen, bevor ich den zweiten Ochſen auf's Korn nahm; übrigens war die geſchäftliche Ausbeute dieſes Artikels durchaus nicht zu unterſchätzen.

Die von Capitän Cheyne zurückgelaſſenen Tauſchobjekte verringerten ſich bei der großen Einlieferung von Trepang und Schildpatt ſo weſentlich, daß mein Vorrath bald zu Ende gegangen wäre, wenn ich nicht dieſen vortrefflichen Erſatz erhalten hätte. Den Männern war mein neues Zahlungsmittel zwar nicht ſehr angenehm, ſie ertrugen indeß mit echt männlicher Ergebung den unliebſamen Luxus ihrer in ſolchen Dingen herrſchenden Weiber.

Erfreute ich mich bisher der Geneigtheit der Frauenwelt, ſo wurde ich jetzt zum bevorzugten Liebling emporgehoben und mit grenzenloſem Vertrauen beehrt. Während die Männer arbeiteten oder in ſüßem Nichtsthun in ihren Häuſern rauchten, tranken oder ſchliefen, empfing ich den Beſuch des Damen-Vereins, des ſogenannten Clöbbergöll. Sobald die lebhafte Unterhaltung beendet, all' meine europäiſchen Gegenſtände ein-

gehend betrachtet waren, wurde ich von der Sprecherin eingeladen, ihren Verſammlungen beizuwohnen.

Unſer Weg führte durch den dichten Palmenwald. Eine üppige, wunderbare Vegetation feſſelte meinen Blick. Auf ſchlankem, zweigloſem Stamme wiegt ſich hoch oben die friſchgrüne, breite Blätterkrone, aus welcher die rothbraune, reife Kokosnuß einladend herabhängt, während ſich die junge, kühlenden Saft bergende Frucht beſcheiden zwiſchen Blättern verſteckt hält. Dichtes Pfefferkraut umrankt den Stamm des Brotfruchtbaumes, deſſen kürbisartige Frucht, ſich durch das dichte Laub durchbrechend, prangend herniederhängt. Mühſam ringt ſich die Betelpalme aus dem dichten Gewirr der grasblättrigen Schlingpflanzen empor, blühende Bananen, Pandane, Guiaven, eine Menge unbekannter Zierpflanzen vervollſtändigen den prachtvollen Anblick dieſer tropiſchen Herrlichkeit. Leider fehlt dieſem Paradieſe der herzerfreuende Geſang der Vögel, der Leben verkündende Ruf der Thierwelt. Nur das leiſe Girren der grünen Waldtaube unterbricht am Tage dieſe geheimnißvolle Ruhe, nach eingetretener Dunkelheit erſchallt der eintönige Ruf einer kleinen Eule. Die fliegenden Hunde, auch Kalongs' genannt, welche während des Tages ſchlafend in den Bäumen hängen, flattern jetzt geſpenſterhaft durch die Luft.

Eine Weile waren wir in dieſem farbenprangenden Walde gewandert, dann verließ die Führerin plötzlich den bisherigen Pfad und wandte ſich ſeitwärts. Kaum zehn Minuten währte der mühſame Marſch, dann hatten wir den Rand des Waldes erreicht, wo uns an dem nahen Ufer eine Kanoe erwartete, das mit einer Anzahl Frauen beſetzt war, durch deren Gewandtheit im Rudern wir ſehr bald durch ein enges Felſenthor eine prachtvolle Bai erreichten. Blätterreiche Schlingpflanzen, dichtes Buſchwerk begrenzten das Ufer; weiße Waſſerroſen, bunt-

ſchillernde Pflanzen, von blendenden Sonnenſtrahlen übergoſſen, ſchimmerten in nächſter Nähe. Fruchtprangende Zweige des herrlichen Rabottel tauchten in die ſmaragdgrüne Fluth.

Wie eine wunderbare Viſion ſteht noch heute das majeſtätiſche Bild vor meiner Seele; dem lebhaften Geſpräch meiner Umgebung ſchenkte ich nur geringe Aufmerkſamkeit, erſt die direkte Anrede der Führerin weckte mich aus meinem traumhaften Sinnen.

„Wir haben Dich nach dieſer jedem Manne verbotenen Stelle geführt, Era Alleman, um Dir unſere Dankbarkeit für all' Deine ſchönen Thaten zu beweiſen. Was wir Dir jetzt vorführen, hat noch kein Auge eines Mannes erblickt. Dein ſchlechter Freund, Cabel Schée, (Capitän Cheyne) wollte uns alle Koſtbarkeiten ſchenken, wenn wir ihn hierherführen würden, wir haben aber ſeine Geſchenke zurückgewieſen. Erfüllen ſich unſere lebhaften Wünſche, dann darfſt Du, ſo oft es Dir angenehm erſcheint, dieſen Verſammlungsort betreten."

Nach dieſer höchſt ſchmeichelhaften Anſprache begannen zehn der jüngſten Frauen einen eigenartigen, noch nie gehörten melodiſchen Geſang, deſſen dichteriſcher Inhalt dem Glücke der Mutter gewidmet war. Aus weiter Ferne trug ein mehrfaches Echo dieſen ſtimmungsvollen Geſang an unſer Ohr zurück. Kaum war das Lied beendet, da eilten ſämtliche Frauen auf ein Zeichen der Führerin zum nahen Uferrande. Alle bemühten ſich jetzt eifrig, die koſtbaren Rabottel, deren fruchtbeladene Zweige faſt in das Waſſer tauchten, zu erhaſchen, was ihnen auf eine einfache Weiſe gelang.

Vermittelſt langer Bambusſtangen wurde die prachtvolle Frucht von den Zweigen getrennt und in's Waſſer geſchleudert. Sobald die ganze Oberfläche von der begehrenswerthen Beute bedeckt war, entledigten ſich die Frauen ihrer Tapa, ſprangen

mit lautem Geſchrei in die See und ſuchten nunmehr die umherſchwimmenden Früchte zu erhaſchen.

Der freundlichen Einladung der Frauen, mich bei dem intereſſanten Einſammeln zu betheiligen, leiſtete ich willig Folge. Trotz meiner ziemlich großen Schwimmfertigkeit gelang es mir nur ſelten, Früchte zu bergen; es machte meiner munteren Geſellſchaft ein großes Vergnügen, mir beim Erhaſchen der Frucht zuvorzukommen oder ſonſtige Hinderniſſe zu bereiten. War ich letzteren endlich entgangen und ſtreckte bereits die Hand aus, um den ſicheren Preis zu erringen, dann tauchte plötzlich dicht bei der Frucht eine der Waſſernixen aus dem Waſſer und die faſt ſichere Beute wurde mir entriſſen.

Mit dem Verſchwinden der letzten Frucht von der Waſſerfläche war die Neckerei beendet. Auf weichem, blumenbewachſenem Boden gruppirte ſich die luſtige Schaar im Kreiſe und begann, die ſüß-ſäuerliche, aromareiche Frucht mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit zu verzehren. Auch nach dieſer Richtung mußte ich unterliegen. Nachdem der letzte Biſſen verzehrt, ſank bald jede Theilnehmerin nieder und ruhte einige Augenblicke von der mühevollen Anſtrengung aus.

Neu geſtärkt ſprangen ſie auf einen Ruf der Führerin empor und vollführten, von erotiſcher Gluth hingeriſſen, einen ſinnberückenden Tanz bis zur vollſtändigen Erſchöpfung .... Der mit großer Eile begonnene Rückmarſch wurde nach geraumer Zeit von einem ſchrillen Ruf unterbrochen. Bald ſollte ich die Urſache des Entſetzen erregenden Zwiſchenfalles erfahren! Bei dem eiligen Aufbruch hatten die zerſtreuten Damen ihre werthvollen Leibſchürzen zurückgelaſſen und rannten nun wie toll zurück, um ihre nothwendige Toilette zu vervollſtändigen.

Später habe ich dieſes entzückende Idyll ſehr häufig ohne Begleitung aufgeſucht, um die überwältigende Schönheit in aller

Ruhe zu genießen. — Toguock, meine liebenswürdige Haushälterin aus königlichem Geblüt, war in Folge der mir vom Damenverein erwieſenen Auszeichnung hocherfreut: während ſie früher leidenſchaftslos ihre Aufgabe erfüllte, wurde jetzt ihr ganzes Weſen von einer früher nie bemerkten Innigkeit beherrſcht. Wohl aus dieſem Grunde, vielleicht aber auch im Auftrage des weiblichen Bundes, erbat ſich das ehrgeizige Mädchen die Freiheit, mir das größte Ehrenzeichen, auf welches nur die Häuptlinge Anſpruch haben, verleihen zu dürfen.

Selbſtverſtändlich willigte ich gerne ein, ihr dieſen harmloſen Wunſch zu erfüllen. Leider beſteht aber das eigenartige Ehrenzeichen der Palauer Fürſten nur in einer an den Beinen vollführten Tättowierung. Unter den geſchickten Händen Toguocks wurde mein rechter Unterſchenkel alsbald nach Fürſtenart tättowiert. Dieſes eigenartige Andenken belebt noch jetzt die Erinnerung an meinen robinſonartigen Aufenthalt auf den Palau-Inſeln. Das Tättowieren geſchieht vermittelſt einiger an dünnem Stabe befeſtigter Dornen, welche die Haut ſoweit ritzen, um den als Farbe dienenden Kienruß aufzunehmen. Zwar verurſacht die Operation keine großen Schmerzen, allein ſie nimmt eine ſo lange Zeit in Anſpruch, daß die Geduld des „Beehrten“ auf eine ſehr harte Probe geſtellt wird. Die Verfertigerin meiner für europäiſche Verhältniſſe recht fragwürdigen Beinzierde vollführte ihre Aufgabe mit einer bewunderungswürdigen Aufmerkſamkeit und Hingabe; aus den klaren Blicken des unermüdlichen Mädchens ſprach die unverhohlene Freude, mir dieſe fürſtliche Würde verleihen zu können.

In Folge der beſonderen Aufmerkſamkeit Toguocks war es mir möglich, noch einige ſehenswerthe Naturſchönheiten zu betrachten, an denen ich bislang ahnungslos vorübergegangen war. Es waren dieſe einige in den vom Waſſer umſpülten Felſenkämmen

tropfſteinartig gebildete Höhlen, deren Eingangsthore unter dem Meeresſpiegel liegen und nur wenigen Eingeborenen bekannt ſind.

Wenn vor mir ein Europäer dieſe merkwürdigen Naturgebilde erblickt hat, ſo iſt es zu verwundern, daß dieſer herrlichen Gewölbe in keinem Buche Erwähnung geſchieht. Ohne meine Begleiterin wäre es mir unmöglich geweſen, den im Waſſer befindlichen Eingang zu bemerken. Als wir zur Stelle kamen, verſchwand Toguock plötzlich vor mir im Waſſer; hoffend, daß ſie nach dieſem oft geſehenen Manöver bald wieder an der Oberfläche erſcheinen würde, harrte ich geduldig auf meiner Stelle.

Aber es verſtrich eine ſo lange Zeit, daß ich wohl für das Leben der ausdauernden Taucherin fürchten konnte. Endlich befreite mich der aus dem nahen Felſen herübertönende Ruf der Verſchwundenen von meiner Beſorgniß. Deutlich erkannte ich die Stimme Toguocks, die mich einlud, ihrem Beiſpiele zu folgen. Entſchloſſen tauchte ich nieder und folgte der angedeuteten Richtung.

Als ich mich aus dem Waſſer erhob, befand ich mich in einem matterleuchteten, abgeſchloſſenen Raume; erſt nachdem ſich das Auge an den plötzlichen Wechſel gewöhnt hatte, konnte ich das Innere dieſes wunderbaren Meerſchloſſes erkennen. Aus einer Spalte des wohl hundert Fuß hohen Felſen drangen die Sonnenſtrahlen bis zur Mitte der ſäulenartigen Felsgebilde hinein und bedeckten das wie von Menſchenhand gefertigte Gefüge mit eigenthümlichem Glanz. Geheimnißvolles Rauſchen des Waſſers, gleichzeitig das Zwitſchern der herumfliegenden Schwalben, die in den unzähligen Spalten geſchäftig ihre Neſter bauten, vollendete den Zauber dieſes unterirdiſchen Feentempels. Dennoch wurde meine Bewunderung in Folge der

beängſtigenden Einſchließung weſentlich herabgeſtimmt. Wie, wenn Toguock die unſichtbare Pforte nicht wiederfinden würde, wenn ich in dieſem zaubervollen Kerker mit ihr allein zurückbleiben mußte? Recht froh wurde es mir um's Herz, als Toguock meine Hand ergriff und mit mir den ſubmarinen Rückweg antrat. Ein tiefer Athemzug entrang ſich wieder meiner Bruſt beim Anblick des klaren Himmels.

Nicht weit von dieſem geheimnißvollen Orte befand ſich ein ähnliches Felsgebilde, deſſen Eingangsthor zwar offen lag, das man aber nur dann paſſiren konnte, wenn man ſich auf den Boden des Kanoes flach niederlegte. In dieſer Felſenhöhle habe ich manche genußreiche Stunde verlebt und hier den wirkſamſten Schutz gegen die beläſtigende Hitze gefunden. Nach alter Gewohnheit bezog ich ſehr häufig das liebliche, an Tauſend und eine Nacht erinnernde Buen Retiro, in welchem man ſich, getrennt von der nüchternen Wirklichkeit, der andauernden Träumereien nicht zu erwehren vermochte.

Als ich an einem jener Tage, mich von dieſem traumhaften Zuſtande gewaltſam befreiend, die Rückkehr antreten wollte, war das einige Fuß hohe Eingangsthor meinen Blicken entſchwunden. In begreiflicher Ueberraſchung durchſuchte ich taſtend die mich umſchließende Felſenwand nach allen Seiten, allein meine Mühe war vergeblich, der Ausgang war nicht zu entdecken. Anſtatt die naheliegende, einzig mögliche Erklärung in Erwägung zu ziehen, beſchäftigte ſich meine Einbildung mit den ungeheuerlichſten Scheingründen. Die Löſung des Räthſels war ſehr einfach. Ich hatte zur Ebbezeit die Schwelle überſchritten und war, da ich die inzwiſchen eingetretene Fluth nicht bemerkt, zu einem mehrſtündigen Verweilen in dem Felſenſchloß gezwungen.

Viel zu raſch flog mir die Zeit dahin. Kaum waren die goldig glitzernden Sonnenſtrahlen verſchwunden, da ſank der

bleiche Schein des Mondes hernieder und bedeckte die Höhle mit wahrhaft wunderbarem Schimmer. In dieſer ſtimmungsvollen Beleuchtung gewährte die domartige Grotte einen unbeſchreiblichen, zauberiſchen Anblick. Der Abendwind flüſterte in den Felsſpitzen, geſpenſterhaft ſtrich das Mondlicht über die Waſſerfläche, und aus dem Stückchen des ſichtbaren Sternenzeltes blitzten hier und da die hellen Sterne. Nur gewaltſam konnte ich mich von dieſem entzückenden Bilde losreißen.

9. Kapitel.

Und empor den Blick gewendet,
Und durch düst'res Wolkengrau
Blickt zuletzt, daß es Dich blendet,
Glorreich noch des Himmels Blau.

Bedrohliche Stimmung unter den Wilden. — Ein abenteuerlicher Ausflug. — Meine tapfere Amazone. — Der Kampf mit dem Feuer. — Ein modernes Robinson-Kostüm. — Die Ratten verlassen das Schiff. — In trüber Einsamkeit. — Sehnsucht nach der Heimath. — Erlöst. — Zum zweiten Male auf den Karolinen. — Yap und seine Bewohner. Prinzessin Mierko. — Die Mackenzie-Gruppe. — Eine gefahrvolle Sitzung. — Vertragsbruch der Insulaner

Zu ungewöhnlich später Stunde kehrte ich in mein Haus zurück. Eine Anzahl Eingeborener war vor meiner Thür versammelt, entfloh aber, sobald ich in ihre Nähe kam, in den nahen Wald. Noch eingedenk des gewaltigen Eindrucks, schenkte ich dem befremdenden Umstande nur geringe Beachtung; nach wenigen Augenblicken theilte mir indeß mein sehr geängstigter Malaie mit, daß die kriegsgerüsteten Männer keineswegs in friedlicher Absicht gekommen wären, sondern beschlossen hätten, mich zu tödten. Wenn ich diese Mittheilung auch belächelte, so beschloß ich doch, am nächsten Morgen den König um Aufklärung über das Benehmen der Leute zu bitten. —

Noch bevor ich die Wohnung des Herrschers erreicht, konnte ich an dem scheuen Wesen der mir Begegnenden erkennen, daß

das freundſchaftliche Verhältniß getrübt war und eine entſchieden feindliche Haltung gegen mich beobachtet wurde. Wodurch dieſe Stimmung hervorgerufen, konnte ich mir nicht erklären; ſelbſt der König ließ ſich zu keiner beſtimmten Antwort herbei, er war vielmehr bemüht, meinen aufſteigenden Verdacht zu entkräften, ohne aber eine bindende Zuſage zu geben.

War mir die feindliche Abſicht der Eingeborenen auch vollkommen klar, ſo vermied ich es ſehr wohl, den König um Schutz oder Hülfe zu erſuchen. Dieſe berechtigte Forderung wäre ihm als Furcht erſchienen und dadurch hätte ſich meine Lage nur verſchlimmert. Es kam Alles darauf an, daß ich während einer Zeit, innerhalb welcher ſich der Irrthum der Eingeborenen zu meinen Gunſten vermeintlich aufklären mußte, meine bisherige Sorgloſigkeit bewahrte. Aber Tage und Wochen verfloſſen, ohne die erhoffte Wendung zu bringen, ja, es wurde mit jedem Tage gefahrvoller. Jeder geſchäftliche Verkehr war eingeſtellt, ich erhielt weder Trepang oder ſonſtige Produkte, noch die für meinen Unterhalt nothwendigen Nahrungsmittel und war ſomit gezwungen, während mein treuer Malaie zum Schutz des Hauſes zurückblieb, allein zum Fiſchfang oder zur Jagd auszuziehen.

Seither waren die mein Thun und Treiben beobachtenden Eingeborenen bei meiner Annäherung ſtets eiligſt entflohen, an einem Tage jedoch, als ich waffenlos nach dem Strande eilte, ſtellten ſich mir 15 Mann entſchloſſen gegenüber. Auf einen Angriff gefaßt, ſchritt ich ihnen ſchnurſtracks entgegen; nur noch zehn Schritte trennten mich von meinen wüthenden Gegnern, in dieſem Augenblick ſprang einer der verwegenſten Geſellen, ſein Kriegsgeſchrei ausſtoßend, vor, erhob drohend ſeinen Speer und war eben im Begriff, die wirkſame Waffe gegen mich zu ſchleudern, als ich in entſchloſſenem Sprunge die voraus-

ſichtliche Flugbahn des Speeres berechnend, meinen Gegner erreichte, die Gurgel des Schützen mit beiden Händen ſo lange gefaßt hielt, bis die Waffe des wild dareinblickenden Angreifers wirkungslos zur Erde ſank.

Ohne auch nur den Verſuch zu wagen, ihren entwaffneten Kameraden zu ſchützen, liefen die ſämtlichen Zuſchauer heulend davon. Wenn auch der in meiner Gewalt befindliche Eingeborene eine empfindſame Züchtigung verdient hätte, ſo behandelte ich ihn doch mit einer wohlberechneten Freundlichkeit.

„Nimm deinen Speer auf," begann ich lächelnd, als ob mich der Vorfall gar nicht berührt hätte, „und folge mir in mein Haus." Zitternd kam der Gefangene meinem Befehl nach. Als ich ihm hier einige kleine Geſchenke einhändigte, ſprang der Ueberraſchte wie beſeſſen umher und konnte ſich nur mit großer Mühe beruhigen.

„Das gehört alles Dir," gab ich nochmals freundlich zurück, „trage es nur ſofort in Deine Hütte, aber unterlaſſe für die Folge ſolche Kindereien, ſonſt wird es Dir und allen Deinen Genoſſen ſchlecht ergehen."

Wer war glücklicher als der Attentäter! Raſch eilte er in's Dorf und erzählte den Eingeborenen, wie wunderbar ich ihn behandelt habe. Während der nächſtfolgenden Tage durfte ich mit der Wirkung meines Verfahrens zufrieden ſein, Niemand wagte es, mich noch einmal anzugreifen, vielmehr wich man mir gefliſſentlich aus. Aber ſchon ſehr bald darauf trat die alte Spannung wieder ein. Selbſt Toguock, die mir treue Freundſchaft gelobt, Ergebenheit und Dankbarkeit bewieſen, war wie umgewandelt. Obgleich ſie den Grund des feindlichen Verhaltens der Eingeborenen kannte, war ſie durch kein Mittel zu veranlaſſen, ihn mir zu nennen.

Im Zweikampf.

Auch die liebenswürdigen Verſicherungen der einflußreichen Frauen erwieſen ſich als leere Worte. Als Treueſter zeigte ſich der alte Malaie, deſſen Hülfe mir zwar wenig nützte, weil er ebenfalls das Vertrauen der Eingeborenen verloren hatte und nicht einmal die wahre Urſache der Feindſchaft erfahren konnte. War meine Lage auch keineswegs angenehm, ſo durfte ich doch hoffen, den Angriffen ſo lange widerſtehen zu können, bis Capitän Cheyne mit ſeinem Schiffe zurückkehren würde.

Zur Erreichung der nothwendigen Nahrungsmittel, wofür die Korror-Eingeborenen unverſchämte Preiſe forderten, beſchloß ich, die nicht ſehr ferne Inſel Era Kalong aufzuſuchen.

Kaum war mein Boot ſegelfertig und ſollte in See ſtechen, als Toguock in Begleitung einiger ihr ergebener Freunde herbeieilte und mich dringend bat, den kleinen Ausflug zu unterlaſſen: die außergewöhnliche Bitte der Prinzeſſin veranlaßte mich zu der Frage, ob ſie vielleicht eine Gefahr für mich erblicke.

„Ja, Era Alleman," entgegnete Toguock traurig: „es iſt Gefahr für Dich, auf Deinem Wege werden Dich die feindlichen Stämme mit ihren zahlreichen Kriegern überfallen und Dich tödten."

„Aber Du weißt doch, Prinzeſſin, daß ich mich nicht fürchte und ſchon oft jene Reiſe unternommen habe."

„So nimm uns wenigſtens mit Dir, — auch ich führe den Speer mit ſicherer Hand und kann Dir jedenfalls nützlich ſein."

„Dein Verlangen erfülle ich gerne, Toguock, denn ich weiß ja, daß Du die Tapferſte Deines Stammes biſt."

Aufs Höchſte geſchmeichelt, nahm die Prinzeſſin im Boote ihren Platz ein. Bis zur Hälfte des Weges begünſtigte uns

eine flotte Briſe, dann aber wurde es windſtill und die Fortbewegung des Bootes nach Art der Eingeborenen, dem ſogenannten „Paddeln“, erforderlich. Wir mochten noch drei Seemeilen von unſerem Ziele entfernt ſein, kein Lüftchen regte ſich; ſeit zwei Stunden leuchtete der magiſche Schein des Mondes auf dem ruhigen, ſpiegelglatten Meere, als ich plötzlich in geringer Entfernung ſieben große, vollbemannte Kriegskanoes aus dem dunklen Hintergrunde auftauchen ſah, die uns nach wenigen Augenblicken gefahrdrohend umzingelten. —

Ich ermunterte ſofort meine Begleiter, die ahnungslos, faſt ſchlafend ruderten und jetzt die Ruder ins Boot warfen und die Schießwaffen zur Hand nahmen. Vorn im Boote an meiner Seite ſtand die Prinzeſſin mit erhobenem Speer, ihr aufgelöſtes Haar flatterte im Winde, kampfesmuthig verfolgte der ſpähende Blick der wilden Amazone die nahenden Gegner.

Inzwiſchen waren die Feinde geräuſchlos bis auf einige Bootslängen herangekommen; ich konnte jedes Wort vernehmen. Der Augenblick zum Handeln war gekommen. Sobald die Wilden ihr fürchterliches Kriegsgeheul zum Beginne des Kampfes erhoben und ihre Speere warfen, gab ich den Befehl zum Feuern; zehn Schüſſe krachten gegen das erſte Boot, deſſen Führer ich erfolgreich aufs Korn genommen; trotzdem verharrten unſere Feinde noch kämpfend in ihrer Stellung. Erſt die zweite Salve zwang ſie zur eiligen Flucht.

Da der Rückzug nur ein ſcheinbarer ſein konnte, ſo ergriff ich die Tritonmuſchel und gab das übliche Signal der mir befreundeten Era Kalong-Krieger. Nach etwa zehn Minuten wurde der Hülferuf in der Ferne erwidert, von allen Seiten kamen die Kanoes des befreundeten Stammes herbei, den fliehenden Feind bis zum Tagesanbruch verfolgend.

Unbehelligt kamen wir ans Ziel und wurden von unſeren Lieferanten freundlich empfangen, mit reichlichem Proviant verſehen und am nächſten Tage ſicher zurückgeleitet.

Die Prinzeſſin hatte ſich heldenmüthig benommen, trotz einer Streifwunde hatte ſie ihren Platz nicht einen Augenblick verlaſſen und zwei Speere dem Feinde entgegengeſchleudert, die ihr Ziel nicht verfehlten.

Um in unmittelbarer Nähe meines Hauſes die Anpflanzung von ſüßen Kartoffeln (Camotes) zu bewerkſtelligen, beſchloß ich, das mit hohem, dürrem Graſe bewachſene angrenzende Land urbar zu machen. Die Ausführung meines Vorhabens erſchien mir ſo einfach, daß ich hierzu keiner weiteren Theilnahme meiner Hausbewohner zu bedürfen glaubte. Bald genug ſollte ich meinen Irrthum einſehen.

Das Abbrennen der trockenen Gräſer und Sträucher erwies ſich keineswegs als ſo einfach, wie ich erwartet hatte; vielmehr bereitete mir die vom Windſtoß ſtark unterſtützte Flamme eine recht gefahrvolle, eines komiſchen Anſtrichs nicht entbehrende Ueberraſchung. Das Feuer hatte nach wenigen Minuten in Folge des friſchen Windes eine ſo bedenkliche Ausdehnung angenommen, daß ich ſehr bald für die Sicherheit meines Hauſes fürchten mußte.

Im nächſten Augenblick hatte ich einen grünen Buſch aus der Umzäumung geriſſen und fing nun an, die widerſpenſtige Flamme mit aller mir zu Gebote ſtehenden Macht unausgeſetzt zu bearbeiten. Allein trotz meiner Anſtrengung gewann die gierige Flamme immermehr an Ausdehnung und nahm genau die Richtung nach meinem Hauſe.

Im Schweiße meines Angeſichts tanzte ich mit meinem beſenartigen Buſche vor der herandringenden Flamme wie beſeſſen umher. Thatſächlich brannte mir das Feuer unter den

Sohlen; Bart und Kopfhaar opferten dem gierigen Elemente ihre überschüssigen Vorräthe, aber es half Alles nichts, unausgesetzt trieb der boshafte Luftzug mir die Flamme mit ihren undurchsichtigen Rauchwolken ins Gesicht.

So schwirrte ich wie ein rasender Roland in dem unheimlichen Feuermeer fast eine halbe Stunde erfolglos umher und dennoch durfte ich nicht rasten. Mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft sprang ich nun entschlossen durch die brennende Wüste und begann meinen Angriff im Rücken des Feuers. Diesem einzig richtigen Vorgehen oder Hinterhergehen war ein rascher Erfolg beschieden; in zehn Minuten war die gierige Flamme von dem am meisten bedrohten, nach meinem Hause führenden Landstriche zurückgeschlagen. Aber mit welchen persönlichen Opfern!

Konnte ich es der jetzt herbeieilenden Toguock verargen, wenn sie meine negerhafte Verwandlung im ersten Augenblick herzlich belachte? Mein Zweck war aber erreicht, das Land war urbar und mein Haus gerettet. —

Von meiner europäischen Kleidung waren mir, da sich der Hauptheil derselben an Bord der verschwundenen Acis befand, nur noch wenige Stücke geblieben. Diese wurden im Laufe der Zeit entweder als Tauschobjekte oder als Geschenke verwendet. Meine Toilette während des späteren Aufenthalts war die denkbar einfachste, und illustrierte sehr ausdrucksvoll den Uebergang zur Wildniß.

Eine weiß-roth gestreifte Schwimmhose, eine marineblaue Flanelljacke, sowie ein ziemlich durchlöcherter Strohhut waren die einzigen treuen Gefährten, die sich nicht von mir trennten und mit anerkennenswerther Zähigkeit die Erinnerung an europäische Civilisation zu bewahren suchten. Leider hatte mein Fußzeug jeden Halt verloren, seine losgetrennten Fragmente be-

kundeten den recht verständnißvollen Proteſt, ſich nicht länger mit Füßen treten zu laſſen. —

Infolgedeſſen erlangten meine Fußſohlen ſchon nach kurzer Zeit eine ſo außergewöhnliche Härte, daß ich weder Steingeröll noch ſonſtige ſcharfe Hinderniſſe bei meinem Fortkommen zu fürchten brauchte. In meinem ſelbſtgefertigten Baſtgurt war Revolver und Tomahawk ſorgſam bewahrt.

Wenn ich in dieſem einfachen, aber höchſt praktiſchen Koſtüme, mit einem Speer bewaffnet, zum Fiſchfang eilte und im Spiegel der klaren Fluthen meine Momentaufnahme betrachtete, dann griff ich unwillkürlich nach meinem Revolver. Mein von der Sonne tief gebräuntes Antlitz, die klare Zeichnung der Tättowierung im Verein mit der ganzen, eigenartigen Ausſtattung lieferte ein Geſammtbild, bei deſſen Anblicke mir ſonderbar zu Muthe war.

Auch im Speerwerfen hatte ich eine große Fertigkeit erlangt, ſo daß ich nach dem Vorbild der Wilden im ſeichten Waſſer die Fiſche verfolgen und ſpießen konnte. Auf meinen einſamen Ausflügen erbaute ich mir an beſonders ſchön gelegenen Punkten kleine Hütten, um gegen plötzlich hereinbrechenden Gewitterregen geſchützt zu ſein. Wie oft habe ich die reizenden Verſtecke aufgeſucht, um im Anblick dieſer Herrlichkeiten meine gefahrvolle Lage zu vergeſſen und auch gleichzeitig auf den fernen meerbegrenzten Horizont zu ſchauen, ob nicht ein rettungverheißendes Segel in Sicht ſei.

Sobald meine Beſitzung genügend befeſtigt war, erbaute ich auf der höchſten Spitze der Inſel Malaccan ein kleines Fort, ſchaffte mit vieler Mühe eine Signal-Kanone hinauf und errichtete auch hier eine Flaggenſtange, um etwa paſſirenden Schiffen ein Lebenszeichen geben zu können.

Die verabredete Zeit, innerhalb welcher Capitän Cheyne zurückkehren mußte, war ſchon ſeit einigen Wochen verſtrichen,

die Hülfe mußte alſo jeden Augenblick eintreffen. Meine optimiſtiſche Betrachtung wurde durch neue energiſche Angriffe der Eingeborenen geſtört. Man hatte mir mein Kanoe während der Nacht geſtohlen, um mir den Fiſchfang zu erſchweren oder auch den Waſſerweg abzuſchneiden. Die Art und Weiſe, wie der Diebſtahl bewerkſtelligt war, ließ auf die Betheiligung eines meiner Hausgenoſſen ſchließen. Während der alte Malaie meinen gegen ihn gehegten Verdacht entkräften konnte, gab Toguock eine wenig vertrauenerweckende Auskunft.

Meine moraliſchen Einwürfe übten nicht den geringſten Einfluß auf das fanatiſirte Mädchen; es verrichtete zwar wie bisher ſeine Obliegenheiten, ward aber täglich wortkarger und unzufriedener. Eines Morgens war Toguock aus meinem Hauſe entflohen. Ueber den Verluſt dieſes weiblichen Spions war ich bald getröſtet, um ſo mehr, als der alte Malaie die Hausarbeit bereitwilligſt übernahm.

Von dieſem Augenblicke an wurden die feindlichen Angriffe gegen mich verſchärft, es ſchien, als hätten die Eingeborenen nur die Rückkehr ihres Landeskindes abgewartet, um noch ernſtlicher vorzugehen. Es gelang mir nicht mehr, die heranrückenden Schaaren kampflos zu zerſtreuen, und doch vermied ich die Anwendung meiner Schießwaffen, weil es durchaus zwecklos geweſen wäre, einige Belagerer zu tödten. Nur im äußerſten Falle wollte ich von meinen Waffen Gebrauch machen und mich nur auf die Abwehr beſchränken. Jeder Todte, den mein Blei niedergeſtreckt haben würde, hätte nicht nur die Wuth ſeiner lebenden Kameraden entfacht, ſondern auch für ſpäter jede friedliche Annäherung unmöglich gemacht. In unbewachten Augenblicken ſuchte ich mit Hülfe meines alten Dieners friſche Nahrungsmittel. Da aber nur ſelten ein Fiſchfang gelang, ſo wurde unſer Mahl immer ſpärlicher und meiſtens nur aus

Früchten beſchafft. Es war jetzt in der That ein Robinſonleben, das wir zu führen gezwungen waren, das mir aber keineswegs die Befriedigung gewähren konnte, wie ſie der abenteuerluſtige Schiffsjunge einſt erhofft hatte.

Immerhin galt es auszuharren und meinen alten Malaien, der von jetzt ab den Namen ſeines einſtigen Vorbildes, Freitag, führte, auf beſſere Zeiten zu vertröſten. Das war keine leichte Aufgabe. Freitag ſehnte ſich zu ſehr nach den Fiſchtöpfen der Eingeborenen, wie überhaupt nach ſeiner alten, geſelligen Lebensweiſe. Alle meine Bemühungen, den letzten Menſchen an meine Nähe zu feſſeln, erwieſen ſich als fruchtlos, und als nun gar mein Tabakvorrath infolge Freitags erhöhten Verbrauches merklich zuſammengeſchrumpft war, da folgte der treuloſe Diener dem ſchlechten Beiſpiele Toguocks und verſchwand bei Nacht und Nebel aus meinem Hauſe.

In recht trüber Stimmung begann ich mein Tagewerk: jetzt war ich umgeben von erbarmungsloſen Wilden, jeder Hülfe beraubt, nur auf mich ſelbſt angewieſen; wollte ich dem drohenden Untergange entgehen oder ihn wenigſtens ſo lange wie möglich hinausſchieben, dann bedurfte es aller Geiſtesgegenwart und Thatkraft. Mit dieſer Erkenntniß begann ich zunächſt, mein Haus gegen jeden Ueberfall nach Möglichkeit zu befeſtigen. Zwei kleine, ſcharfgeladene Schiffskanonen wurden in den unteren Räumen aufgeſtellt, auch hatte ich für die Gewehre Schießſcharten eingerichtet, dicke Bambusſtangen verſperrten den Eingang meines feſtungsähnlichen Heims.

Um dem ſehnſüchtig erwarteten Capitän Cheyne beim Herannahen ein Lebenszeichen von mir zu geben, hatte ich eine aus meinen Kleidern gefertigte Flagge an der Giebelſpitze meines Hauſes befeſtigt und unterhielt während der Nacht ein großes, weithin ſcheinendes Feuer. An jedem Morgen richtete ich mein

Fernglas auf das weite Meer, aber kein Segel war zu ſehen, ſtets getäuſcht ging ich mit ſchwerem Herzen an mein eintöniges Tagewerk.

Von meinem einſtigen Viehvorrath war mir nur noch ein kleines, nahrungsbedürftiges Schwein geblieben. Auf dieſen vereinſamten Vierfüßler ſetzte ich meine ganze Hoffnung. Gerne opferte ich meine ſchönen, ſaftigen Ananas, um nur den Hunger meines grunzenden Geſellſchafters zu ſtillen; leider wurde das ſelbſtſüchtige Thier durch den Geſchmack der friſchen Frucht ſo verwöhnt, daß es jede andere Nahrung hartnäckig verweigerte und von meinem nothwendigen Antheil mit großem Behagen verzehrte. Dieſer Umſtand mußte die Lebensdauer des gefräßigen Borſtenträgers verkürzen; noch vor der beabſichtigten Zeit wurde er geſchlachtet, und wenn ich ſein Fleiſch bei der großen Hitze, bei dem Mangel an Salz nur auf eine verhältnismäßig kurze Zeit für meinen Unterhalt verwenden konnte, ſo blieben mir doch wenigſtens meine ſchmackhaften Früchte.

Abermals waren einige Wochen verfloſſen, ohne daß das heißerſehnte Schiff eintraf und mich aus meiner troſtloſen Lage befreite. Für die monatelange Verſpätung des Capitäns Cheyne erſchien mir nur noch der Grund erklärlich, daß er entweder Schiffbruch erlitten oder das Schiff von Eingeborenen überfallen worden und er ſomit außer Stande ſei, mir Hülfe zu bringen. Damit wäre auch mein Schickſal beſiegelt. Aber bevor ich hier, eingeſchloſſen von den Wilden, verhungerte oder unter ihren Speeren mein Leben aushauchte, wollte ich wenigſtens den letzten Verſuch zu meiner Rettung wagen.

Das Material zum Bau eines Kanoes war bald herbeigeſchafft. Eilig ging ich an die Arbeit. Warum ſollte es mir nicht gelingen, die Philippinen zu erreichen? War mir doch das Fahrwaſſer des Riffes genügend bekannt, um das offene Meer

gewinnen zu können. So arbeitete ich täglich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend an meinem rettungverheißenden Fahrzeuge.

Oft genug entſank das Werkzeug meinen Händen. Traumverſunken blickte ich dann in die azurblaue Fluth, aber ich ſah nicht die wunderbare Farbenpracht der feuerrothen Korallengebilde, auch nicht die blauleuchtenden Seeſterne, all' dieſe Herrlichkeiten, welche eine verſchwenderiſche Tropenpracht hier ausſtreut. Andere, viel ſchmuckloſere und doch weit wonnereichere Bilder zogen kaleidoskopartig an meinem inneren Blicke vorüber. Ich ſah die Stätte meiner Kindheit, die fernen heimathlichen Geſtade, all' die Lieben, welche meinem Herzen nahegeſtanden. Eine Thräne zitterte in meinem Auge — eine unbezwingliche Sehnſucht nach meinem theuren Vaterlande hatte mich ergriffen. Mit Allgewalt packte es meine Seele, — konnte ſich meine einzige Hoffnung, es einſtmals wieder zu erreichen, erfüllen? Ein friſcher Impuls ſtählte meine Glieder, mochte geſchehen, was da wollte, ich war gefaßt. —

Als ich endlich meiner Wohnung zueilte, glühten die fernen Höhen ſchon im Feuer der untergehenden Sonne. Aber ſo bezaubernd der Anblick auch war, in dieſem Moment achtete ich nur geſpannt auf die zahlreichen Geſtalten, die ſchattenartig vorüberhuſchten. Ein Zweifel war nicht mehr möglich, der lang erwartete Angriff der ganzen Kriegerſchaar ſtand mir nach Eintritt der völligen Dunkelheit bevor. Bald ſtand ich bei meinem Geſchütz.

Zunächſt galt es, auf die Bewegung der Belagerer genau zu achten, um den Angriff im entſcheidungsvollen Augenblick zu vereiteln. Nach den gewonnenen Erfahrungen kam Alles darauf an, den furchtſamen Eingeborenen einen tüchtigen Schreck einzujagen. Nach einer Stunde rückte die wohl hundert Mann

zählende Schaar in Schlangenwindungen vor. Sehr gut verborgen, konnte ich nicht nur meine Gegner genau beobachten, sondern sogar den vom Führer geflüsterten Befehl sehr deutlich vernehmen. In demselben Augenblicke nun, in welchem das allgemeine Kriegsgeschrei zum Angriff ertönen sollte, löste ich meine absichtlich zu hoch gerichteten Geschütze.

Ein furchtbarer Knall, untermischt von dem entsetzlichen Geheul der bestürzten Krieger, donnerte durch die stille Nacht. Meine Taktik hatte sich glänzend bewährt, in wilder Flucht rannten die heulenden Männer nach dem schützenden Walde. War auch die Rückkehr der Krieger in dieser Nacht nicht zu erwarten, so verharrte ich doch bis zum frühen Morgen auf meinem Posten. Erst beim vollen Tageslicht durfte ich meinem ermüdeten Körper eine kurze Ruhe gönnen. Nur bei einer ununterbrochenen, scharfen Wachsamkeit konnte ich mich gegen die Belagerer schützen.

So waren wiederum einige Wochen verflossen; so sehr ich auch gegen Hunger und Ermattung ankämpfte, der Augenblick, in welchem mein Widerstand beendet sein mußte, schien nahe. Mühsam betrat ich nach alter Gewohnheit an einem frühen Morgen die zum Ausguck führenden Dachstufen. Mechanisch richtete ich meinen Blick auf das weite, majestätische Meer. Ein Freudenschrei entrang sich meiner Brust, in meinem Herzen hämmerte es stürmisch, dort — dort — am fernen, wolkenlosen Horizont schimmerte ein rettungverheißendes Segel.

In überwältigender Dankbarkeit gegen den allgütigen Lenker unserer Geschicke sank ich nieder in die Kniee, der Allmächtige hatte mein Gebet erhört. Vor meinen thränenfeuchten Augen trat das kleine, weiße Segel immer deutlicher hervor, nach stundenlangem, aufregendem Beobachten konnte ich das Herannahen des so lang ersehnten Schiffes mit Gewißheit erkennen.

Erlöst.

Viel zu früh ſandte ich ihm den donnernden Gruß meiner Geſchütze entgegen; die Flagge flog empor, eine mächtige Rauchwolke ſtieg alsbald gen Himmel empor, um mich dem Schiffe bemerkbar zu machen.

Während ich noch mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit den Cours des Schiffes verfolgte, erſchien plötzlich der König mit ſeinen Häuptlingen vor meinem Hauſe und bat um Gehör. Nach der vorſchriftsmäßigen Ruhezeit begann der ſichtlich geängſtigte Herrſcher ſein langes Klagelied, aus dem ich endlich die wahre Urſache der gegen mich unternommenen bisherigen Feindſeligkeiten erfuhr.

Nach einer dem Könige gewordenen Mittheilung werde der verhaßte Capitän Cheyne nie wieder zurückkehren, ſein Schiff ſei verbrannt und er ſelbſt ermordet worden. Nun war mir Alles klar. Alſo deshalb hatte man mich viele Wochen belagert. Waren die Eingeborenen von dem gefürchteten Cheyne befreit, ſo hatten ſie auch auf mich keine Rückſicht mehr zu nehmen. Da aber das herannahende Schiff, wie ſie richtig vermutheten, den Verhaßten wieder in ihre Nähe brachte, ſo wollte man ſich aufs Neue meiner Freundſchaft verſichern, um gegen den harten Mann geſchützt zu ſein. Wiewohl ich wenig Veranlaſſung hatte, mit meinen „Freunden“ zufrieden zu ſein, verſprach ich doch, den Wunſch des Königs nach Möglichkeit zu erfüllen. Mit den Verſicherungen ſteter „Dankbarkeit und Treue“ verabſchiedete ſich der wankelmüthige Herrſcher von Palau.

Nach zwei Stunden gelangte endlich das Fahrzeug in den Hafen. Bevor ein Boot herabgelaſſen war, ſchwamm ich an Bord der Acis, um den Retter aus der Noth, Capitän Cheyne, zu begrüßen. Die Abfahrt wurde nach Möglichkeit beſchleunigt, und nachdem unſere Ladung Trepang auf der Inſel Yap ver-

vollſtändigt, erreichte der Schoner wohlbehalten den Hafen von Manilla.

Hier verſchaffte ich mir mit Hülfe des von Capitän Cheyne erhaltenen Guthabens wieder eine annähernd menſchenwürdige Bekleidung. Für meine bisherige Thätigkeit, die mir einſt als abenteuerluſtigem Menſchen ſo verlockend erſchienen, hatte ich vorläufig jede Neigung verloren. Wenn ich auch die Erwartung gehegt, daß ich einen weit größeren Gewinnantheil, als mir Capitän Cheyne ausgezahlt, aus unſerer Verbindung erreichen würde, ſo ſchied ich doch ohne Groll von meinem geſchäftskundigen Theilhaber. War ich doch den Speeren der Wilden entkommen, konnte jetzt wieder mit friſcher Kraft hinausſtürmen auf den Ocean des Lebens. Mit dieſem Troſt verließ ich Manilla und erreichte, wie der geehrte Leſer im erſten Theile meiner Erlebniſſe erfahren haben wird, Hongkong und nahm dort meine Thätigkeit als Schiffsführer wieder auf. Damit iſt das Bemerkenswertheſte während meines erſten Aufenthalts in der Südſee pflichtſchuldigſt erſchöpft. — — —

Nun hatte ich zum zweiten Male die mir bekannte Inſel erreicht und ſofort das entſetzliche Schickſal des Capitäns Cheyne erfahren. Die bevorzugte Begrüßung, welche mir der König und alle Eingeborenen nach dem Einlaufen meiner ſchönen Veſta erwieſen, gab mir volle Bürgſchaft für das Gelingen meines geplanten Unternehmens. Weit achtunggebietender konnte ich jetzt mit der vorzüglichen Godeffroy'ſchen Ausrüſtung meine früheren Handelsbeziehungen wieder aufnehmen.

Bei dem Anblick meines Schiffes und der großen Auswahl geeigneter Tauſchgegenſtände gerieth das ganze Volk in ſo aufrichtige Bewunderung, daß ich auf die Gewährung eines jeden Verlangens meinerſeits mit Sicherheit rechnen durfte. Unter der großen Zahl der herbeikommenden Zuſchauer befand ſich

auch meine einſtige Wirthſchafterin Toguock, die auffallender Weiſe keine beſondere Freude bekundete.

„Freut ſich Toguock nicht," fragte ich theilnahmsvoll, „ihren alten Freund wiederzuſehen?"

„Ja, Clow Rupack," gab ſie zaghaft zurück, „ich ſehe gerne, daß er wieder hier iſt, aber ich bin traurig, weil ſeine gefertigte Tapa mir nicht das erhoffte Glück gebracht hat." Ich hatte mein früheres Konfektionsgeſchäft faſt vergeſſen und war daher nicht wenig erſtaunt, daß ſie mich noch für die unerfüllten Hoffnungen verantwortlich machte. Ein buntes Tüchelchen verſcheuchte den Kummer von Toguocks Stirne.

Nachdem die Begrüßungen beendet, die Verträge mit dem König formgerecht geſchloſſen, begann zunächſt ein lebhafter, geſchäftlicher Verkehr. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend wurden mir nicht nur die gewünſchten Produkte, ſondern auch eine große Anzahl von Objekten eingeliefert, die ich für das Muſeum Godeffroy beſtimmte. Nach dieſer unerwartet großen Anſammlung ſchritt ich zur Ausführung meiner weiteren Pläne.

Die Palau- und dieſen nächſtgelegene Inſeln genügten mir nicht mehr für die Gewinnung des werthvollen Biche la mar und Schildpatts; ich beabſichtigte daher, die entfernteren, bislang nur ſelten von Europäern beſuchten Inſeln der Matelotas- oder Angelulgruppe, die Mackenzie- oder Ulithi-, ſowie Fais- und Wolea-Inſeln in den Bereich meiner Ausbeute zu ziehen. Im Hafen von Korror verſtärkte ich die Anzahl meiner Mannſchaft durch zwei Engländer, drei Palau-Inſulaner, vier Manilla-Leute, drei Chineſen und einen Weſtindier. Mit dieſer gemiſchten Geſellſchaft trat ich nach genügender Verproviantierung die beabſichtigte Reiſe an.

Auch Paſſagiere befanden ſich an Bord der Veſta. Es waren zehn Eingeborene von Yap, die mit ihren auf Palau aus-

gehauenen großen Steinen, welche dort als Geldſtücke von hervorragendem Werth dienen, in die Heimath zurückkehren wollten. Als Scheidemünzen werden daſelbſt große Perlmutterſchalen benutzt. Da mir ein derartiges Zahlungsmittel nicht behagte, ſo gab ich den bittenden Geldfabrikanten freie Paſſage. Die aus weißem, glitzerndem Geſtein ausgehauenen Geldſtücke, in deren Mitte ſich ein fauſtgroßes Loch zur Aufnahme des Tragbalkens befindet, zeigen die Form eines großen Schweizerkäſes. Von dieſem Geldmittel darf nur ſtets eine beſtimmte Anzahl angefertigt werden, was jedenfalls auf eine geregelte Finanzwirthſchaft ſchließen läßt.

Nach einer kaum achttägigen Fahrt erreichten wir Yap und ankerten in dem mir bekannten Hafen Rulebay. Yap beſteht aus zwei größeren, nur durch ſchmale Landwege mit einander verbundenen Inſeln, und hat einen Flächeninhalt von ungefähr vier deutſchen Quadratmeilen. Die Einwohnerzahl der dicht bevölkerten Inſel erreichte zu jener Zeit die Höhe von 6000.

Wie faſt alle Inſeln der Karolinengruppe wird auch Yap von einem Korallenriff umſchloſſen: ein guter fahrbarer, freilich nur eine halbe Seemeile breiter Kanal führt bei den Hauptſtädten Rul und Tomil in einen ſicheren Hafen.

Die oberen Erdſchichten des ungemein fruchtbaren Landes beſtehen aus Thonmaſſen, während der felſige Untergrund vulkaniſchen Urſprungs zu ſein ſcheint.

Die Inſel Yap gewährt dem Beſchauer einen höchſt maleriſchen Anblick. Saftgrüne, fruchttragende Flächen zieren die Spitzen der ſanft anſteigenden Berge, in der Niederung erſtrecken ſich wunderbar dichte Kokoswälder theils bis zum Ufer ausgedehnt. Die himmelblaue See, begrenzt von ſchneeweißem Sandſtrande, erhöht den Reiz des von dichten Palmenwäldern gebildeten Hintergrundes, aus welchem die Dörfer der Eingeborenen deutlich

hindurchſchimmern. Die Pracht dieſes kleinen Paradieſes ließ mich einen Augenblick meine wilde Umgebung vergeſſen.

Ein Kanonenſchuß lockte einige Neugierige herbei, die, ſobald ſie mich erkannt, davoneilten und mit der ganzen Einwohnerſchaft eiligſt zurückkehrten. Bald herrſchte auf dem Verdeck meines Schiffes ein geſchäftiges Treiben. Alles, was für mich Werth beſaß, ſchleppten die Wilden herbei und empfingen dagegen die verlockenden Tauſch-Artikel.

Trotz der großen Freude meiner Lieferanten war doch Vorſicht geboten; in unbewachten Augenblicken ſind die hinterliſtigen, ſtets kampfbereiten Eingeborenen zu jeder Gewaltthat geneigt. Bemerken ſie indeß, daß man ihr Thun aufmerkſam verfolgt, dann wird der freundſchaftliche Verkehr ohne Störung fortgeſetzt. Ueberhaupt wird der blutdürſtige Yapbewohner von allen tributpflichtigen Stämmen ſehr gefürchtet und ſeinen Befehlen Gehorſam geleiſtet. Selbſt die Bewohner einiger auf Yap gelegenen Dörfer werden als Sklaven behandelt und müſſen alle ihnen aufgetragenen Arbeiten ohne Entſchädigung verrichten.

Viel Vergnügen bereitete mir das Wiederſehen der lieblichen Königstochter Kierko, die mir als ſorgſame Hausfrau freudeglänzend entgegeneilte, damit Clow Rupack erkennen möge, daß man ihm von ganzem Herzen danke und ihn nicht vergeſſen habe.

Kierko hatte zwar ihre zierlichen Formen, ihre graziöſe Haltung eingebüßt, dennoch erſchien ſie mir von allen Frauen nicht nur als die ſchönſte, ſondern auch als die klügſte des ganzen Staates. Allein ſchon ihre kleinen, vollen Händchen, die ſie nach der Sitte der Frauen geſchmackvoll tättowiert hatte, ſo daß man ſehr lebhaft an die Glacés der europäiſchen Damen erinnert wurde, verliehen der koketten Kierko ein ſchmuckes Äußere.

Meine geſchäftliche Thätigkeit erlaubte mir leider nicht, auf die vertraulichen Mittheilungen der glücklichen Hausfrau zu achten.

Wenige Tage ſpäter erhielt ich den Beſuch des mir befreundeten Königs von Krurr, Fonneway, deſſen Begleitungskanoe große Quantitäten von Kokosnüſſen, Hühnern, Yams und Malaſſes für mich als Geſchenk brachte. Bereitwilligſt geſtattete der König meine Zweigniederlaſſung, die von einem Europäer und drei Palau-Inſulanern, während ich mit dem Schiffe die ferneren Inſel-Gruppen beſuchte, geleitet werden ſollte.

Auf Befehl des Königs kamen 50 Eingeborene an Bord, die zum Fiſchfang auf den Matelotas-Inſeln Verwendung finden ſollten. Bei den ſtarken Strömungen und den vielen unſichtbaren Riffen iſt das ankergrundloſe Fahrwaſſer dieſer Gruppe eines der gefahrvollſten im ganzen Pacific-Ocean. An der Oſtſeite des Riffes iſt nicht einmal das Brechen der See bemerkbar, ein Schiff kann hier glücklich über daſſelbe hinweggleiten, geräth aber dann in eine Lagune und iſt am weſtlichen Riffe unrettbar verloren, wie die Strandung der Ebba-Brahe, eines nach China beſtimmten Vollſchiffes, zur Genüge beweiſt.

Meine Abſicht, einige von dem geſtrandeten Schiffe herrührende, dort vorgefundene Gegenſtände einzutauſchen, ſcheiterte leider an der Hartnäckigkeit der Eingeborenen. Die Cajütenthüren, Paneele und Planken waren zum Bau einiger Häuſer, in welchen Kiſten und Tauwerk und mancherlei Schiffsgegenſtände verwahrt waren, verwendet worden.

Die von 80—100 Eingeborenen bewohnte Inſel bietet außer wenigen Kokosnüſſen und Fiſchen kein weiteres Nahrungsmittel. Trotz dieſer kargen Lebensweiſe zeigen die Eingeborenen ein gutes, kräftiges Ausſehen. Ihre Todten verſenken die Inſu-

lancer im Meere, damit der nach ihrem Glauben im Waſſer befindliche Fiſchgott ihnen gut geſinnt bleibe.

Auch die Eingeborenen der wenige Tage ſpäter erreichten Inſel Fais zeigten ſich recht freundlich, brachten mir Fiſche und Kokosnüſſe; da aber dieſe Inſel weder eine geſchäftliche noch ethnologiſche Ausbeute bot, ſetzte ich meinen Cours fort und erreichte bald 25 kleine, nur theilweiſe bewohnte, ſehr flache, hügelloſe Inſeln, welche die Mackenzie-Gruppe bilden. Zu den bevölkertſten derſelben gehören Moggomeg, Fallalep, Aſſur, Fandrée und Mongin.

Die beiden erſten Häuptlinge, Giurr und Ronnerné, welche dieſe Gruppe mit ihren kaum 700 Köpfe zählenden Bewohnern beherrſchen, haben ihren Wohnſitz auf der Inſel Moggomeg. Die Männer der Mackenzie-Gruppe ſind am ganzen Leibe tättowiert und trotz ihres unheimlichen Ausſehens wohl friedfertige, aber ſehr falſche Menſchen. Die wenigen Eingeborenen von Yap, die ſich hier aufhalten, üben noch außerdem einen ſehr ſchlechten Einfluß auf die Bewohner dieſer Gruppe in der Weiſe aus, daß ſie, falls ſich ihnen eine günſtige Gelegenheit dazu bietet, einen Angriff auf Schiffe unternehmen. Nach mancherlei Schwierigkeiten erreichte die Veſta endlich guten Ankergrund in der Nähe der Inſel Aſſur.

Zur Verhütung eines Angriffs wurden die Enternetze ausgeſpannt, die Kanonen geladen, Wachtpoſten ausgeſtellt und alle Waffen in Bereitſchaft gehalten. Die größte Abſchreckung wurde indeß durch die hellrothen Mäntel unſerer Schildwachen erreicht. Selbſt die beiden Könige wurden beim Anblick dieſer harmloſen Gewandung meiner Wachtpoſten ſo tief erſchüttert, daß ſie durch keinen Zuſpruch zu bereden waren, an Bord zu erſcheinen.

Erſt beim Vorzeigen einer kleinen Muſchel, die mir König Abba Thule für dieſen Fall eingehändigt hatte, wurden ſie zutraulicher und verſprachen am nächſten Tage zu erſcheinen.

Dem Verſprechen der Könige ſchenkte ich nur wenig Glauben, vielmehr erwartete ich einen Angriff während der Nacht und erhöhte meine Sicherheitsmaßregeln. Die Könige erfüllten jedoch ihr Verſprechen und kamen zur beſtimmten Zeit vertrauensvoll an Bord.

Mit Hülfe eines meiner Eingeborenen von Palau wurden die Landesherren von meiner beabſichtigten Geſchäftsverbindung verſtändigt und jede ſonſtige Erklärung gegeben. Bevor ſich jedoch die Könige zu einer eingehenden Beſprechung entſchloſſen, ſtellten ſie ſich mir gegenüber und drückten zum Zeichen des Hungers mit beiden Händen auf die Magengegend.

Auch ohne ihren kläglichen Ausruf: I hat ge lock (Wir ſind hungrig) wäre jenes Zeichen verſtändlich geweſen. Sofort wurde ein reſpektables Quantum ſüßer Kartoffeln und Yams für die hungrigen Majeſtäten bereitet, das mit einem bewunderungswürdigen Appetit in die leeren Magen meiner Gäſte ſchon nach wenigen Minuten verſchwunden war.

„Wir leben nur von Kokosnüſſen und Toddy," erklärte der erſte König, als habe er das Bedürfniß, ſeine außergewöhnliche Eßluſt zu entſchuldigen, „das Meer liefert uns nur wenige Fiſche, wir leiden ſehr oft Hunger, dem viele Männer und Frauen zum Opfer fallen."

Die geſchäftliche Verhandlung ſollte auf Wunſch der Könige in Gegenwart aller Würdenträger am nächſten Tage auf Moggomeg ſtattfinden. Gut bewaffnet, aber ohne Begleitung, erreichte ich den großen, von Kokospalmen umrahmten Verſammlungsplatz. In der Mitte des von 200 ſitzenden Männern gebildeten Kreiſes ſtanden die Häuptlinge zu meinem Empfange bereit.

Ein längeres Schweigen bezeichnete den Beginn der feierlichen Prozeſſion. Nachdem die Könige meine Schultern mit ihrem Ehrengeſchenk, zwei neuen Tapas, geſchmückt hatten,

wurde ich in die Mitte des Kreiſes geleitet und erhielt hier meinen Platz zwiſchen den beiden Monarchen. Während der abermals beobachteten, längeren Ruhezeit waren die Blicke der entſetzlich anzuſchauenden Männer auf mich gerichtet, meine weiße Farbe, wie nicht minder meine europäiſche Bekleidung erregte ihre Aufmerkſamkeit im höchſten Grade.

Unwillkürlich faßte ich an meinen in der Taſche verborgenen Revolver. — Endlich begannen die eigentlichen Verhandlungen, welche zu dem erwünſchten Ergebniß führten, daß nicht nur meine Anſiedlung zur Gewinnung von Biche la mar geſtattet wurde, ſondern auch, daß ſich die Eingeborenen zum Fangen der Holothurien verpflichteten. Zur Bekräftigung unſeres Kontrakts mußte ich den Königen einige Geſchenke einhändigen und kehrte, erfreut über meinen Erfolg, nachdem ich die Inſel oberflächlich beſichtigt, an Bord meiner Veſta zurück.

Am nächſten Tage begann ſofort die Arbeit. Mein kleiner Dampfer kam hier zur vollen Thätigkeit; er nahm nicht nur die zahlreichen Fiſcherboote in's Schlepptau, ich konnte auch von jetzt an die verſchiedenen Stationen beſuchen und alle Anordnungen perſönlich leiten. Leider wurde jetzt das Wetter ungünſtig, ſo daß ich mich entſchließen mußte, eine Abtheilung zuverläſſiger Leute hier zurückzulaſſen und eine ſüdlicher gelegene Inſelgruppe aufzuſuchen. Zunächſt berührte ich wiederum die Inſel Fais.

Die ſtarke Brandung, die im Gegenſatz zu den vielen anderen Inſeln von keinem Korallenriff umſchloſſen iſt, macht die Fahrten mit den Kanoes unmöglich. Die Einwohner können ſich daher nur mittelſt floßartig zuſammengefügter, nicht ausgehöhlter Baumſtämme auf die See hinauswagen.

Ueber die Entſtehung der Inſel Fais herrſcht unter den Eingeborenen eine der polyneſiſchen Mythe ziemlich verwandte Sage, deren Kernpunkt ſich auf das Hervorangeln von feſtem

Land durch die Göttin Loropp bezieht. Die Angel, mit welcher jene Göttin die Inſel aus dem Meeresgrunde emporzog, iſt nach mancherlei Wanderungen in den Beſitz des Königs von Yap gekommen. Infolge deſſen wurde die Inſel tributpflichtig und Eigenthum des Königs von Yap. Eine fernere Sage erzählt von einer Göttin Iſſerie und einem auf Yap vergrabenen Beile, bei deſſen Ausgrabung die Ulithi-Inſeln von der See verſchlungen würden.

Infolge dieſes unerſchütterlichen Glaubens wird es den liſtigen Yapleuten ſehr leicht, jene Inſelgruppe in fortwährender Tributpflichtigkeit zu halten. Alle meine Bemühungen, die Könige von der Gehaltloſigkeit ihrer Sage zu überzeugen, waren fruchtlos, ja ſie wurden ſogar faſt ungemüthlich, als ich jenen Märchen keinen Glauben ſchenkte.

Wahrſcheinlich iſt es, daß aus dieſem Grunde die erſten auf der Inſel im Dienſte der Civiliſation thätig geweſenen katholiſchen Miſſionare von den Eingeborenen ermordet wurden. Ein gleiches Schickſal wurde faſt allen Schiffsmannſchaften bereitet, die jene Inſel berührten; noch in der letzten Zeit hatte man hier die Beſatzung einer Maleien-Práo niedergemetzelt; ein einziger Knabe wurde verſchont und mir zum Geſchenk gemacht; ſelbſtverſtändlich gab ich dem Erlöſten, auf Palau angekommen, die langerſehnte Freiheit. Bei meinem Abſchied wurden die Könige unerklärlich weichherzig, Thränen ſtanden in den Augen der Wilden, unaufhörlich küßten ſie meine Hände und gelobten feierlichſt, angeſtrengt zu fiſchen und meine dort zurückgelaſſenen Leute gut zu behandeln.

Die ſpäteren Ereigniſſe lieferten den Beweis, daß weder die Thränen noch die Freundſchaftsverſicherungen dieſer Könige die geringſte Bürgſchaft bieten, daß hier vielmehr nur die ſichtbare Gewalt zum Ziele führt.

10. Kapitel.

Drum harre aus, und weg mit allen Grillen,
Steh' allzeit kampfbereit nur auf dem Plan!
Nicht jeden Wunsch kann Dir ein Gott erfüllen,
Auch Sterne stürzen oft aus ihrer Bahn.

Auf den l'Echiquier-Inseln. — Eine häßliche Frisur. — Unter Menschenfressern. — Im Kampfe. — Generalmarsch. — Feinde über Bord. — In Kriegsbereitschaft. — Falsch und treulos. — Einschiffung nach Honglong. — Im Teifun. — Das Erstaunen der Yap-Insulaner. — Englische Häuptlinge. — Ein Tanzvergnügen eigener Art. — Rückkehr nach den Karolinen. — Interessante Auszahlung. — Der Kampf um den Geliebten. — Sieg der Yapleute. — Revolution unter den Eingeborenen. — Der Feldzug gegen Artingal. —

Meine Hauptstation auf Yap war nach einer schwierigen Fahrt abermals erreicht. Von dieser Insel aus wurde nach Übernahme von 100 Eingeborenen mit ihren 25 Kanoes nebst reichlichen Nahrungsmitteln die geplante Reise nach den l'Echiquier-Inseln, einer zu jener Zeit noch nicht von geschäftseifrigen Europäern besuchten Gruppe, nördlich von Neu-Guinea, fortgesetzt. Während der ersten Tage herrschte eine höchst fatale Windstille; später wurde die Vesta von starken, widrigen Strömungen widerstandslos fortgerissen und längs der Küste von Neu-Guinea getrieben. Endlich hatten wir mit großer Mühe unseren Bestimmungsort erreicht und einen guten Ankergrund gefunden, da brach ein furchtbarer Orkan herein, mit dem wir vier Tage und Nächte um Schiff und Leben rangen.

Bei Eintritt günstigen Wetters wurden sofort Boote aus-

geſetzt und von den Yapleuten das Fiſchen des Trepangs begonnen. Dieſe Arbeit lockte eine Anzahl Kanoes der Eingeborenen herbei, die indeß in einer ziemlichen Entfernung vom Schiffe Halt machten und unſer Thun aufmerkſam beobachteten.

Begleitet von fünf Mann, ruderte ich den Eingeborenen entgegen. Sobald dieſe unſere Abſicht bemerkten, eilten ſie ſchleunigſt zurück, ſchleppten ihre Fahrzeuge auf den Strand und erhoben ein entſetzliches Geheul. Dennoch drangen wir ſo weit vor, daß man unſere emporgehaltenen europäiſchen Sachen erkennen konnte. Unſer friedliches Zeichen wurde verſtanden.

Die Wilden ſchleppten Bananen und Kokosnüſſe herbei und erwarteten ſchreiend und tanzend unſere Ankunft. Bald war der Austauſch unſerer Sachen beendet. Merkwürdigerweiſe ſchenkte man unſerer weißen Hautfarbe am meiſten Beachtung, die erſtaunten Menſchen beſtrichen mit ihren Händen unſere entblößten Arme und als ſie die vermeintliche Farbe nicht entfernen konnten, prüften ſie mit ihrer ausgeſtreckten Zunge wiederholt die Echtheit derſelben. Auch erreichten wir unſeren geſchäftlichen Erfolg inſofern, als die Wilden durch Geberden andeuteten, die von uns gewünſchten Fiſche fangen und an das Schiff liefern zu wollen.

Je mehr wir unſere neuen Geſchäftsfreunde kennen lernten, deſto unheimlicher wurde es uns in ihrer Nähe. Allein ſchon die entſetzliche Gewohnheit der vollſtändig nackten Eingeborenen, das Haupthaar ihrer todten Verwandten oder das ihrer erſchlagenen Feinde an das eigene Kopfhaar zu befeſtigen und wie eine Löwenmähne, theils auf der Bruſt und theils im Nacken flattern zu laſſen, bewies zur Genüge, auf welcher niedrigen Kulturſtufe dieſe Geſchöpfe ſtanden.

Bei meiner Wanderung durch ein im buſchigen Unterholz erbautes Dorf erhielt ich die Gewißheit, daß wir uns that-

ſächlich unter Menſchenfreſſern befanden. — Eine Menge Menſchenſchädel und Knochen waren unter den dichten Baumzweigen verſteckt, die ganze Beſchaffenheit jener menſchlichen Ueberreſte deutete darauf hin, daß ein Theil derſelben erſt ſeit wenigen Tagen hier gelagert haben konnte.

Als ich dem Älteſten dieſer entmenſchten Scheuſale einen gefundenen Schädel zeigte, machte er mir durch untrügliche Zeichen verſtändlich, daß ihn der Anblick dieſer Knochen erfreue. Die Hütten der l'Echiquier-Inſulaner ſind nur 3½ Fuß hoch und 8—10 Fuß lang, ſo daß man nur kriechend hineingelangen kann; außerdem ſind ſie ſehr ſchlecht gebaut, wie man es nur ſelten auf anderen Inſelgruppen bemerkt.

Im Inneren des Raumes befand ſich nur ein Feuer- und ein Schlafplatz, beide ohne irgendwelche Einrichtung. Außer Fiſchſpeeren und aus Stein gefertigten Beilen beſitzen die Wilden keine Waffen. Bananen und Kokospalmen ſind nur wenige vorhanden, dahingegen große mächtige Bäume, die ſich als Nutzholz verwerthen laſſen. Die Einwohner friſten ihr Leben nur von Fiſchen, Schalthieren und verſchiedenen Baumwurzeln.

Während der Gewinnung des Biche la mar ließ ich ein Stück Land urbar machen, ſäete verſchiedene Gewächſe und pflanzte ſüße Kartoffeln und Yams, die zur Freude der Wilden ſchon nach einer unglaublich kurzen Zeit großartig gediehen. Von der Thierwelt habe ich nur wilde Tauben und Ratten in großer Anzahl bemerkt. Während die erſteren ſehr wohlſchmeckend ſind, verdienen die letzteren allein ſchon ihres eigenartigen Ausſehens halber ein aufmerkſames Betrachten.

Das einem Opoſſum ähnliche Thier, von der Größe einer Katze, trägt ſeine Jungen in einem Beutel, iſt ſehr ſcheu und wird nur während der Nacht auf Bäumen, wo es ſich mit ſeinem langen Schwanze an die Zweige hängt, angetroffen. Der Kopf gleicht dem

der Ratte; die Beine ſind kurz und mit ſcharfen Krallen verſehen. Leider iſt das eine von den Yapleuten gefangene Exemplar nach kurzem Aufenthalt an Bord verendet. Sobald wir unſere Bauten errichtet hatten, wurden die mitgeführten Schweine in Freiheit geſetzt, um ſelbſt für ihre Nahrung ſorgen zu können. Wollten wir nun friſches Fleiſch genießen, ſo mußten wir zunächſt eine Treibjagd auf die frei umherlaufenden Thiere unternehmen.

In der erſten Zeit wurde unſer recht belangreicher Gewinn von Biche la mar und großen Perlmutterſchalen durch Nichts geſtört; bald aber wurden unſere Kanoes von den l'Echiquier-Inſulanern beunruhigt und ſchließlich im offenen Kampfe angegriffen. Mehr als 100 bemannte Kanoes zogen in Schlachtordnung heran. Meine kampfesluſtigen Yapleute ſtürmten entſchloſſen gegen die Feinde.

Dieſes Schauſpiel machte mir viel Vergnügen; umſomehr, als meine mit dem Werfen der Speere viel geübteren Bundesgenoſſen unſere Gegner in die Flucht ſchlugen und mit mehreren erbeuteten Kanoes und ſonſtigen Siegestrophäen zurückkehrten. Unſere Reiſe wurde nunmehr feſtgeſetzt. Während der außergewöhnlich langen Dauer derſelben wurde die Situation bedenklich, da die Ernährung meiner zahlreichen Geſellſchaft mir viele Sorgen verurſachte. Vorläufig mußten ſich meine Yapleute mit kleinen Rationen begnügen, trotzdem waren ſie recht vergnügt und freuten ſich auf die baldige Heimkehr.

Insbeſondere war es der Anblick der hohen, die Küſte von Neu-Guinea einrahmenden Berge, welcher dieſes freudige Erſtaunen der Yapleute hervorrief und die gemüthlichſte, von dem entſetzlichen Geſange ihrer Lieder unterſtützte Stimmung rege hielt, bis ihre Heimathsinſel in Sicht kam.

Auf der Rückreiſe paſſierte ich die Inſel Sonſerol und war ſo glücklich, von den Eingeborenen Kokosnüſſe und Fiſche als Nah-

rungsmittel für meine Leute einzutauſchen. Nach meiner Ankunft auf Yap wurde zunächſt ſämtlicher Vorrath an Biche la mar und Kokosnußöl an Bord verladen. Der letztgenannte Artikel genügte indeß in ſeiner Qualität nicht, weshalb ich mit Hülfe der Godeffroy'ſchen Maſchinen das Zerſchneiden und Trocknen der Kokosnußkerne, alſo eine rationelle Bereitung des Copras, ſelbſt ausführen ließ.

Eines Abends bei dieſer angeſtrengten Arbeit beſchäftigt, mußte ich dieſe in Folge der bedenklichen Nachricht eines Angeſtellten, wonach die Yapleute in der Nacht mein Schiff angreifen würden, unterbrechen. Ich ließ ſofort Generalmarſch ſchlagen, alle Kanonen, Gewehre und Piſtolen ſcharf laden, bewaffnete meine Leute und ſtand mit bereit gehaltener Lunte während der ganzen Nacht auf Poſten, bereit, jeden Augenblick den Kampf aufzunehmen. Schon wollte ich meine Kampfbereitſchaft einſtellen und meiner Mannſchaft die wohlverdiente Nachtruhe gönnen, als plötzlich mehrere Kriegs-Kanoes in ziemlicher Entfernung auftauchten. Trotz der Dunkelheit war das geſchickte Herannahen derſelben immer deutlicher bemerkbar.

Auf meinen ſtrengen Befehl herrſchte auf dem Schiffe die größte Ruhe. Niemand wagte ſich zu rühren. So waren die heimtückiſchen Wilden mit ihren Kanoes bis auf annähernd 50 Schritte in gerader Linie herangekommen, als ich die abſichtlich zu hoch gerichteten Geſchütze abfeuern ließ.

Mit einem wahnſinnigen Geheul ſprangen die erſchrockenen Eingeborenen über Bord, ließen ihre ſämtlichen Kanoes im Stich und ſchwammen eiligſt zum nahen, rettungverheißenden Strande.

Dieſe recht beluſtigende Flucht entſchädigte uns ein wenig für die geſtörte Nachtruhe, aber ſie bewies auch, daß man von dieſen Inſulanern jederzeit Angriffe erwarten darf, welche, wenn ſolche nicht im Keime erſtickt werden, einen ſehr bedenklichen Ausgang nehmen können.

Bei Tagesanbruch erſchienen einige Eingeborene, ſobald ſie indeß meine Poſten ſahen, entflohen ſie eiligſt zur Stadt und verbreiteten dort die Nachricht, daß ich mit deren Bombardierung beginnen wolle. Infolge dieſes Gerüchtes flüchteten, wie ich ſpäter erfuhr, ſämtliche Weiber mit ihren Kindern weiter landeinwärts.

Den ſpäter doch wieder herbeieilenden Eingeborenen verweigerte ich, trotzdem ſie ſich den Anſchein gänzlicher Unwiſſenheit zu geben verſuchten, den Zutritt zum Schiffe. Nun traf ſogar der König ein; trotz ſeiner bemerkbaren Erregung vergingen volle fünf Minuten, bevor er ſeine Friedens- und Freundſchaftsverſicherungen zu betheuern begann. Am Schluſſe dieſer längeren Auseinanderſetzung verſicherte der König bewegt:

„Clow Rupack, mein Freund, man hat Dich getäuſcht, keinem meiner Leute iſt es in den Sinn gekommen, Dein Schiff zu nehmen, und bevor ich hierzu meine Einwilligung gebe, laſſe ich mir lieber meinen Kopf abſchlagen.“

„Wenn ich Dir auch volles Vertrauen ſchenke,“ antwortete ich, um die Eitelkeit des Königs nicht zu verletzen, „ſo weiß ich doch ganz beſtimmt, daß man einen Angriff gegen mich beabſichtigte. Deine Leute werden mich ſtets zum Kampfe bereit finden, aber ich würde es Deinetwegen bedauern, wenn ſie von meinen Kanonen in die Ewigkeit befördert werden müßten. Uebrigens bin ich, wie Du auch weißt, als Freund hierhergekommen, beſitze die ſchönſten Geſchenke für Dich und werde Dein Volk ohne Veranlaſſung nicht angreifen; aber ich muß auf meiner Hut ſein und kann fortan nur Dir und Deinen Häuptlingen geſtatten, mein Schiff zu betreten.“

„Damit haſt Du vollkommen Recht. Wir trennen uns alſo als gute Freunde, Clow Rupack, und nun ſage, wie viel Frauen und Mädchen Du als Entſchädigung haben willſt.“

„Ich wäre kein wahrer Freund, wenn ich von Dir eine Entſchädigung annehmen würde; außerdem bin ich im Begriff, eine längere Reiſe anzutreten und habe keinen Raum für Dein werthvolles Geſchenk.“

Dieſe rückſichtsvolle Ablehnung erfreute den König ungemein, was zur Befeſtigung unſerer Freundſchaft weſentlich beitrug. Später habe ich durch die dankbare Kierko den Grund des beabſichtigten Ueberfalles erfahren. Danach geſchah er aus Habſucht der Inſulaner, um die von ihnen auf den l'Echiquier-Inſeln gefiſchten Perlmutterſchalen zu erobern. Schon beim Verlaſſen des Schiffes waren die Hapleute erboſt, als ich ihnen die Mitnahme dieſer auf der Inſel als Scheidemünze geltenden Perlmutterſchalen ſtrengſtens unterſagte.

Zunächſt mußte ich nun mit der oft recht gefahrvollen Arbeit beginnen, die auf den verſchiedenen Inſeln errichteten Stationen zu beſuchen und deren Ergebniß an Biche la mar an Bord zu nehmen. Allenthalben erſchien ich meinen Leuten als Retter in der Noth. Ihre Leidensgeſchichte glich ſich auf ein Haar. Sobald die Veſta die Station verlaſſen hatte, änderten die Inſulaner das mir zugeſicherte, friedliche Verhalten, unterbrachen die Arbeit und gingen ſchließlich, nachdem ihre Ueberrumpelungsverſuche an der Wachſamkeit meiner Leute geſcheitert waren, zum offenen Kampfe vor, deſſen man ſich nur mit der größten Anſtrengung und unter ſchweren Verluſten erwehren konnte.

Waren die Wilden beſiegt, dann ſuchten ſie den Belagerten die Möglichkeit zu nehmen, ſich zu verproviantieren. So hatte ich meine Leute hungernd, verzweiflungsvoll, theils ſogar dem Tode nahe, vorgefunden. Am ſchlimmſten war es meinen Vertretern auf der größten der Mackenzie-Inſeln, Fallalep, ergangen. Hier hatte jedenfalls mein kleiner Dampfer die Habſucht der Eingeborenen gereizt und alle ihre Schurkenſtreiche veranlaßt.

Zunächſt hatten ſie große Feſte abgehalten, welche jedoch von den vorſichtigen Weißen nicht beſucht wurden; dann hatte die holde Weiblichkeit ihre beſtrickenden Verführungskünſte eine Zeitlang angewandt, und als auch dieſes Manöver erfolglos blieb, hatte der offene Kampf begonnen. Schon der Umſtand, daß kein Kanoe bei meinem Eintreffen zu bemerken war, bewies die Furcht der abgefeimten Wilden.

Auch die beiden Könige beſaßen kein gutes Gewiſſen; erſt nach meiner nachdrücklichen, von einem Kanonenſchuß begleiteten Aufforderung kamen ſie zitternd an Bord. Dieſelben erzählten, daß es nicht in ihrer Macht gelegen habe, das ſchlechte Benehmen ihrer Leute zu verhüten, daß aber nur einige Yap-Inſulaner, die nach meiner Abreiſe eingetroffen ſeien, Alles verſchuldet hätten.

Ich verlangte die Auslieferung der Rädelsführer. Die Könige verkündeten meinen Willen, und ſofort begann eine allgemeine, leider vergebliche Suche. Die ſchlauen Yapleute hatten den Braten gerochen und ſich eiligſt mit ihrem Kanoe in Sicherheit gebracht. Da aber, wie die Könige richtig erwarteten, eine Beſtrafung eintreten mußte, ſo wurden mir ſofort 20 Männer und 10 Weiber zur beliebigen Verwendung überliefert.

So lange wir auf der Inſel mit dem Bergen unſerer Produkte und Geräthſchaften beſchäftigt waren, blieben die Gefangenen an Bord. Sie fanden ſich willig in ihr Schickſal und erwarteten täglich die Vollſtreckung des Todesurtheils. Merkwürdigerweiſe benutzten ſie ihre vermeintliche Friſt dazu, ſich Genüſſen, nach ihrer Anſicht höchſten Lebensfreuden, zur ausgelaſſenen Heiterkeit meiner Leute, unausgeſetzt hinzugeben. Beim Anblick dieſer eigenartigen Vorſtellungen vergaßen meine Leute alle erlittenen Qualen. Selbſtverſtändlich wurden die Gefangenen bei meiner Abfahrt nach Yap ſtraflos entlaſſen.

So lange der Eingeborene die Macht empfindet, iſt er meiſtens friedlich und fügſam, aber er achtet weder ſein Verſprechen, noch irgend welche Verpflichtung, ſobald der Weiße jene Machtmittel verloren hat. Bei ſcharfer Beobachtung und beſtimmtem Auftreten kann ſich der Europäer auch dann noch erfolgreich vertheidigen; es kommt eben Alles darauf an, zur rechten Zeit die erforderliche Energie zu zeigen.

Außer meiner urſprünglichen Beſatzung hatte ich noch zehn Eingeborene der Inſel Yap, unter denen ſich der Sohn des Königs, Prinz Ligeſer, befand, an Bord, um den Eingeborenen im Intereſſe der ſpäter weiter auszudehnenden Handelsbeziehungen die cultivierte Hafenſtadt Hongkong zu zeigen.

Infolge der Unzuverläſſigkeit meiner treuloſen Lieferanten blieb meine Ausbeute an Biche la mar, Kokosnußöl und Schildpatt quantitativ hinter meiner Erwartung weſentlich zurück. Trotzdem mußte die Ablieferung meiner geſammelten Schätze in Hongkong demnächſt erfolgen, wollte ich nicht Gefahr laufen, auch noch Einbuße an der Qualität des bereiteten Biche la mar zu erleiden. Auch die für das Muſeum Godeffroy präparierten Gegenſtände mußten nunmehr nach den Wünſchen meines Hamburger Rhebers eingeliefert werden. Nach Erledigung der nothwendigſten Vorkehrungen wurden die Anker gelichtet und die Reiſe nach China von den Palau-Inſeln aus mit aller Beſchleunigung angetreten.

Von einem ſtarken S.-W.-Wind begünſtigt, bekamen wir ſchon am nächſten Morgen die Nordſpitze der Palau-Gruppe in Sicht und ſegelten längs des ſich dort befindlichen ausgedehnten Riffs. Ich konnte nunmehr mit Gewißheit feſtſtellen, daß das auf den Karten verzeichnete Riff ſich nicht 50—60, ſondern nur 17—18 Meilen von der äußerſten Nordſpitze des Landes weiter nördlich ins Meer erſtreckt. Außerdem entdeckte ich, daß noch eine ſehr gute, 5 Meilen breite Paſſage unweit

der Nordspitze Era Kalongs durch dieses Korallenriff führt. Die Benutzung dieser Passage empfiehlt sich für den Fall, daß die Nordwestspitze wegen etwaigen zu schralen Windes nicht umsegelt werden kann.

Nach dem Passieren der Palau-Inseln erhielten wir leider leichte, westliche Winde, die unseren Cours wesentlich erschwerten. Das Bemerkenswertheste dieser Tage war das Begegnen eines Kanoes, dessen Insassen von einer entfernt liegenden Inselgruppe gekommen waren, um ihren dem Yapkönige schuldenden Tribut auszuliefern.

Die Wilden hatten nicht die geringste Kenntniß, wo sie sich befanden, sie wußten nicht einmal, nach welcher Himmelsrichtung Yap zu erreichen wäre. So waren sie bereits fünf Tage hungernd und durstend auf dem Meere umhergetrieben. Mein Anerbieten, das Kanoe in's Schlepptau der Vesta zu nehmen, wurde von den Wilden abgelehnt; ich konnte ihnen daher nur die Richtung andeuten, wo Yap lag, glaube aber kaum, daß sie ihren Bestimmungsort erreicht haben, sondern daß sie entweder dem drohenden Hunger oder den Wellen zum Opfer gefallen sind.

Vom Wetter begünstigt, gelangte ich sehr bald durch die nördlich von den Philippinen-Inseln führende Balingtangstraße in das chinesische Meer hinein. Nach zweitägiger Fahrt wurde die Vesta von einem entsetzlichen Teifun heimgesucht, dem wir nur mit genauer Noth ohne Verlust der Masten entkamen. Gegen diesen unerwartet rasch hereinbrechenden, gefahrvollsten aller Stürme, dem viele Schiffe zum Opfer fallen, bietet nur die richtige Berechnung der Richtung und Fortbewegung des Cyklonen-Centrums die einzige Möglichkeit einer Rettung.

Der Teifun, ein heftiger Wirbelwind oder Drehsturm, wüthet besonders im indischen Ocean und längs der Süd- und Ostküste von China. Von den alten Aegyptern als

ein böſer Gott bezeichnet, gilt er den Griechen als ein Ungeheuer. Nach Homer liegt es unter der Erde und wird von Zeus mit Blitzſtrahlen niedergeſchmettert.

Der Durchmeſſer eines ſolchen Sturmkreiſes ſchwankt zwiſchen 200—600 Meilen, er beſitzt eine rotierende Bewegung um ein gewiſſes Centrum und das ganze Sturmgebiet bewegt ſich in einer beſtimmten Richtung vorwärts, wie es beiſpielsweiſe bei einer Windhoſe im kleineren Verhältniß geſchieht. Während jener fürchterlichen Nacht heulte ein ſchauriger Wind, mit immer heftiger werdender Gewalt rollten die Wogen gegen die Schiffsplanken der in ihren Fugen krachenden Veſta.

Es war eine Sturmnacht im vollſten Sinne des Wortes. Tief herabhängende Wolken, welche ſich faſt mit dem vom Sturme gepeitſchten, wild aufgeregten Meere vermiſchten, verhüllten das anbrechende Morgenlicht. Das Auge vermochte dieſes unheimliche Halbdunkel nur auf eine geringe Entfernung zu durchdringen, unaufhaltſam zerſchellten die Wogen an der Schiffswand und bis hoch in die Maſten jagte der Sturmwind den ſchäumenden Giſcht. Ein tiefer, faſt metalliſch klingender Ton, der ſich vom Sauſen und Pfeifen des Segelwerks merklich unterſchied, hallte durch die Luft.

Nach einem angeſtrengten, ungemein aufregenden Manöver erhielt ich die Gewißheit, daß meine Berechnung bezüglich des Cyklonen-Centrums ſich als zuverläſſig ergab; der Wind ſchralte aus Oſt, wir befanden uns demnach am Nordrande des Sturmkreiſes und konnten ſogar den gefürchteten Orkan zu einer raſchen Fahrt benutzen.

Mit einer zauberiſchen Geſchwindigkeit raſte die Veſta, dank des günſtig benutzten Sturmes, durch die chineſiſche See. — Ohne weiteres Ungemach erreichte ich Hongkong.

Sprachlos vor Erſtaunen betrachteten meine Yapleute die überwältigenden Wunder der civiliſierten Großſtadt. Die große Anzahl der im Hafen liegenden Schiffe, der rege Verkehr einer zahlreichen Bevölkerung, die unabſehbaren Häuſerreihen waren auch wohl geeignet, meine Inſulaner in Erregung zu ſetzen.

Es war für mich hochintereſſant, den Eindruck zu beobachten, welchen die geringfügigſten civiliſatoriſchen Einrichtungen auf meine überraſchten Wilden machten. In ihrem bewundernden Entzücken geriethen ſie aus Rand und Band und begannen ſogar, zum Erſtaunen der Paſſanten, in den Straßen ihre Jubeltänze aufzuführen.

Die komiſchen Fragen der Wilden zu beantworten oder ihren Ideengang zu verfolgen, war geradezu unmöglich. Beim Anblick eines Pferdes, das einen Wagen zog, mußte ich alle Autorität aufbieten, um ein furchtbares Geheul zu verhindern. Zeitweilig folgten ſie im eiligen Lauf dieſem überwältigenden Wunderwerk.

Prinz Ligeſer betrachtete am liebſten die vereinzelt bemerkbaren, mit einem Cylinderhut bekleideten engliſchen Kaufleute, die er trotz meiner genügenden Auseinanderſetzung für hervorragende Häuptlinge erklärte. Die Vorliebe des Prinzen für jene ſchwarzpolierte Angſtröhre beſtimmte mich, ihm ein fragwürdiges Exemplar jener Kopfbedeckung zu verehren.

Hatten die Inſulaner bislang ſchon die Aufmerkſamkeit des Publikums in hohem Maße auf ſich gelenkt, ſo war es mir jetzt, da ſich der wilde Prinz von der hochgeſchätzten Kopfbekleidung nicht trennen wollte, faſt unmöglich, meine Yapgeſellſchaft durch die Straßen zu führen. Der Anblick des nackten Prinzen mit ſeinem unvermeidlichen, aufs Haupt gequetſchten Cylinderhute wirkte überaus draſtiſch. —

Eines Tages folgte ich mit meinen zur Sehenswürdigkeit gewordenen Eingeborenen von Yap der freundlichen Einladung der Herren Siemssen & Co., damaliger Geschäftsfreunde meiner Rheder. Im Hause jener Herren war eine auserwählte Gesellschaft der in Hongkong weilenden hervorragenden Deutschen und Engländer nebst ihren Damen versammelt.

Gegen Abend wurde ich von dem Hausherrn gebeten, meine Insulaner zu einem Tanze zu veranlassen. Dieselben erklärten sich sofort dazu bereit, umsomehr, da ihnen durch ein lecker bereitetes Mahl schon vorher Gelegenheit gegeben war, den regen Appetit zu befriedigen.

Die in den prachtvoll geschmückten Ballsaal geführten Krieger befanden sich gerade in der fröhlichsten Stimmung, ihren Dank für die freundliche Bewirthung nachdrücklichst abzutanzen. — Unter jubelnder Zustimmung aller Zuschauer, insbesondere der jungen Damenwelt, tanzten meine Wilden mit einer erstaunlichen Hingabe und leidenschaftlicher Erregung, wobei es allerdings recht oft vorkam, daß die nicht an das Parkett gewohnten Tänzer das Gleichgewicht verloren und in urkomischen Stellungen auf den Fußboden stürzten. —

Im Taumel des Vergnügens begannen die rothbemalten, federgeschmückten Wilden schließlich ihren leidenschaftlichsten Kriegstanz mit Begleitung eines sinnbetäubenden Geheuls so wahr und naturgetreu auszuführen, daß ein immer stärkerer Aufschrei aus den Zuschauerreihen erschallte, und noch vor Beendigung des Tanzes der ganze Damenflor in wilder Flucht, schreiend und lachend, den Ballsaal verließ. — Die dankbaren Insulaner wähnten sich auf ihren einheimischen Tanzplätzen, und hatten im gutgemeinten Eifer, nicht achtend der Gegenwart europäischen Damen, ganz ungeniert ihre Lendengürtel abgestreift.

Auch eine photographische Aufnahme von meinen Wilden ließ ich in Hongkong anfertigen, und sandte diese dem Museum

Godeffroy zur Benutzung. Nach Ablieferung meiner Ladung wurde die Vesta aufs Neue ausgerüstet mit Tauschwaaren und außerdem mit allerlei für die Kultivierung des Erdreichs erforderlichen Geräthschaften, Baumwollpressen u. s. w. versehen.

Bevor ich meine geschäftlichen Obliegenheiten erfüllte, erstattete ich dem Gouverneur wie auch dem Befehlshaber der englischen Flottenstation umfassenden Bericht von der Ermordung des Capitäns Cheyne. Wie sich später ergab, hatten die Wilden noch die Grausamkeit begangen, das segelfertige Schiff des Ermordeten, auf welchem sich mehrere spanische und englische Kaufleute mit ihren Frauen befanden, gewaltsam auf das offene Meer hinauszuschleppen und es seinem Schicksal zu überlassen. Zwar wurde das Schiff nach vielen Wochen von vorüberseglenden europäischen Fahrzeugen geborgen, allein die armen, schiffahrtsunkundigen Passagiere waren dem Hungertode erlegen.

Wenngleich das geschäftliche Ergebniß meiner ersten Expedition wenig befriedigte, so mußte ich doch auf meinen gefahrvollen Posten wieder zurückkehren, um aufs Neue mein Heil zu versuchen. Nach einer langen, mühevollen Fahrt ankerte ich wiederum im Hafen von Korror. Wie immer nach meiner Rückkehr, wurde die Vesta von zahlreichen Eingeborenen umlagert, aber dieses Mal war es nicht Freude sondern Furcht vor dem erwarteten englischen Kriegsschiff, welche die schuldbewußten Männer in meine Nähe trieb, damit ich das drohende Unheil von ihnen abwende. Dem Wunsche des Königs, ihn sofort in seiner Wohnung zu besuchen, leistete ich Folge.

Mit fieberhafter Spannung wiederholte der geängstigte König mehrfach seine Bitte, ihm einen Rath zu ertheilen, wie er sich im Falle des Eintreffens der Engländer verhalten müsse.

„Sage mir doch wenigstens, Clow Rupack", meinte der schuldbewußte König nach meiner Darlegung flehend: „ob sich

die Engländer damit begnügen werden, nur die Mörder des Capitäns zu bestrafen."

„Vielleicht ja," antwortete ich, „namentlich wenn Du beweisen kannst, daß außer ihnen kein anderer den Anschlag geplant hat." Der König wurde ruhiger und bat mich, dem sogleich beginnenden Feste beizuwohnen, wie überhaupt die Insel nicht wieder zu verlassen. Nachdem alle hervorragenden Häuptlinge versammelt waren und der König den Beginn der Feier verkündet hatte, entnahm der Premierminister Ireikelau einem kleinen Körbchen eine große Anzahl kleiner, aus vulkanischem Steingebilde geschliffener Stückchen, welche als Geld auf den Palau-Inseln dienen, und legte sie vorsichtig auf die in der Mitte des Fußbodens sich befindende Matte.

Der König, wie alle Häuptlinge prüften jedes Geldstückchen sehr sorgsam und erklärten schließlich die Echtheit der Steine. In diesem Augenblick ertönte aus der Ferne immer stärker werdendes Geheul, das seinen Höhepunkt mit dem Eintreffen von rothbemalten Eingeborenen erreichte. Unter unausgesetztem, fürchterlichem Geschrei tanzten und sprangen die Wilden mit ihrer hocherhobenen Bambusbahre, auf welcher sich eine Seekuh, der sogenannte Dugong befand, wie toll umher.

Sobald auch das herbeiströmende Volk den mitgeführten Meeresbewohner in derselben Weise begrüßt hatte, trat zunächst eine längere Ruhepause ein, dann begann die Vertheilung des Geldes. Jedes einzelne Stück überreichte der Finanzminister einem freistehenden, untergeordneten Häuptling, der mit lauter Stimme den Namen des Mannes verkündete, der das betreffende Geldstück besitzen sollte. Ein anderer Häuptling nahm es in Empfang und überlieferte es seinem künftigen Besitzer.

Mit der Vertheilung des letzten Steinchens war die lärmende Feierlichkeit beendet. Sämtliche Empfänger gehörten

zu einem hervorragenden Bunde, welcher das Privilegium beſaß, dieſes ſeltene Thier allein fangen zu dürfen. Das nur ſelten in den Gewäſſern der Palau-Inſeln erlegte Thier wird von den Eingeborenen ſehr hoch geſchätzt, weil deſſen Halswirbel als hervorragende Ordensauszeichnung gilt und nur vom Könige und ſeinen Söhnen als ein beſonderes Abzeichen am Arme getragen werden darf.

Das eigenthümliche Ausſehen dieſes ſeltenen Dugongs, welcher wohl acht Fuß lang war, beſtimmte mich zu dem Wunſche, denſelben für das Muſeum zu erwerben. Trotz des großen Preiſes, den ich dem Könige dafür bot, wurde mein Geſuch beharrlich abgelehnt. Die Geſtalt des Thieres zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem menſchlichen Körper. Ich glaube ganz beſtimmt, daß die Sage vom Meerweibchen auf dieſes ſonderbare Geſchöpf zurückzuführen iſt. Sobald daſſelbe, in die Enge getrieben, nicht mehr entrinnen kann, erhebt es nach Ausſage der Fiſcher ein menſchenähnliches Geſchrei und geberdet ſich wie ein bittendes Kind.

Mit friſcher Kraft und raſtloſem Eifer nahm ich meine geſchäftliche Thätigkeit wieder auf. Alle von mir errichteten Stationen wurden abermals beſichtigt und mit den zahlreichen Häuptlingen der verſchiedenen Inſelgruppen neue Verträge abgeſchloſſen, ſowie alle Vorſichtsmaßregeln, wie ſie im Verkehr mit den wilden Stämmen durchaus erforderlich ſind, gewiſſenhaft beobachtet. Dieſes Mal verſprachen meine Anſtrengungen von größerem Erfolg gekrönt zu werden. Zwar gab es unendlich viel Schwierigkeiten zu überwinden, hier und dort oft blutige Kämpfe zu beſtehen, aber meine Ausbeute, namentlich an Kokosnußöl mehrte ſich ſo weſentlich, daß ich alle Verdrießlichkeiten frohen Sinnes ertrug.

Um immer mehr Inſeln zu erſchließen, unternahm ich dem-

nächſt die Fahrt nach den Hermit-Inſeln. Von unausgeſetzten Stürmen heimgeſucht, erreichte die Veſta erſt nach einer unverhältnismäßig langen Reiſe ihren Beſtimmungsort. Ich ankerte in unmittelbarer Nähe einer kleinen Inſel im N.-W. der dicht mit Kokospalmen bewaldeten Gruppe.

Bald wurde mein Schiff von zahlreichen Kanoes der Hermiten umringt, deren Bemannung zu meiner großen Freude allerlei Koſtbarkeiten, wie Schweine, Kokosnüſſe, Bananen, Tarro, Yams, Brodfrüchte und Papais mit ſich führten und zum Tauſch feilboten. Für einige Stückchen Bandeiſen erhielt ich eine Menge dieſer begehrenswerthen Gegenſtände. Meine Lieferanten waren nach Empfang der Eiſentheile ſo erfreut, daß ſie mir ihre Dankbarkeit durch einen mit Händeklatſchen begleiteten Tanz, wie ich einen ſolchen noch nie bei den Eingeborenen der Südſee geſehen, bewieſen.

Unter Benutzung eines ſcharfen Steines verſehen die Hermit-Inſulaner ihre Kanoes mit recht ſchönen, geſchnitzten Verzierungen. Die Bauart ihrer Fahrzeuge weicht von denen ihrer Nachbarſtämme weſentlich ab Das mit zwei Maſten und Segeln ausgerüſtete Kanoe gewährt für 40—50 Mann genügenden Raum und wird von den ſchiffahrtskundigen Wilden recht geſchickt geleitet. Männer und Frauen ſind auffallend muskulös entwickelt; ihre dunkelbraune Hautfarbe in Verbindung mit einer ſcheußlichen Tättowierung verleiht ihnen ein wildes Ausſehen. Nicht ſelten unternehmen die Hermit-Inſulaner eine Fahrt nach den l'Echiquier- und Anchoreten-Inſeln, aber ihr Beſuch dient nur dem Raube von Männern und jungen Frauen.

Dieſe Mittheilung verdankte ich einigen auf der Inſel gefangen gehaltenen, geiſtig entwickelten Anchoreten-Inſulanern, die ſich an Bord der Veſta flüchteten und mich flehentlich um Auf-

nahme baten. Die Erfüllung ihrer Bitte verurſachte nur einen kleinen Streit mit den Hermit-Inſulanern. Die entflohenen Männer wollte man mir nach längerer Verhandlung überlaſſen, nur die zwei ſchönen Frauen verlangten ſie energiſch zurück. Einige kleine Geſchenke verſöhnten jedoch ſehr raſch die wilden Weiberfreunde. Im weſtlichen Theile der Gruppe ſtehen die Eingeborenen auf einer noch niedrigeren Kulturſtufe. Meiner Abſicht, zu landen, widerſetzten ſich die heulenden, mit Speeren bewaffneten Männer ſo beharrlich, daß ich erſt nach vielen Bemühungen das nächſt gelegene größere Dorf betreten konnte. Nur durch die nachdrücklichſten Mittel konnte ich meine Japleute von dem Kampfe mit den Wilden zurückhalten. War auch der Ausgang deſſelben mit Sicherheit vorauszuſehen, ſo hätte doch ein gewaltſames Vorgehen jede Annäherung verhindert.

Die Bekleidung der Männer iſt die denkbar einfachſte; etwas komplizierter und recht eigenthümlich iſt die der Frauen. Ein kurzes, aus Gras und Blättern verfertigtes Röckchen bedeckt nur theilweiſe die Vorderſeite des Körpers, während hinten ein ſchmaler, bis zur Erde reichender Schweif getragen wird. Das Haupthaar iſt kurz geſchoren und die Stirne mit tiefſchwarzer Farbe bemalt. Dennoch iſt dieſe eigenartige Toilette gegen die auf den Anchoreten-Inſeln übliche als eine wahrhaft luxuriöſe zu bezeichnen.

Das Äußere der Anchoreten-Frauen, die ich ſpäter ſah, erweckt einen unbeſchreiblich widerwärtigen Eindruck. Die bereits in der Kindheit abgeſchnittenen und nur noch oben und unten feſtſitzenden äußeren Ohrränder, die durch eingezwängte runde Holzſcheiben allmählich mehr ausgedehnt werden und ſchließlich eine erſtaunliche Weite erreichen, ſind mit einer Menge kleiner Schildpattringe bekleidet, ſo daß ſie einen feſt geſchloſſenen,

bis zur Schulter reichenden Ring bilden; außerdem tragen ſie 8—10 Zoll lange, wie Ochſenhörner geformte Schildpattſtücke als Zierrath quer durch die durchſtochene mittlere Naſenwand. Einen ſo unangenehmen Eindruck dieſer unheimliche Schmuck auch hervorruft, ſo erregt doch die Tragfähigkeit des ſchwerbelaſteten Riechorgans die Bewunderung des europäiſchen Beſchauers. Das häßliche Ausſehen der Weiber wird noch dadurch erhöht, daß die entblößten Oberkörper der meiſten Frauen mit zahlreichen, großen Narben bedeckt ſind.

Dieſe ſichtbaren Zeichen weiblicher Entſchloſſenheit erklären ſich durch einen eigenthümlichen Kampf. Unter den Stämmen der Anchoreten-Inſulaner herrſcht nämlich die eigenartige Sitte, daß ſich heirathsfähige Mädchen ihren Ehegatten thatſächlich mit der Waffe in der Hand erkämpfen müſſen. Während es bei allen anderen Südſeevölkern gebräuchlich iſt, die Tochter vom Vater zu erkaufen, gebietet die Sitte der Anchoreten freie Damenwahl. Sobald die heirathsluſtige Jungfrau dem Häuptling mittheilt, daß ſie dem bezeichneten Manne als Frau angehören will, wird die Anmeldung zur öffentlichen Kenntniß des Dorfes gebracht.

An einem feſtgeſetzten Tage treffen auf freiem Platze ſämtliche Eingeborene zuſammen, bilden einen großen Kreis, in deſſen Mitte die kampfbereite Braut ihre etwaigen Nebenbuhlerinnen erwartet. Iſt ihre Wahl auf einen wenig begehrenswerthen Mann gefallen, ſo wird der Ehebund ohne Kampf in Gegenwart der Verſammlung geſchloſſen. Wird indeß von einer Rivalin Einwand erhoben, ſo tritt ſie ſtillſchweigend in die Arena und bekundet durch Emporhalten ihres armlangen Speeres die Bereitwilligkeit zum Kampfe. Die minneſüchtigen Schönen kämpfen um ihren Erkorenen mit einer ſo andauernden Hartnäckigkeit und Geſchicklichkeit, daß das Ergebnis des erbitterten Streites meiſtens erſt nach zahlreichen, oft lebens-

gefährlichen Verwundungen vom Häuptling verkündet werden kann. So oft eine neue Bewerberin auf dem Plane erscheint, muß die Siegerin ihren Herrenpreis aufs Neue vertheidigen. Ein furchtbares Geheul des bislang theilnahmlos dareinblickenden Volkes bezeichnet den Schluß des Kampfes. Der erstrittene Mann empfängt aus den Händen seines muthigen Weibes die siegreiche Waffe und bestreicht mit dem Safte einer Wasserpflanze die Wunden seiner jungen Frau, damit deren Narben möglichst stark sichtbar bleiben. — Je zahlreicher die Brust von Kampfeszeichen bedeckt ist, desto größeres Ansehen ist dem Weibe beschieden. Trotz dieser muthvollen Liebesbezeugung erlangt die Frau in ihrer Hütte nicht die geringste Gleichberechtigung, wird vielmehr zum Danke für ihr tapferes Verhalten als Sklavin betrachtet. Warum sie trotzdem ihr Blut für den undankbaren Mann vergießen und Sehnsucht nach dem Ehejoche empfinden, ist mir stets ein psychologisches Räthsel geblieben.

In der Nacht vor meiner Abreise kam ein annähernd 12jähriger Knabe an Bord, der mich flehentlich bat, ihn mitfortzunehmen. Nach der Erzählung des intelligenten Jungen war er von den Eingeborenen, nachdem sie seinem Vater den Kopf abgeschlagen, von den Anchoreten-Inseln mitfortgeschleppt worden. Der Hülfesuchende wurde freundlich aufgenommen und ihm versichert, daß für sein Fortkommen gesorgt werden solle, wenn er sich treu und fleißig zeigen würde. Zunächst wurde mein Schützling in Anwesenheit aller Europäer feierlichst getauft und erhielt, zum Andenken an die Hermit-Inseln und an die Brigg Vesta, den Namen Hermann Vesta. Viel Freude hat mir aber mein Täufling nicht gemacht; sobald ich die nächsten Inseln erreicht hatte, war Hermann Vesta auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Wahrscheinlich hatte dem kleinen Wilden das geordnete Leben

auf dem Schiffe nicht gefallen, aber jedenfalls war er den brutalen Hermiten entkommen.

Beim Anlauf der Hauptinsel der Hermit-Gruppe war es mir unmöglich, den drohenden Kampf mit den Eingeborenen zu vermeiden. Jeder Versuch, die Wilden von unserer Friedfertigkeit zu überzeugen, blieb erfolglos. Schließlich bemannte ich meine drei Böte und landete trotz des wüthenden Geheuls der speerschwingenden Insulaner. Nach meinem bisherigen, stets erfolgreichen Verfahren schritt ich allein vorauf und zeigte meinen etwas beruhigten Gegnern die beliebtesten europäischen Geschenke. Kaum war ich jedoch in ihre Nähe gekommen, da schwirrten mir zahlreiche Speere entgegen; plötzlich fühlte ich einen stechenden Schmerz im rechten Oberschenkel, aber meine Lage war zu kritisch, um darauf achten zu dürfen. Sobald ich meinen Revolver abgefeuert, um mich der nächsten daherstürmenden Wilden zu erwehren, eilten meine Leute herbei und es entspann sich vor meinen Augen ein regelrechter Kampf. Obgleich die Insulaner uns wohl zwanzigfach überlegen waren, wurden sie doch trotz verzweifelter Gegenwehr zurückgeschlagen und ihre Stadt erstürmt.

Während des Kampfes hatten sich die älteren Männer und sämtliche Frauen und Kinder in große Kanoes geflüchtet und suchten eine der befreundeten Nachbarinseln zu erreichen. Von meinen Leuten waren neun leicht und drei schwer verwundet. Als einer der Muthigsten und Gewandtesten hatte sich ein Malaie gezeigt. Mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit fing er die gegen ihn geschleuderten Speere auf und warf sie im selben Augenblick wieder zurück, ohne sein Ziel zu verfehlen. Trotz mehrfacher Verwundungen kämpfte der Malaie bis zum Ende des Treffens mit dem Muthe eines Löwen und der Gewandtheit eines Tigers.

Selbſt die muthigen, auf ihre Tapferkeit ſehr ſtolzen Japleute konnten ihr Erſtaunen nicht verhehlen, als ſie das ihnen unbekannte Auffangen der Speere bemerkten. Nach Beendigung des Kampfes mußte ich meine ganze Autorität über die blutdürſtigen Japleute aufbieten, um das Tödten der Verwundeten und Gefangenen zu verhüten. Die Freude am Siege ging für die Leute verloren, da es ihnen nicht geſtattet war, die Köpfe ihrer erlegten Feinde mitzuführen. Der Sohn des Königs von Rul, Prinz Runningebay, der zu meiner Begleitung auf dieſer Reiſe von ſeinem Vater auserwählt war und den ich natürlich ſtandesgemäß an Bord bewirthete und zuvorkommend behandelte, meinte ebenfalls mißgeſtimmt:

„Wenn Du meinen Leuten nicht einmal die Köpfe ihrer Opfer überläßt, dann hat der Kampf für uns keinen Werth; erfülle den Wunſch meines Volkes, ſonſt werden ſie ferner für Dich nicht kämpfen.“

„Wehrloſe zu tödten, verbietet mein Gott.“

„Haſt Du denn keinen Gott, der die Köpfe Deiner Feinde verlangt?“

„Nein, Prinz, einen ſolchen Gott giebt es nicht.“

Der Prinz ſchwieg; aus ſeinen Blicken ſprach ein lebhaftes Bedauern, weil nach ſeiner Meinung das Recht der Japleute verkümmert war. Mein civiliſatoriſcher Einfluß auf den Prinzen hatte danach keine allzutiefe Wurzel geſchlagen. Bei dieſem Treffen wurden mancherlei intereſſante Gegenſtände, namentlich verſchiedene Speere der Eingeborenen erbeutet, die ich für das Muſeum beſtimmte. Als Siegespreis erreichten wir endlich das lang entbehrte, friſche Trinkwaſſer, deſſen Verweigerung die Urſache des Zuſammenſtoßes gebildet hatte, und das nunmehr von meinen durſtigen Leuten geſchöpft werden konnte. Sobald meine Speerwunde mit kühlem Waſſer gereinigt und von einem Malaien

kunſtgerecht verbunden war, konnte ich meine Wanderung antreten und dabei die charakteriſtiſchen Merkmale der überwältigten Inſulaner zum Theil beobachten und erkunden.

Die Eingeborenen dieſer Gruppe verbrennen ihre Todten. Nur der Schädel wird ſorgſam geſchützt und, nachdem er mit Erde und Blumenpflanzen ausgefüllt iſt, zum Andenken an den Stamm eines dicken Baumes befeſtigt. Am Tage wird der unheimliche Anblick dieſer Todtenkopfſammlung durch die blühenden Pflanzen weſentlich gemildert, allein zur Nachtzeit, wenn das fahle Mondlicht die gebleichten Schädel trifft, erzeugen die Erinnerungszeichen der Wilden einen ſchaurigen Eindruck. Die Unterkinnladen dieſer Köpfe werden an einer Schnur befeſtigt und entweder auf der Bruſt der Inſulaner getragen oder vor dem Eingange ihrer Hütten aufbewahrt.

Meine theilweiſe aus Malaien beſtehende Mannſchaft fand hier Gelegenheit, einige Haifiſche zu fangen und deren Fleiſch mit großem Appetit zu verſpeiſen. Den armen Leuten war dieſe langentbehrte Fleiſchnahrung, da ihre Religion ihnen den Genuß des Schweinefleiſches ſtrengſtens verbietet, wohl zu gönnen. Nur ſchwer trennten ſich die ihren Satzungen treu bleibenden Männern von der Inſel, die ihnen die größten Leckerbiſſen gewähren konnte.

Weit friedfertiger als dieſe beſiegten Inſulaner zeigten ſich die Eingeborenen der auf meiner Rückreiſe berührten Uliei-Inſel; die ſchönen, muskulöſen Männer ſind am ganzen Körper ſehr geſchmackvoll tättowiert. Ohren und Hals ſind mit vielen Verzierungen verſehen und in dem wolligen Kopfhaar prangt ein Büſchel emporſtrebender Federn. Unter den jungen Frauen und Mädchen erblickt man viele, deren hervorragende Schönheit leider durch die auf der Bruſt tättowierten häßlichen Figuren, meiſt Fiſch- und Vogelköpfe, weſentlich beeinträchtigt wird.

Ich erhielt den Beſuch des verhältnismäßig ſehr geſitteten und intelligenten Königs Jogelock, der eine beſondere Theilnahme für mein Schiff und ſonſtiges Eigenthum bekundete und ſich überhaupt ſehr manierlich benahm. Die in ſeiner Begleitung befindlichen Frauen zeigten freilich eine beläſtigende Neugierde. Die Erwähnung dieſer Ulici-Inſulaner dürfte ſchon deshalb berechtigt ſein, weil ſie als die beſten Schiffahrtskundigen der Karolinen-Inſeln bezeichnet werden dürfen. Sie unternehmen mit ihren Kanoes für dortige Verhältniſſe ſehr weite Reiſen, auf denen ſie ſogar die Mariannen Inſeln berühren: dabei dienen ihnen nur die Sterne als Richtſchnur, und trotzdem wiſſen ſie jederzeit ſehr genau, auf welchem Punkt ſie ſich befinden. Das Süßwaſſer auf der Ulici Inſel iſt ungenießbar: die Eingeborenen nehmen daher ihre Zuflucht zur Milch der jungen Kokosnuß oder trinken den aus Kokosnußpalmen gewonnenen Extrakt, den ſogenannten Toddy. In Tracht und Sitten von den Eingeborenen der Mackenzie-Inſeln nicht abweichend, gewähren ihre reinlichen, höchſt ſinnreich erbauten Häuſer einen ſehr freundlichen Anblick, wie überhaupt der ganze Stamm am geeigneteſten erſcheint, die europäiſche Kultur in der Südſee zu fördern. Die meiſten Völker der Karolinen-Inſeln ſind vollkommen entartet, und werden in nicht zu ferner Zeit der immer mehr vorwärtsdringenden Kultur weichen müſſen.

Eingangs des Hafens von Rul verließ ich die Veſta und unternahm eine Bootfahrt nach Tomil. Nach längerem Aufenthalt dieſen Ort wieder verlaſſend, erhielt ich bei meiner Ankunft in Rul einen beſonders glänzenden Empfang. Der König an der Spitze ſeiner Häuptlinge bat mich, dem mir zu Ehren gegebenen Feſte beizuwohnen. Nachdem man mich reichlich beſchenkt, wurde ich auf eine kleine Anhöhe geführt, an derem Fuße hundert Mädchen einen Tanz, der ſich von den früher geſchilderten nur wenig

unterſchied, aufführten. Entgegen der früher bemerkten Gewohnheit wurde die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer durch meine Anweſenheit weſentlich beeinträchtigt. Ich vertrat hier entſchieden die Rolle eines Schauſtückes, das man unausgeſetzt begaffte; dennoch hielt ich ſtandhaft aus, um das eigenartige Vergnügen meiner Verehrer nicht zu ſtören.

Sobald der Tanz zu meiner Freude beendet und eine feierliche Stille eingetreten war, erhob ſich der König und begann eine friedliche Anſprache, in welcher er die Freundſchaft ſeines ganzen Volkes zu mir hervorhob und mit überſchwänglichen Worten die Freude über unſer unerwartetes Wiederſehen zum Ausdruck brachte. Ich dankte dem König und ſeinem Volke verbindlichſt, ohne eigentlich zu wiſſen, was jene Verſicherung bedeutete, und war recht froh als der König den Schluß des Feſtes verkündete und an der Spitze ſeiner Getreuen an mir vorüberzog.

Erſt nachdem der letzte Feſtgenoſſe verſchwunden war, erhielt ich von meinen Leuten die langerſehnte Aufklärung dieſer ſonderbaren Auszeichnung.

„Es war hier das Gerücht verbreitet," berichtete der Steuermann noch erregt, „daß man Sie bei Ihrer Bootfahrt nach Tomil ermordet habe. Eine große Aufregung hatte ſich unſerer bemächtigt. Sämtliche Eingeborenen von Rul griffen zu den Waffen und beſchloſſen, ſofort erſtgenannte Stadt zu ſtürmen und in Brand zu ſetzen, um Ihren vermeintlichen Tod zu rächen. Auch die Palau-Inſulaner geriethen in Wuth und waren kaum noch zu zügeln, ſo daß ich das Schlimmſte befürchten mußte. Gott ſei Dank, daß Sie noch rechtzeitig eintrafen."

Nur war mir ſowohl die Freude des Königs, wie auch die Erregung meines Steuermannes vollkommen klar. Ganz gewiß

war die Situation für meine Schiffsmannſchaft recht bedenklich geweſen. Jedenfalls hätte der beabſichtigte Angriff den Verluſt meines Schiffes herbeiführen können, umſomehr als die Wilden, ſobald ſie einmal in Aufregung gerathen, ſehr ſchwer zu beherrſchen ſind.

Wenige Tage nach dieſem Vorfall warfen wir Anker im Hafen der Hauptſtadt Korror. Ich erhielt den Beſuch des Premierminiſters des Königs Abba Thule, der nach einigen Abſchweifungen und längeren Ruhepauſen die Mittheilung machte, daß die Bewohner der benachbarten Stadt Artingal neun der mir befreundeten Eingeborenen von Korror meuchlings überfallen und theils getödtet, theils ſchwer verwundet hätten. In derſelben Weiſe, wie ich ſchon früher beobachtete, hatten die grauſamen Artingalen ihre Schlachtopfer dann enthauptet und zogen mit deren Köpfen triumphirend von Ort zu Ort. Am Abend wurden dieſelben an Bambusſtangen befeſtigt, im Halbkreis aufgeſtellt und im hellen Feuerſchein von den Wilden umtanzt, wofür die Zuſchauer eine beſtimmte Summe erlegen mußten.

„Mein König," ſchloß der Geſandte von Korror, „will Rache nehmen an ſeinen blutgierigen Feinden, willſt Du ihm helfen?"

Die verbürgte Nachricht von der Grauſamkeit der Artingalen erbitterte auch mich aufs Höchſte, und beſtimmte mich, gegen die Mörder einzuſchreiten, umſomehr, als die Ermordeten auch für mich gearbeitet hatten und das ganze Volk mir befreundet war.

Es wurden ſogleich zwei meiner Schiffsboote bemannt, um den beſchloſſenen Kriegszug gegen Artingal zu unterſtützen. Leider waren die Boote zu klein, um eines unſerer Schiffsgeſchütze aufnehmen zu können; mit dieſer Waffe wäre es mir leicht geweſen, die beabſichtigte Züchtigung vorzunehmen. Der

König von Korror, Abba Thule, hatte ſchon am Morgen jenes Tages mit 8 großen Kriegskanoes und 60—70 Segelkanoes den Kriegszug gegen Artingal eröffnet; ſollte unſere Theilnahme nicht zwecklos ſein, ſo war die größte Eile erforderlich.

Wir beſtiegen daher ſofort die mit Allem wohlausgerüſteten Boote, und vorwärts ging es in dem Beſtreben, unſere Verbündeten möglichſt raſch einzuholen. Nach einigen Stunden kamen wir in Sicht eines kleinen, von den Einwohnern „Iry“ genannten Städtchens, wo wir, um auszuruhen, anlegten und in einer zu einem Bivouac wie geſchaffenen Felſenhöhle unſere mitgeführte Mahlzeit einnahmen. Um meine aus Malaien und Europäern beſtehende Mannſchaft, wenn auch nur annähernd, auf den bevorſtehenden Angriff vorzubereiten, ließ ich meine Truppen während der Ebbezeit zur großen Freude der Malaien regelrecht exerzieren. Als die Fluth eingetreten und die Boote flott geworden, wurde die Weiterreiſe mit friſchen Kräften angetreten. Iry paſſierend, erhielten wir von dem gegen Abba Thule freundlich geſinnten Häuptling dieſer Stadt eine aus 12 Kriegskanoes beſtehende Verſtärkung, die ſich uns anſchloß, um ebenfalls nach Artingal zu rudern und die Korror-Eingeborenen in ihrem Unternehmen zu unterſtützen.

Ein ſolches Kriegskanoe mit ſeiner vollen Bemannung manövrieren zu ſehen, gewährt einen hochintereſſanten Anblick. Es iſt zierlich und ſchlank aus einem Baumſtamme gearbeitet, mit Muſcheln und eingelegten Perlmutterverzierungen verſehen, roth bemalt und mit 40 Eingeborenen bemannt, die in Folge der geringen Breite des Kanoes alle in einer Reihe hintereinander ſitzen und mit großer Präciſion und Gewandtheit ihre buntbemalten, wie Blätter geformten Paddeln (Riemen) zu benutzen wiſſen.

Das Rudern wird mit Kriegsgeheul taktmäßig begleitet. Dieſe Wilden rudern das Kanoe mit einer Geſchwindigkeit vorwärts, die das beſtgeſchulteſte, europäiſche Wettruderboot wohl kaum erreichen dürfte. Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, dieſe rothbemalten Geſtalten mit ihrem im Winde flatternden Haare bei dieſer rapiden Vorwärtsbewegung zu betrachten. Der das Kanoe ſteuernde Hintermann ſucht ſeine Kampfgenoſſen noch durch wiederholtes Blaſen auf einer großen Muſchel zu ermuthigen.

Ein herrliches Wetter begünſtigte unſere Fahrt; leichte Wolkenſchleier verhüllten die Tropenſonne, uns ſchützend vor ihren ſengenden Strahlen; eine friſche Briſe fächelte erquickende Kühlung zu, ſo daß wir guten Muthes vorwärts rudern konnten. Von den Häuptlingen der aus Iry herbeigeeilten Hülfsvölker erfuhren wir, daß Abba Thule mit dem Gros ſeines Heeres ſchon eine Station voraus, in der Stadt Goigul eingetroffen ſei, und daß der König beabſichtige, daſelbſt zu übernachten und in der Frühe des nächſten Morgens den Feind in der Nähe ſeiner Poſition Artingal entſchloſſen anzugreifen.

Ich hatte noch niemals einem Kampfe zwiſchen zwei wilden Großmächten beigewohnt, und war daher auf den Beginn des erſten Zuſammenſtoßes ſehr geſpannt, beſonders aber, um zu erfahren, ob ſich die den Eingeborenen zugeſchriebene Tapferkeit bewahrheiten würde. Unſere Fahrt bei günſtiger Briſe ſo raſch wie möglich fortſetzend, ſtreifte mein Blick ſo wechſelvolle, herrliche Uferlandſchaften, daß, wenn Eile nicht durch die Nothwendigkeit geboten geweſen wäre, ich gerne mein Skizzenbuch mit einigen flüchtigen Aufnahmen bereichert haben würde.

Im Fluge ging es an ſpiegelglatten Buchten vorbei, deren Uferränder, eingefaßt von dichten Mangroven, jeden Zugang verwehren. Der überaus wirkungsvolle Hintergrund, gebildet von üppigen grünen Hügelreihen, deren Abhänge mit

Tausenden von hochstämmigen, schlanken Palmen bedeckt sind, fesselte mich ungemein. In majestätischer Ruhe lag die meilenlange, enge Passage mit ihren vielen Windungen und steil abfallenden, mächtigen Felsenwänden. Ein tiefblauer, hie und da mit Schäfchen-Gewölk bedeckter Tropenhimmel, beleuchtet von der im Westen glutroth ins Meer hinabsinkenden Sonne, breitete sich über diese schönen Landschaften aus. All' diese Herrlichkeiten näher zu schildern, vermag meine Feder leider nicht.

Die in den Tropen so schnell eintretende Dunkelheit der Nacht drohte bereits hereinzubrechen, als wir, einen Felsenvorsprung umsegelnd, das kleine Städtchen Goigul erreichten und dort, wie erwartet, mit der Gesamtmacht Abba Thules zusammentrafen. Todtenstille herrschte auf der vor Anker liegenden Kanoeflotte; keine Wache oder Sicherheitsmaßregel war zu sehen, nur das leise Plätschern der von einer leichten Landbrise bewegten See war vernehmbar. Erst nach geraumer Zeit wurde unsere unerwartete Ankunft bemerkt und man beeilte sich nun, uns auf das Freundlichste zu begrüßen.

Auf dem königlichen Kriegskanoe, dem ich sogleich meinen Besuch abstattete, erfuhr ich, daß Abba Thule es vorgezogen habe, während der Nacht auf dem Lande zu weilen. Nach längerem Suchen fand ich ihn in einem nahe dem Landungsplatze belegenen Hause, sehr erfreut über die ihm angebotene Hilfe. Während ich, der Einladung des Königs folgend, ein aus gebratenen Fischen, Hühnern, Tarro und Kokosnüssen bestehendes Nachtessen einnahm, zündete meine Mannschaft verschiedene Wachtfeuer an, um wenigstens gegen einen Ueberfall unserer Feinde geschützt zu sein.

Im Schein der hochlodernden Flammen gewährten die rothbemalten, mit Federn geschmückten, teuflisch aussehenden Wilden

in der That einen ſeltſamen, kriegeriſchen Anblick. Parlamentäre kamen und gingen, mit einer Ungezwungenheit, als befänden wir uns ſchon am Ende des Kampfes. Aus den Blicken des Königs und ſeiner Häuptlinge war jede Zuverſicht auf den Sieg unſerer Waffen geſchwunden. Statt Muth und Entſchloſſenheit zu zeigen, wie ich es bei den verantwortlichen Führern ſicher vorausſetzte, bemerkte ich Niedergeſchlagenheit, Furcht und Reue. Daß beim Anblick dieſer bedrückten Geſichter das Siegesbewußtſein der Armee nicht gehoben wurde, iſt wohl erklärlich. Ich ſuchte mich mit der Annahme zu tröſten, daß es zu den Gepflogenheiten der wilden Heerführer gehöre, recht ängſtlich dareinzuſchauen, um ihren Kriegern die Gefahr anzudeuten und dieſelben ſomit zur höchſten Tapferkeit zu entflammen.

In dem großen, faſt zwei Stunden währenden Kriegsrath wünſchte der König auch meine Anſicht zu hören. Ich glaube nicht, daß ich einen hervorragend ſtrategiſchen Plan entwickelt habe, ſondern nur meine recht einfache Meinung, wie der Angriff vor ſich gehen müſſe, ausſprach. Um ſo größer war daher meine Ueberraſchung, als der König meine Generalidee für die beſte erklärte und mir unter voller Zuſtimmung des Kriegsraths das Oberkommando über die ganze verfügbare Streitmacht für den nächſten Tag übertrug.

Die rapide Beförderung zum Oberanführer erfüllte mich, der ich noch niemals ſo große Maſſen geleitet hatte, mit einiger Beſorgniß. Dennoch durfte ich die ehrenvolle Ernennung nicht ablehnen; meine Beſcheidenheit wäre ſicher falſch gedeutet und, ſoweit ich die Männer kannte, denen das Schickſal der Flotte nach meiner Ablehnung anvertraut worden wäre, gaben ſie auch keine größere Bürgſchaft für das Gelingen unſeres Unternehmens, als meine ſtrategiſche Wenigkeit. Jedenfalls wollte ich Alles daranſetzen, um den Sieg zu erlangen.

Kaum verkündete ein lichter Streif am öſtlichen Horizont den Anbruch des denkwürdigen Tages, da wurde es rege im Lager wie auf der Flotte; Gewehre, Piſtolen und Revolver wurden geladen und alle am Kriegszuge Betheiligten begaben ſich an Bord ihrer Fahrzeuge. Auf ein vom Königsboot gegebenes Signal ſetzte ſich die vereinigte Flotte mit ihrer etwa 1500 Mann ſtarken Beſatzung in Bewegung. Unſer Weg zog ſich durch ſchmale Waſſerſtraßen mit unzugänglichen Ufern hin, bis wir nach einſtündiger Fahrt die offene Bai von Artingal erreichten.

Nach weiterem, zweiſtündigem Rudern hatten wir uns der feindlichen Stadt bis auf 1000 Schritte genähert. Hier ließ ich Halt machen und die mir unterſtellte Flotte einen bis in die Nähe des feindlichen Ufers reichenden Halbkreis bilden. Die vom Könige gewünſchte Beſchießung mit einem Geſchütze mußte, da ein ſolches nicht zur Stelle war, unterbleiben. Ich ſah zu meinem Bedauern, daß ſich der König ſchon mit dem moraliſchen Einfluß, welchen der Kanonendonner auf jeden Inſulaner ausübt, vollſtändig begnügt haben würde und des ehernen Geſchützgrußes zur Stärkung ſeiner Nerven bedurfte. Jedenfalls war mir klar, daß ich an der Energie des Königs keine beſondere Unterſtützung finden würde. Sobald ich für den nahe bevorſtehenden Kampf meine urſprünglichen Verfügungen ändern mußte und deshalb dem Könige Mittheilung machte, meinte er, das ſorgenſchwere Haupt mit beiden Händen ſtützend:

„Das mußt Du allein wiſſen, Clow Rupack, warum hätte ich Dich ſonſt zum Befehlshaber erhoben? Nun ſorge auch dafür, daß Dein Angriff gelingt.“

Der König glaubte ſeine Würde am beſten zu wahren wenn er alle Verantwortung auf die Schultern ſeines neu ernannten Heerführers wälzte und jede Einmiſchung auf den

Gang der Operationen ſorgſam vermied. Umſomehr ſchien es mir nothwendig, ſo raſch wie möglich den Vorſtoß zu beginnen.

Werfen wir zunächſt einen Blick auf die Wahlſtatt. Die Bai von Artingal iſt ein ziemlich regelmäßiges Dreieck, deſſen Uferrand bis auf einige ſchmale Stellen, welche die Eingeborenen zu Landungsplätzen benutzen, dicht mit Mangroven bedeckt iſt und ſomit jede direkte Annäherung ſehr erſchwert, ja faſt unmöglich macht. Der von maleriſchen, faſt 500 Fuß hohen Hügelketten begrenzte Hintergrund gewährt dem Auge einen erquickenden Ruhepunkt und zeigt die ganze Fülle einer üppigen Vegetation. Zwiſchen den einzelnen Gruppen der Betelnuß- und Kokospalmen ſchimmern die einfachen, aber recht bequem eingerichteten Häuſer der Eingeborenen hervor.

Wie ich bei meinem früheren Beſuch beobachtete, ſind dieſe Wohnungen zum Schutze gegen die ſtarken, alljährlich eintretenden Regengüſſe 3 Fuß über der Erde auf Pfählen erbaut. Die nur 4 Fuß hohen, aus Holz und Bambusrohr zuſammengeſetzten Seitenwände ſind mit 3—4 Öffnungen verſehen, die gleichzeitig als Thür und Fenſter dienen. Die ſpitzzulaufenden, unverhältnismäßig hohen Dächer ſind mit einem Geflechte aus Kokosfaſern und dickem Schilf bedeckt. Als Fußboden dient das unentbehrliche Bambusrohr, welches in kleinen Zwiſchenräumen nebeneinander liegt, ſo daß man die in den unterſten Räumen ſich ungeniert bewegenden Hühner und Schweine immer beobachten kann. Zu den Hauptgegenſtänden eines ſolchen Gebäudes gehören irdene Krüge, hölzerne Schüſſeln, eiſerne Töpfe, Fiſchernetze, Waffen, zierlich geflochtene Körbe und Matten, die in peinlicher Ordnung aufgeſtellt werden. Gerade dort, wo die Stadt Artingal die flache Abdachung eines Hügels berührt, iſt der Uferrand ſo dicht mit Mangroven bewachſen, daß er, wie geſagt, die Annäherung eines

von der Seeſeite angreifenden Feindes unmöglich macht und hierdurch für die Vertheidiger zu einer ſicher ſchützenden Bruſtwehr wird.

Ein Theil des Ufers iſt auch hier, wie vor allen Städten der Palau-Gruppe, durch eine künſtlich geſchaffene, 30 Schritte breite Lichtung unterbrochen, welche den Eingeborenen als Landungsplatz dient. Nur gegen dieſen Schlüſſelpunkt der feindlichen Stellung mußte der Angriff gerichtet werden. Wie ich mit Hülfe des Fernglaſes beobachten konnte, hatten die Belagerten die breite Lichtung, welche vom Landungsplatze nach der Stadt führt, durch einen dichten Verhau gedeckt und genügend befeſtigt, ſo daß es ſelbſt für gut disciplinierte Truppen keine geringe Aufgabe geweſen wäre, dieſes Bollwerk erfolgreich zu ſtürmen. Nach beendeter Rekognoscierung des Terrains begab ich mich in eines der größten Kriegskanoes, um den Angriff perſönlich zu leiten.

Zu meinem größten Befremden hatte ſich König Abbo Thule während meiner Abweſenheit auf ein Kanoe begeben, das vom Feinde am weiteſten entfernt war und kaum noch die Möglichkeit bot, ſeine Inſaſſen an die entſcheidende Stelle zu führen. Nicht ohne Mühe gelang es mir, das königliche Fahrzeug in die vordere Reihe unſerer Aufſtellung zu leiten. Dieſe Verfügung bereitete dem Könige augenſcheinlich viel Kummer.

„Warum, Clow Rupack," fragte er ſchüchtern, „muß ich denn gerade auf jenem gefahrvollen Platze halten? Mir iſt weit wohler, wenn ich hier hinten bleibe."

„Wenn Dich Deine Leute im Kampfe ſehen, dann werden ſie weit tapferer kämpfen."

„Meine Leute ſind tapfer genug, auch wenn ſie mich nicht ſehen, deshalb brauche ich nicht hier zu bleiben."

Für eine lange Unterhaltung blieb mir keine Zeit. Im nächsten Augenblick gab ich das verabredete Signal, mit der Kanoeflotte in drei Kolonnen vorzustoßen und den Sturm auf Artingal zu beginnen.

Eine tiefe Stille herrschte am Lande. Alles schien wie ausgestorben, nur in beträchtlicher Entfernung konnte man Schaaren bewaffneter Eingeborenen aus den benachbarten Städten herbeieilen sehen, um ihren bedrohten Freunden Hülfe zu leisten. Der rechte Flügel unserer Truppenmacht sollte oberhalb, der linke unterhalb der Stadt landen, um zunächst die Flanken des Feindes zu bedrohen, während der Hauptangriff im Centrum gegen die vorerwähnte, als Landungsplatz dienende Mangrovenlichtung, von allen Europäern, Malaien und 400 Korror-Insulanern unterstützt, gerichtet wurde.

Als ich nach einigem Warten die mit meiner Schiffsbesatzung bemannten Boote vom Centrum unserer Stellung aus zum concentrisch geleiteten Angriff führte und nach Möglichkeit kräftig unterstützte, mußte ich zu meinem höchsten Verdruß bemerken, daß der Vorstoß der Eingeborenen nicht mit jener Raschheit und Präcision ausgeführt wurde, die für den erhofften Erfolg durchaus nothwendig war; als ein sehr bedenklicher Uebelstand kam dann hinzu, daß, noch 200 Schritte vom Uferrande entfernt, das Fahrwasser zu seicht war, um in unmittelbarer Nähe des Ufers landen zu können; wir waren daher gezwungen, so rasch wie möglich durch den sumpfigen Untergrund zu waten, um die erste Deckung zu erreichen und von hieraus den Sturm zu beginnen.

Seltsamerweise setzte man unserem Vorstoße nicht den geringsten Widerstand entgegen, so daß wir bis auf eine geringe Entfernung jene künstliche Schanze erreichen konnten. Während

der unheimlichen Stille wurde der Anlauf nach Möglichkeit beſchleunigt, ſchon waren wir der ſiegesverheißenden Poſition nahe, da wurden wir plötzlich von oben herab mit einem ungeheuren Hagel von Pfeilen und Wurfſpeeren überſchüttet. Der Feind vertheidigte ſich äußerſt hartnäckig und ſo erfolgreich, daß der Vorſtoß meiner Mannſchaft einige Augenblicke ins Stocken gerieth und es meiner ganzen Geiſtesgegenwart bedurfte, meine Sturmkolonne geſchloſſen zu halten, um dieſe unerwartete Abwehr des geſchützt liegenden Gegners auszuhalten und die nothwendige Deckung zu erreichen.

Im nächſten Augenblick waren meine Reihen wieder geſchloſſen, und mit einer todesmuthigen Entſchloſſenheit ging es noch einmal unbekümmert um die zahlreichen Verwundeten gegen den recht geſchickt operierenden Feind vor. Jetzt waren wir bis auf 40 Schritte der Schanze nahe und doch war es nicht möglich, ein wirkſames Feuer zu eröffnen; unſere Gegner hielten ſich ſo vorzüglich gedeckt, daß jeder Schuß zwecklos geweſen wäre.

Von der Kriegsführung der Wilden kann man ſich nur ſchwer einen Begriff machen. Sie ſpringen mit einer blitzartigen Geſchwindigkeit von Baum zu Baum, bewegen ſich wie Schlangen auf dem Bauche vorwärts, um im geeigneten Augenblick emporzuſchnellen und mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit ihre Speere gegen den Angreifer zu ſchleudern.

Bis zu dieſem Augenblick war nur meine Abtheilung den feindlichen Geſchoſſen ausgeſetzt geweſen, und wenn wir auch ſchon den gefahrvollſten Punkt überſchritten hatten, ſo war doch ohne hinreichende Unterſtützung ſeitens unſerer Verbündeten kaum ein nachhaltiger Erfolg zu erreichen. Ich gab daher das Zeichen zum Geſammtangriff; allein die kampfesmüden Korror-Inſulaner, welche den rechten und linken Flügel meiner Armee bildeten,

ließen mich ſchmählich im Stich und weigerten ſich beharrlich, vorwärtszumarſchieren.

Um ſich jedoch am Kampfe zu betheiligen, feuerten ſie hinter unſeren Rücken planlos gegen den Wall, ſo daß wir hierdurch in die große Gefahr geriethen, von unſeren Freunden erſchoſſen zu werden. Von zwei Seiten bedrängt, blieb mir jetzt kein anderer Ausweg übrig, als mit meiner Truppe allein den entſcheidenden Sturmangriff zu wagen. —

Zum dritten Male drangen wir entſchloſſen vor, eine gut gezielte Salve brachte die Maſſen der rothbemalten, heulenden Wilden ins Wanken, ſchon hatten wir die Anhöhe erklommen, das Wagniß ſchien im erſten Augenblicke zu gelingen, da traf plötzlich eine Büchſenkugel meinen rechten Oberſchenkel, und von der Wucht des Geſchoſſes gezwungen, ſank ich machtlos zu Boden. Zwar verſuchte ich auch jetzt noch den Angriff zu leiten, durch Zurufe fortzuſetzen, allein das einheitliche Zuſammenwirken war in dieſem kritiſchen Augenblick geſtört, die Kraft erlahmt — das Vertrauen war erſchüttert.

Dennoch hielten meine Leute noch eine volle Stunde tapfer Stand; dann aber mußte der Rückzug angetreten werden. Mit dem Aufgebot der letzten Kraft erreichte ich endlich, den Moraſt durchkriechend, mein Boot. — Allgemein galt meine Verwundung als der Schluß des Kampfes. Ohne irgend welchen Befehl zu erhalten, ruderten die ſämtlichen Kanoes in eine rückwärtige Stellung.

Alle Bemühungen, Bitten und Drohungen, den herbeieilenden König zur Fortſetzung des Kampfes zu veranlaſſen, blieben erfolglos. Bei eintretender Fluth wäre es ein leichtes geweſen, den bereits erſchütterten Feind vollends zu ſchlagen.

„Nein, Clow Rupack," entgegnete König Abba Thule auf meinen Vorſchlag, das Kommando zu übernehmen, „es iſt jetzt

vollkommen genug, ich will lieber ohne Sieg den Kampfplatz verlaſſen, als noch einmal meine heldenmüthigen Soldaten aufs Spiel ſetzen.“

„Aber all' unſere Mühe wäre vergeblich, wenn Du jetzt nicht den günſtigen Augenblick benutzen wollteſt und Deine Leute nicht noch einmal zum Angriff führteſt.“

„Was Dir nicht gelungen iſt, Clow Rupack, wird mir gewiß nicht beſchieden ſein. Später kommen auch noch Tage.“ Die Sorge um ſein perſönliches Wohl nahm den vorſichtigen König ſo ſehr in Anſpruch, daß ſeine Theilnahme für jede andere Beſtrebung vollſtändig geſchwunden war. — Kaum hatte der König mein Boot verlaſſen, da ſetzte ſich die ganze Flotte der Eingeborenen zur Rückkehr nach der heimathlichen Inſel eiligſt in Bewegung und war ſchon nach kurzer Zeit unſeren Blicken entſchwunden.

Allein die Poſition noch ferner zu halten, wäre nicht nur gefahrvoll, ſondern auch widerſinnig geweſen; nachdem meine Wunde von dem Moraſt und ſalzigen Waſſer gereinigt, und ſämtliche Verwundete meiner Abtheilungen in die Boote geſchafft waren, gab ich den Befehl zum Rückzuge. Jetzt wurde meine Wunde eingehend unterſucht; glücklicherweiſe war kein Knochen verletzt, allein der von der rüttelnden Bewegung und dem Wundfieber verſtärkte Schmerz war ſo heftig, daß ich trotz der körperlichen Ermattung während der nächſten drei Tage den nothwendigen Schlaf entbehrte. —

Es machte meinen Leuten viel Mühe, mich an Bord meines Schiffes zu ſchaffen. Nach verſchiedenen mißglückten Verſuchen wurde ich, auf einem Brette liegend, befeſtigt und vermittelſt der Schiffswinde langſam emporgezogen. Von meiner Schiffsmannſchaft war glücklicherweiſe nur der Bootsmann leicht verwundet; die gefahrvolle, nur durch die Feigheit des Königs und ſeiner

Leute mißglückte Expedition war noch verhältnismäßig glücklich für mich abgelaufen.

Sobald das Wundfieber beseitigt, die heftigsten Schmerzen dank der andauernden Pflege meiner Leute überwunden waren, traf ich die nothwendigen Verfügungen, sämtliche Vorräthe an Biche la mar, Schildpatt und Korallen ins Schiff zu befördern und die programmmäßige Reise nach Hongkong abermals anzutreten.

Mit Ausnahme weniger Tage wurde unsere Fahrt von guten Winden und schönstem Wetter begünstigt, so daß die Vesta schon am sechzehnten Tage nach ihrem Auslaufen den Hafen von Hongkong erreichte. Auch die Heilung meiner Wunde hatte erfreuliche Fortschritte gemacht, mit Hülfe eines Stockes konnte ich mich bereits selbstständig fortbewegen. — Da sich noch außerdem meine Erwartungen bezüglich der geschäftlichen Ausbeute erfüllten, so durfte ich mit dem Ausgange dieser zweiten Expedition vollkommen zufrieden sein.

11. Kapitel.

Weit hinten liegt, was ich gewesen,
Das Leben lacht im neuen Glanz.
Hier werd ich oder nie genesen,
Am Busen meines Vaterlands.

Abschied von Hongkong. — Anpflanzung auf der Karolinen-Gruppe. — Chinesische Arbeiter. — Freundlich gesinnte, wilde Stämme. — Ein vereitelter Ueberfall. — Auf den Elanto-Inseln. — Ein falscher Prophet. — Auf Vorposten. — Allgemeine Betrachtungen. — Als Hülfstruppe. — Im Kampfe. — Ueber die Sitten der Insulaner. — Meine Verwundung. — Auf dem Schmerzenslager. — Kampf der Wilden. — Von Flammen bedroht. — Ankunft in Hongkong. — Rückreise nach Europa. — Hülflose Lage. — Im theuren Vaterlande. — Redacteur und Verleger der Zeitschrift Hansa. — Ernennung zum Wasserschout — Eine ehrenvolle Auszeichnung vom Kaiser Wilhelm I. — Befriedigung im Dienst für's Vaterland.

Zum dritten Male wandte sich die Vesta nach den bekannten Gewässern des Pacific-Oceans. Mit frohem Muth wurden die letzten Vorbereitungen getroffen; ich ahnte ja nicht, daß ich die letzte meiner selbständigen Fahrten antrat. Galt es doch, noch neue, weitreichende Pläne, deren Gelingen einen großen civilisatorischen Fortschritt auf den Karolinen-Inseln herbeiführen mußten, auszuführen.

In erster Reihe sollte die Anlage großer Baumwollplantagen erfolgen. Zu diesem Zwecke nahm ich 50 Chinesen nebst allen für Baumwollplantagen erforderlichen Geräth-

ſchaften an Bord. Anfänglich beabſichtigte ich, durch die San Bernardino Straße zu ſegeln, als ich aber der Küſte ſchon ziemlich nahe gekommen, zwangen mich widrige Winde, wieder nordwärts zu halten und um die Nordküſte von Luzon zu ſegeln. Nach einer ſehr langwierigen, mit vielen Windſtillen verbundenen Reiſe erreichten wir endlich die Palau-Inſeln.

Während die ganze Fahrt bei normalem Wetter in höchſtens 18 Tagen zurückgelegt werden kann, wurden wir faſt zwei Monate von einem die Geduld des Seemannes erſchöpfenden Gegenſchlag heimgeſucht. Ganz abgeſehen davon, daß meine lange Abweſenheit die Freundſchaft mit meinen Inſulanern erfahrungsgemäß ſehr beeinträchtigte, hatte ich meine liebe Noth, den Hunger meiner 50 chineſiſchen Arbeiter zu ſtillen. Sobald wir im Hafen von Malaccan Anker warfen und von den Eingeborenen allerlei Lebensmittel empfingen, war wenigſtens die größte Sorge beſeitigt.

Am nächſten Tage beſuchte ich den König von Korror, um mit ihm und ſeinen Häuptlingen die zur Anlage größerer Baumwollplantagen erforderlichen Beſtimmungen zu treffen. Der König war über meinen Beſuch ſehr erfreut, erkundigte ſich angelegentlichſt nach der Heilung meiner Wunde und erfüllte bereitwillig alle meine Wünſche. Nur die rechtsgiltige Erwerbung der mir für meine Baumwollplantagen überwieſenen Landſtriche wollte er unter keinen Umſtänden zugeſtehen. Die einſt bekannt gewordene Abſicht des ermordeten Kapitäns Cheyne, die Palau-Inſel zu annektieren, ſowie auch das frühere Eingreifen eines engliſchen Kriegsſchiffes flößte den Eingeborenen zu viel Furcht ein.

Dennoch würde es mir nach einem gewiſſen Zeitraum ohne Zweifel gelungen ſein, jenes werthvolle Land rechtsverbindlich zu erwerben, wenn mich nicht ein trauriges Schickſal daran verhindert hätte. — — —

Bald waren meine Chineſen in voller Thätigkeit, das mir überlaſſene Land zu kultivieren: eiligſt wurden Wohnhäuſer und Räume für die Baumwollpreſſen und Reinigungsmaſchinen erbaut. Von der Fruchtbarkeit des Bodens konnte ich mich ſchon nach drei Tagen zu meiner großen Freude hinreichend überzeugen. Die zur Ernährung der Chineſen beſtimmten Gemüſe, wie auch die werthvollen Baumwollpflanzen ragten bereits zollang aus der Erde. Der Anblick dieſer, der Wildniß entriſſenen, ſaatbedeckten Felder erfüllte mich mit großer Befriedigung und berechtigter Hoffnung. Dennoch durfte ich meine vorläufige Hauptaufgabe, den Handel mit den verſchiedenen Inſelgruppen zu unterhalten, nicht vernachläſſigen. Sobald ich daher mit den Korror-Leuten Kontrakte zur Lieferung der nothwendigſten Lebensmittel für meine Chineſen geſchloſſen, und dem mich vertretenden Steuermann gemeſſene Inſtruktionen ertheilt, begann ich meine gewöhnlichen Reiſen nach den entfernt liegenden, mir ſchon bekannten Inſel-Gruppen.

Oft mit großer Zuvorkommenheit und Freundſchaft auf einer Inſel empfangen, dann wieder gewaltſam am Landen verhindert, ſo wechſelte es bei dem Beſuch der zahlloſen Stämme faſt täglich. Erwähnenswerth iſt mein Eintreffen in Isleisle, wo die Eingeborenen mich überaus freundlich empfingen und behaupteten, noch niemals einen weißfarbigen Menſchen geſehen zu haben.

Der kleine, zartgebaute, aber ſehr liebenswürdige König bemühte ſich vergeblich, mich in der üblichen Weiſe des gegenſeitigen Naſenreibens zu begrüßen; ſein erſter Häuptling beeilte ſich, ein Bambusgerüſt herbeizuſchleppen, auf welchem es Seiner Majeſtät möglich geweſen wäre, mein begehrenswerthes Riechorgan zu erreichen. Bevor aber die primitive Leiter zur Stelle kam, hob ich meinen kleinen König empor und ermöglichte

ihm zum grenzenlosen Jubel seines Volkes den königlichen Nasengruß.

Trotz seiner winzigen Gestalt interessierte mich der ungemein wißbegierige König so sehr, daß ich eine volle Stunde über die verschiedensten Dinge mit ihm plauderte. Von der Größe der Erde haben die harmlosen Insulaner nicht die geringste Vorstellung. Sie halten ihre Insel für den Hauptbestandtheil der Schöpfung. Mein königlicher Freund war sogar ziemlich verstimmt, als ich seine Insel im Verhältniß zur Erdoberfläche mit einem Sandkorn bezeichnete und seinen Vergleich mit der Größe einer Kokosnuß verwarf. Das Erstaunen des Volkes erreichte seinen Höhepunkt, als ich meinen mit 10 Spitzkugeln geladenen Spencers-Rifle vor dessen Augen abfeuerte und einen Vogel im Fluge erlegte. Nach einer reichlichen Erquickung wurde ich in die Wohnung des Königs geleitet. Die Wege dahin waren von dichten Kokospalmen hinreichend beschattet; nicht die geringste Sommerhitze war fühlbar, allenthalben traten die Merkmale eines arbeitsamen Volkes hervor.

Die Eingeborenen haben die Gewohnheit, stets hintereinander im sogenannten Gänsemarsch zu gehen. Ich eröffnete den Zug zur königlichen Wohnung. Es entstand eine unabsehbare Menschenkette, die sich wie eine ungeheuere Schlange durch die kurvenreiche Kokosallee dahinwand. In einer feierlichen Sitzung wurde beschlossen, meine Geschenke mit Gegengeschenken zu erwidern, außerdem würde man sich verpflichten, ein bestimmtes Quantum Kokosöl für mich zu bereiten, wenn ich mich entschließen wolle, stets bei ihnen zu bleiben. So schmeichelhaft diese Bedingung auch war, so konnte ich doch nicht darauf eingehen. Dem Könige erschien meine Ablehnung geradezu unverständlich. „Du scheinst unseren Wunsch nicht verstanden zu haben," meinte er vertraulich, „wir wollen Dir noch mehr Oel liefern, Dir ein

ſchönes Haus bauen, alle Deine Arbeiten verrichten und zu Deinen Frauen ſoll jede unſerer Töchter ernannt werden, die Deinen Augen gefällt, nur bleibe in unſerer Mitte und erzähle uns von den fremden Völkern, die Du geſehen haſt."

Eine nochmalige direkte Ablehnung hätte vielleicht den König in Gegenwart ſeines Volkes gekränkt; ich entgegnete daher im Tone tiefſten Bedauerns, daß ich auf die Herrlichkeiten nur deshalb verzichten müſſe, weil ich bereits einem anderen Volke der Südſee verpflichtet ſei. Zum Beweiſe präſentierte ich ihnen meine auf den Palau-Inſeln erhaltene Tättowierung, die der König, ſowie alle Anweſenden ſtaunend betrachteten. Sie kannten nicht einmal dieſe Sitte ihrer Nachbarvölker und die tättowierte Kreuzreihe erfüllte ſie mit rührender Bewunderung.

Der König wandte ſich jetzt mit der Frage an ſein Volk, ob er den weißen Rupack zurückkaufen ſolle, und als man dem Vorſchlag allgemein zuſtimmte, begann noch einmal der König: „Dein Volk möge den Preis nennen, wir werden ihn zahlen, damit Du uns für immer gehörſt." Es machte mir keine geringen Schwierigkeiten, die liebenswürdige Abſicht des Königs zu widerlegen, aber wir ſchieden doch ſchließlich in Freundſchaft voneinander, da ich mich zu einem regelmäßigen Beſuch auf ſeiner Inſel verpflichtete.

Auf der demnächſt erreichten Inſelgruppe Hogolu war nicht die geringſte Spur menſchlicher Kultur bemerkbar. So verheißungsvoll die dichtbewaldeten Inſeln in der Ferne auch emportauchen, bei näherer Betrachtung findet man ſich arg getäuſcht. Nicht nur das Ausſehen der ärmlichen Eingeborenen, auch ihr träges, und hinterliſtiges Verhalten benahm mir ſofort die gehegte, friedlichere Erwartung. Alles iſt öde und verwildert; die übrigens ſehr kräftig gebauten Menſchen ſcheinen jeden Moment auf Raub zu ſinnen.

Wie üblich wurde die Veſta von den Kanoes der Eingeborenen umlagert, die unter dem Vorwande, Tarro, Kokosnüße und Bananen abzuliefern, von dem Könige geführt an Bord der Veſta kamen. Während mir derſelbe allerlei belangloſe Geſchichten erzählte und offenbar die Abſicht verfolgte, meine Aufmerkſamkeit abzulenken, ſchlichen immermehr Eingeborene heran, die ſich, ſo gut es ging, in der Nähe ihres wortführenden Oberhauptes verſammelten und unbemerkt ihre Waffen aus dem Boote von Hand zu Hand unter ſich vertheilten. Wenngleich mir die Abſicht der Wilden, mein Schiff zu berauben und meine Beſatzung zu tödten, immermehr klar geworden war, ſo durfte ich doch nicht ſofort meine Vertheidigung beginnen, ſondern mußte den geeigneten Moment hierzu ruhig abwarten. Sorglos, als ob ich den geplanten Anſchlag nicht bereits errathen, auch die lauernden, unheimlichen Blicke der Eingeborenen nicht bemerkt hätte, gab ich dem Könige zufriedenſtellende Antworten und führte ihn auf ſeinen Wunſch zur Beſichtigung meiner Tauſchwaaren in die unteren Räume meines Schiffes. Bei dieſem Gange fand ich eine günſtige Gelegenheit, meine Leute von dem beabſichtigten Ueberfall zu unterrichten. — Nach unſerer Rückkehr auf das Verdeck hatte ſich die Anzahl der Wilden, die alle den Wink ihres Königs erwarteten, bedenklich vermehrt. Mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtete ich jede Bewegung des Königs. Da endlich wurde das langerwartete Zeichen gegeben; — heulend und ſchreiend erhoben die Wilden ihre Keulen, in demſelben Augenblick ergriff ich den hinterliſtigen König bei beiden Beinen und ſchleuderte ihn, wie der Seemann ſagt, vierkantig über Bord. Sobald die heulenden Wilden den Salto mortale ihres königlichen Gebieters bemerkten, war es meinen ſtürmenden Leuten weſentlich erleichtert, das feige Geſindel aus ſeiner Deckung zu jagen und ebenfalls unter Zurücklaſſung der Waffen in's

Waſſer zu treiben. Leo, mein treuer Hund, hatte den Angriff thatkräftig unterſtützt; manches Bein, das ſein Beſitzer in dem eiligen Getümmel nicht raſch genug nachziehen konnte, empfing von dem ſcharfen Gebiſſe meines Hundes ein wohlverdientes Erinnerungszeichen. Der König und ſeine Leute haben mich nicht zum zweiten Male beſucht. — Auf einer dieſer Inſeln hatte ich Gelegenheit, meine für das Muſeum Godeffroy beſtimmte Sammlung ſeltener Pflanzen und Thiere weſentlich zu bereichern. Unter der Ausbeute befanden ſich dreizehn neue Gattungen von Vögeln, ſowie zwei Fuß lange Eidechſen, welche hier häufig vorkommen und ſehr gerne den auf freier Erde zerſtreut liegenden Hühnereiern eifrig nachſtellen. Trotzdem iſt der Hühnerbeſtand ſo zahlreich, daß man das beſte Exemplar für einen geringfügigen Gegenſtand, beiſpielsweiſe für einen Angelhaken, von den Eingeborenen erhält.

Als Hauptzierrath betrachten die Eingeborenen ihr ſtarkes, bis zum Knie reichendes, aufgelöſtes Kopfhaar, ſowie umfangreiche, büſchelartige Ohrgehänge, welche bis zur Bruſt hinabhängen. Männer und Frauen tragen außer ihrem ſchmalen Leibgürtel auch eine Art Poncho, welcher aus Baſtfaſern gefertigt und mit einer gelbrothen, übelriechenden Pflanzenfarbe eingeſchmiert iſt. Von den Waffen der Eingeborenen iſt die Schleuder bemerkenswerth, welche in friedlichen Zeiten um den Kopf gewickelt getragen wird und dem Träger derſelben ein noch wilderes Ausſehen verleiht. Die Treffſicherheit, welche der Wilde mit ſeiner Schleuder erreicht, iſt erſtaunlich; ſelbſt halbwüchſige Knaben erlegen mit dieſer Waffe ſogar manchen Vogel in der Luft.

Außer Kokosnüſſen, Tarro und Brotfrüchten beſteht die Nahrung der Inſulaner insbeſondere aus gut gemäſteten Hunden. Die Aufzucht dieſes Thieres wird hier beſonders gepflegt.

Die Insulaner selbst sind hinterlistige, durch Sittenlosigkeit verkommene Menschen.

Eine Handelsverbindung mit diesen Insulanern erschien mir zwecklos. Ich beschloß daher, hier nur frisches Trinkwasser einzunehmen, welchem Beginnen sich die Eingeborenen jedoch energisch widersetzten. Die mit den Fässern herbeieilende Mannschaft wurde mit Speer- und Schleudergeschossen begrüßt. Allein meine Yap- und Palau-Insulaner, von denen einzelne verwundet waren, ließen sich durch die teuflisch aussehenden Wilden nicht beirren, sondern stürmten entschlossen gegen die frivolen Angreifer und schlugen sie nach kurzer Gegenwehr in die Flucht. Jetzt schleppten die zurückgebliebenen Frauen und Mädchen zur Versöhnung eine Menge Kokosnüsse herbei, leisteten auch bei der Einnahme des frischen Wassers bereitwillige Hülfe und gewährten den Yapleuten unaufgefordert einen Siegespreis, um den ich meine Nichts verschmähenden Insulaner wahrlich nicht beneidete. — Aufs Neue wurde die Fahrt nach den Ulithi-Inseln, deren Gewässer eine große Ausbeute an Biche la mar versprachen, fortgesetzt. Leider besitzt die genannte Inselgruppe keine Schiffspassage, so daß ich nur mit Hülfe meines Bootes das brandungumtoste Riff erreichen konnte. Sobald meine Annahme, daß sich bei jenen Riffen eine Menge Biche la mar befinde, durch die Untersuchung der Lagunen erwiesen war, entsandte ich sämtliche Boote sowie die von Yap mitgenommenen Kanoes zum Fischen, und begab mich allein zur Hauptinsel.

Hier wurde ich vom König anscheinend sehr freundlich empfangen und von ihm selbst in die starkbevölkerte Hauptstadt geführt. Eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich eingefunden und umstand das große Gemeindehaus, in welchem ich, von allen Häuptlingen begleitet, der Sitzung beiwohnen mußte.

Ich kann nicht behaupten, daß meine Umgebung einen vertrauenerweckenden Eindruck machte; im Gegentheil, ich konnte sehr bald bemerken, daß ich es mit kriegerisch gesinnten, hinterlistigen Menschen zu thun hatte, die nur auf den geeigneten Moment zu warten schienen, über mich herzufallen. Merkwürdigerweise nahm der König die ihm von mir übergebenen Geschenke nicht an, sondern ließ sie von seinen Häuptlingen auf einer Matte ausbreiten.

Sobald dieses geschehen, erschien ein sogenannter Hoherprieſter, der, nach dem Glauben der Insulaner von irgend einem Geiſte beseelt, in seinem wahnsinnigen Zustande die verschiedenen Fragen des Königs beantworten mußte. Soviel ich aus den Reden desselben entnehmen konnte, sollte dieser sonderbare Heilige nicht nur über die Annahme meiner Geschenke, sondern auch über das fernere Verhalten gegen mich bestimmen. Von dem Ausspruche dieses vollständig geistesgestörten Menschen, dessen Gebahren den besonnensten Menschen in Erregung versetzen mußte, hing mein Schicksal ab. Mit der Zurückweisung meiner Geschenke war mein Todesurtheil gesprochen.

Nach einigen für mich qualvollen Minuten entschied der Wahnsinnige, Gott weiß warum, zu meinen Gunsten, und sofort wurden meine Sachen unter die versammelten Eingeborenen vertheilt. Ich wurde nunmehr als Freund betrachtet. Anstandslos durfte ich meine auf dem Trepangfang befindliche Mannschaft besuchen, und da leider ein plötzlich hereinbrechender Sturm das Auslaufen unserer Boote und die Rückfahrt an Bord der Vesta unmöglich machte, so mußten wir auf der Insel übernachten. Zum gemeinsamen Wohnraum wurde uns ein großes, freistehendes Haus, in welchem sich ein beschädigtes Kanoe befand, angewiesen.

Sobald wir unſer Quartier bezogen hatten, waren die Eingeborenen wie vom Erdboden verſchwunden. Im nächſten Augenblicke loderten unſere Kochfeuer; jeder bereitete ſich eine Speiſe und bald waren meine ſorgloſen Yapleute ſo vergnügt, als ob eine Gefahr nicht exiſtiere. — Noch wurde das karge Mahl zubereitet, als einer meiner Yap-Inſulaner, der bislang in der Nähe des Eingangs geſeſſen, heranſchlich und mir ins Ohr flüſterte, daß unſer Haus von mindeſtens 200 bewaffneten Inſulanern umzingelt wäre. Nachdem ich mich von der Richtigkeit dieſer recht unangenehmen Thatſache überzeugt hatte, traf ich Vorkehrungen, den bevorſtehenden Angriff zurückzuſchlagen.

In aller Stille wurde der Eingang beſetzt; die noch übrigen 26 Yapleute hielt ich in meiner Nähe inmitten des großen Raumes, den geſpannten Revolver in der linken, einen ſcharfgeſchliffenen Hirſchfänger in der rechten Hand. So ſaß ich klopfenden Herzens bewegungslos auf meinem Poſten. Es war eine rabenſchwarze, ſtürmiſche Gewitternacht. Unter fürchterlichem Donner erbebte das leichte Gebäude. Blitz auf Blitz erhellte zeitweilig den Horizont, eine drückende Schwüle erhöhte unſere Pein: endlich öffnete der Himmel ſeine Schleuſen. Alles lauſchte geſpannt auf jedes Geräuſch. Schon begann der Tag zu grauen, die Gefahr ſchien vorüber; da krachte es gegen die Thür, — mit wüthendem Geheul erſtürmten die Wilden den Eingang. Aber ſie fanden einen würdigen Empfang. Die Kugel meines Revolvers ſtreckte einen den Sturm leitenden Häuptling nieder. Drei Wilde wurden von den Speeren meiner Leute durchbohrt. Es entſpann ſich ein heftiger Kampf; der Feind war aber von unſerer Wachſamkeit ſo ſehr überraſcht, daß er nach dieſem erſten erfolgloſen Angriff ſeine Verwundeten hilflos zurückließ und, vom Tagesgrauen begünſtigt, das Weite ſuchte. — Wir waren befreit.

Der unerwartete Ausgang des Kampfes verſchaffte mir abermals den Beſuch des heimtückiſchen Königs; aber dieſes Mal wehte ein anderer Wind. Der König bat um Verzeihung für die Verirrung ſeines Volkes. Der größte Theil der Inſulaner hatte unſere Rache gefürchtet und war klugerweiſe in die Wälder entflohen, es ihrem Könige überlaſſend, ſich mit dem Sieger auszugleichen. In der Geſellſchaft des geängſtigten Königs befand ſich auch der unheimliche, einflußreiche Hoheprieſter, dem ich, nach Ausſage des Königs, den nächtlichen Ueberfall verdankte.

Gegenwärtig war der betrügeriſche Rathgeber von ſeiner geſtrigen himmliſchen Eingebung befreit, er benahm ſich, wie ein ernüchterter Sterblicher, recht paſſiv. Jetzt war mir ja Gelegenheit gegeben, mich eingehender mit dem ſonderbaren Propheten zu unterhalten.

„Alſo Du biſt es geweſen," begann ich mein Verhör, „der die Leute des Königs veranlaßte, uns anzugreifen; iſt es bei Euch Sitte, befreundete Menſchen zu überfallen?"

„Aus meinem Munde iſt das Wort gekommen, Herr," entgegnete zitternd königliche Berather, „aber der mich beſeelende Geiſt hat es gewollt."

Entweder war der Hoheprieſter ein durchtriebener Gauner, der auch mir gegenüber das Märchen vom überirdiſchen Geiſt benutzen wollte, um ſeinen entmuthigten Landesherrn zu ſchonen, oder er war ſelbſt von ſeiner hohen Miſſion überzeugt. In jedem Falle konnte ihm eine kleine Belehrung dafür nicht ſchaden.

„So erhältſt Du alle Deine Eingebungen von einem höheren Weſen," meinte ich anſcheinend zuſtimmend, „dann weißt Du wohl alles, was in Deiner Umgebung geſchehen wird, im Voraus anzugeben?"

„Ja, das kann ich.“

„So ſage mir, was mit Dir in den nächſten fünf Minuten geſchehen wird.“

Der Hoheprieſter beſann ſich vergeblich auf eine zufriedenſtellende Antwort. Wahrſcheinlich fehlte ihm das berauſchende Getränk für eine höhere Inſpiration. Endlich hatte ſich der ſchlaue Burſche ſoweit ermannt, wir mittheilen zu können, daß der Geiſt fremden, nicht zu ſeinem Volke gehörigen Männern gegenüber keine Antwort gebe.

„Dann will ich es thun, mein Freund, nimm hier nur Platz.“ Willig folgte der Zauberer meinem Befehle. Auf einen bezeichnenden Wink eilten mehrere meiner Matroſen mit dünnen Bambusſtöcken herbei und ſetzten dieſe auf dem entblößten Körper des Propheten mit deutſcher Gründlichkeit lebhaft in Bewegung. Dieſe germaniſche Weiſſagung mußte dem Könige ſehr gefallen haben, oder er wollte ſich unſere Anerkennung erwerben: er griff nämlich jetzt gleichfalls zum Stabe und entwickelte eine Gewandtheit im Schlagen, als gelte es die Rettung ſeines Landes. Sobald dieſe Züchtigung beendet war, gab man dem heulenden Hohenprieſter den wohlverdienten Abſchiedsgruß. Der König erwartete jedenfalls dieſelbe Behandlung, die ſeinem Berather zu Theil geworden war; wenigſtens nahm er freiwillig den Platz ſowie die wagerechte Lage ſeines entflohenen Berathers ein und hoffte auf dieſe Weiſe unſere Freundſchaft am leichteſten zu erwerben. Eine Beſtrafung des Königs lag aber nicht in meiner Abſicht; ich gab daher dem reumüthigen Herrſcher den wohlmeinenden Rath, in Zukunft ſolche Sachen zu unterlaſſen, da ich zum zweiten Male das hinterliſtige Betragen ſeines Volkes ernſtlich ahnden würde. Dieſer Warnung war ein großartiger Erfolg beſchieden.

Ich hatte bereits die Mortlock-Gruppe erreicht und dort die Fiſcherei beginnen laſſen, als mir die dankbaren Ulithi-Inſulaner mit ihren Kanoes einen freundſchaftlichen Beſuch machten und dringend baten, für mich arbeiten zu dürfen, welches Begehren ich bereitwilligſt erfüllte. Jedenfalls hatte ich durch meine Behandlung der Civiliſation einen größeren Dienſt geleiſtet, als wenn ich gegen die irregeleiteten Inſulaner Vergeltung geübt hätte.

Keineswegs darf hierunter verſtanden werden, daß in allen Fällen freundliches Verhalten und ſtete Friedfertigkeit zum Ziele führt. Oft erweiſt ſich eine unerbittliche Strenge weit ſegensreicher, als alle humanen Verſuche. Alle Beſtrebungen, den auf niedriger Kulturſtufe ſtehenden Inſulaner für die Civiliſation zu gewinnen, werden erfolglos bleiben, wenn nicht gleichzeitig die fühlbare Gewalt damit verknüpft iſt. Dieſe aus dem vielfachen Verkehr mit fremden Völkern gewonnene Erfahrung veranlaßte mich ſogar, für einen von blutdürſtigen Wilden überfallenen, friedfertigen Stamm thatkräftig einzutreten.

Gelegentlich des ſich an dieſe Reiſe anreihenden Beſuchs der Loſap-Gruppe berichtete mir der König traurig die ergreifende Leidensgeſchichte ſeines Volkes.

„Du findeſt meine Stadt," ſo begann der König betrübt, „nun in einen Trümmerhaufen verwandelt, die Häuſer meines Volkes hat die Flamme verſchlungen, unſere Kanoes und Geräthſchaften ſind gewaltſam zerſtört, zahlreiche Männer ſind ermordet, viele Frauen und Kinder hat man uns geraubt. Kummer und Elend ſind eingezogen, wo früher nur Glück und Friede herrſchten. — Wir müſſen unſer Leben mit Baumwurzeln friſten, während wir früher im Ueberfluß lebten. Aber ſieh' dorthin auf unſere Wälder und Felder, die rohe Hand des Feindes hat auch dieſe Habe muthwillig zerſtört. Es iſt faſt

ein Jahr verflossen, da brachen plötzlich in einer dunklen Nacht die bösen Menschen der Nimma-Insel in unsere Stadt ein. Wir haben früher niemals Krieg weder mit diesen Leuten noch mit anderen Stämmen geführt und trotzdem wollten sie uns verderben, weil unsere Frauen und Töchter schöner und fleißiger sind als ihre eigenen, und unsere Brotfruchtbäume und Kokospalmen bessere Früchte tragen. — Wir fürchten uns, die zerstörten Häuser wieder aufzubauen, und neue Bäume zu pflanzen; es würde unsere Feinde nur veranlassen, abermals über uns herzufallen, wir sind an Zahl zu schwach gegen die Nimma-Leute, wenn wir auch unsere Waffen besser führen und uns vor ihnen sonst nicht fürchten. Du aber, Herr, kannst mit Deinem mächtigen Schiffe und zahlreichen Kriegern helfen, unsere Feinde zu schlagen. Wenn Du wirklich der weiße Era bist, von dem mir die Einwohner der Ulithi-Inseln Kunde gebracht, dann wirst Du meine Bitte erfüllen. Was wir an Eigenthum besitzen, soll Dir gehören; so lange Du willst, sollen meine Leute für Dich arbeiten; unser Wasser besitzt viele Fische, und Du sollst sie haben, wir verlangen auch keine Geschenke, nur hilf uns, die schlechten Nimma-Leute bestrafen, unsere Dankbarkeit wird Dir gewiß sein."

Nach dem ganzen Benehmen des intelligenten Königs und seiner Leute verdiente diese inhaltsvolle Mittheilung wohl meine ganze Beachtung. Das Schicksal des friedfertigen Volkes bestimmte mich sogar, dem Könige ein Hilfscorps von 60 Yapleuten zuzusichern, für den Fall, daß er eine genügende Mannschaft aufzubieten im Stande sei, um einen günstigen Ausgang des Kampfes erwarten zu dürfen. Während die Bereitung des dort gefischten Trepangs einige Tage erforderte, waren die Eingeborenen unausgesetzt beschäftigt, ihre Waffen und Kanoes in Kriegsbereitschaft zu setzen. Zur bestimmten Nachtzeit traf die

aus 43 Kanoes beſtehende Loſapflotte am Ankerplatz der Veſta ein. Die rothbemalten, kräftigen Geſtalten, mit Federn im Haar und ſonſtigem Kriegsſchmuck nach Art der meiſten Stämme der Mikroneſier ausgeſtattet, erhoben einen freudeverkündenden Kriegsruf, als ich meine drei mit 60 Yap-Inſulanern und einigen Malaien und Europäern bemannten Boote in ihre Mitte führen ließ und dann die Abfahrt der geſammten Heeresmacht befahl.

In der größten Ordnung ſetzte ſich die Flotille in Bewegung. Kein Wort, kein Laut war vernehmbar. Geſpenſterhaft glitten die Kanoes im hellen Mondſchein über die leicht bewegte Bahn. Bei Tagesgrauen kam endlich die Nimma-Inſel in Sicht. Eine kurze Zeit wurde geraſtet, und nachdem ich mit dem Könige berathen, wie der Vorſtoß am zweckmäßigſten einzuleiten ſei, ging es wieder langſam und geräuſchlos vorwärts. Die letzte, wohl 800 Schritte meſſende Entfernung vom Ufer wurde mit der größtmöglichſten Geſchwindigkeit zurückgelegt. Ein weithinſchallendes Geheul bezeichnete den Beginn des mörderiſchen Kampfes. Beim erſten Anprall wurde der überraſchte Gegner geworfen. Faſt ſchien es, als ob damit der Sieg erreicht ſei. Allein mit jeder Minute verſtärkte ſich die Zahl der wüthenden Feinde, immer wieder drangen ſie kräftig vor, um unſeren ebenfalls recht tapferen Kriegern den bereits erlangten Boden wieder zu entreißen. Eine volle Stunde ſtand das Treffen. Zahlreiche Verwundete bedeckten den Kampfplatz. Die Entſcheidung nahte. Während man auf beiden Seiten einen wüthenden Einzelkampf unterhielt, formierte ich mit meinen Yapleuten und 50 Loſap-Inſulanern einen feſtgegliederten Haufen, gab meine Befehle und drang nun mit dieſem „mikroneſiſchen Karree“ fünfzig Schritte entſchloſſen vor. Die vorderen Reihen des Feindes wurden überrannt, die Breſche war nach einem hitzigen Kampf

gelegt. Mit jubelndem Geheul folgte das Gros der tapferen Verbündeten, ein allgemeiner Sturm begann. — Die Schlacht war entschieden — wir hatten gesiegt.

Trotz des erbitterten Kampfes zählte unsere Gesamtarmee nur wenige Todte und einige sechzig Verwundete, der fliehende Feind ließ die dreifache Anzahl auf der Wahlstatt; von meinem Hilfscorps waren nur einige Krieger durch Speerwürfe leicht verwundet, wohl ein Beweis, wie geschickt sich diese Yap-Insulaner im Einzelkampf benehmen. Ein großer Theil hatte die Gefechtsart meiner Malaien angenommen, indem sie die gegen sich geschleuderten Speere mit fabelhafter Gewandtheit auffingen und dann wieder zurückschnellen ließen. Recht brav hatte der König gestritten, leider wurde er fast am Schlusse des Treffens schwer verwundet; zwei Speere hatten seine Brust getroffen, der dritte hatte das rechte Auge zerstört. Während die jubelnden Sieger den Feind verfolgten und die erstürmte Stadt nach Kriegsgebrauch verwüsteten, bemühte ich mich die Verwundeten zu verbinden.

Bei dieser Gelegenheit mußte ich die Standhaftigkeit der Wilden bewundern: kein Schmerzenslaut drang von ihren Lippen, aus jedem Auge leuchtete die Befriedigung, den verhaßten Gegner überwunden zu haben. Der schwerverwundete König gab auch hier ein heroisches Beispiel. Als ich ihn tröstete, reichte er mir die Hand zum Danke und begann mit matter Stimme: „Wenn ich auch sterbe, tapferer Retter, so freue ich mich doch, daß meine Feinde besiegt sind und ihnen die alte Schuld vergolten wurde. Nun wird mein Volk wieder in Ruhe leben können. Dieses Alles danke ich Dir, Du guter, weißer Freund."

Bald kehrten die Krieger mit zahllosen, erbeuteten Gegenständen, insbesondere auch mit den früher geraubten Frauen und Töchtern, sowie den Waffen der Feinde zurück. Auch den

Kopf des gegnerischen Königs führten sie als höchstes Siegeszeichen in ihrer Mitte. Nachdem diese Trophäe von den Wilden umtanzt, wurde sie mir auf Geheiß des Königs zum Ausdruck des Dankes und der Verehrung vom ersten Häuptling überreicht. Leider fehlten diesem für das Museum Godeffroy bestimmten Kopfe die sonst hübsch verzierten Ohren, welche wahrscheinlich zur Erlangung der Schmucksachen von den Siegern abgehauen waren.

Ich müßte den mir zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, wollte ich all' die zahlreichen Begegnungen und Vorkommnisse mit den Bewohnern der vielen auf dieser Fahrt berührten Inselgruppen noch weiter erwähnen; es möge hier die Versicherung genügen, daß sich die Vorfälle im großen Ganzen annähernd in derselben Weise abwickelten, wie ich sie hier zu skizzieren versucht habe. Manche Ethnologen behaupten, daß jene wilden Stämme von Grund aus unverdorbene, reine Naturgemüther sind und daß ihre bösen Leidenschaften erst durch den Verkehr mit den Europäern, durch das Bekanntwerden mit geistigen Getränken und den modernen Lastern, sowie zum größten Theile durch die an ihnen verübten Ausschreitungen und Gewaltthaten erzeugt und fortgepflanzt worden sind. Ohne dieser Annahme unbedingt zu widersprechen, muß ich doch bemerken, daß die Inseln dieses Archipels sehr selten und auch dann nur eine kurze Zeit von Seefahrern besucht wurden, daß ihre isolierte Lage und geringe Ergiebigkeit keinen regen, dauernden Verkehr mit den Eingeborenen begünstigte, selbst Missionare nur selten die Inseln besuchten und daß auf vielen derselben Niemand von den Bewohnern früher einen Europäer gesehen hatte. Ungeachtet dieses noch ganz ungetrübten Naturzustandes waren aber jene unschönen Regungen bei ihnen im Verkehr unter sich und gegenüber den Fremden vollkommen entwickelt, was allen

Jenen, die ſich in die idylliſche Vorzeit zurückſehnen, eine unverkennbare Andeutung bietet, daß die Sittlichkeit nur mit der Entwickelung der Intelligenz einer Vervollkommnung fähig iſt.

Nach einer monatelangen Fahrt kehrte die Veſta in die heimiſchen Gewäſſer der Inſel Yap zurück. Aber welch' entſetzliche Ueberraſchung wurde mir beim Eintreffen geboten! Auf der ganzen Inſel herrſchte eine ungeheure Aufregung, die kampfesluſtigen Eingeborenen befanden ſich im Kriege mit ihren Nachbarn. Wohin mein Auge blickte, überall waren die Spuren eines erbitterten Kampfes bemerkbar, Häuſer lagen in Trümmern, verſtümmelte Leichen füllten die Straßen, Weiber und Kinder rannten heulend umher; die herrliche Landſchaft war verwüſtet, auf Jahre ihres Baumſchmuckes beraubt.

Unter ſolchen Verhältniſſen war natürlich an eine geſchäftliche Ausbeute nicht zu denken, ich beſchloß daher, um einer gefahrdrohenden Verwickelung zu entgehen, einen Ausflug zu dem mir befreundeten, am ſüdlichen Theil der Inſel Yap wohnenden Stamme, welcher von dem intelligenten Könige Fonneway beherrſcht wird, zu unternehmen. Da ich bei ſolchen Streifzügen genöthigt war, verſchiedene Küſtenſtrecken mir feindlich geſinnter Stämme zu paſſieren, ſo beobachtete ich ſtets die überaus nothwendige Vorſicht, eine genügende Anzahl Waffen im Boote mitzuführen, wobei ich jedoch darauf bedacht blieb, daß dieſelben zur Vermeidung von Unglücksfällen ſowie auch, um das Mißtrauen befreundeter Inſulaner nicht zu erregen, ſtets unter meinem Sitze im Boote gelagert wurden.

Ich hatte meine Handelsangelegenheiten in der mir befreundeten Stadt Krurr beendet und befand mich bereits auf der Rückkehr zum Schiffe unter Segel, als ich bemerkte, daß mein mit 10 Spitzkugeln geladener Spencers-Riſle von einem meiner Leute ſchräge gegen meine Ruderbank, mit der Mündung

gegen mich gerichtet, hingeſtellt war, und daß der Kolben des Gewehrs am Boden des Bootes im Waſſer ſtand. Vorſichtigerweiſe wollte ich die gefahrdrohende Richtung des Laufes verändern und das Gewehr wieder auf ſeinen urſprünglichen ſicheren Platz legen, als es ſich plötzlich mit lautem Knall entlud. Wahrſcheinlich hatte ſich der Hahn der Büchſe zwiſchen die im Boote lagernden, grünen Kokosnüſſe feſtgeklemmt und ſo die Entladung bewirkt. Das Geſchoß hatte meine Hand geſtreift und war dann in gerader Richtung in meinen Oberſchenkel eingeſchlagen.

Wohl fühlte ich eine heftige Erſchütterung, eine unerklärliche Erregung, aber ich konnte trotzdem nicht glauben, daß ich verwundet ſei. Neugierig bog ich mich zur Seite, um die Stelle im Boote zu entdecken, wo die Kugel nach meiner Annahme hätte hindurchfliegen müſſen. Bei dieſer Wendung fühlte ich einen entſetzlichen Schmerz, der mir die Gewißheit gab, daß ich verwundet ſei und die Kugel im Beine ſitze. Mit aller Anſtrengung verſuchte ich mich emporzuheben, brach aber im ſelbigen Augenblick beſinnungslos zuſammen. Zuweilen kehrte das Bewußtſein zurück. Dann trat das Bild meiner Mutter deutlich vor meine Seele, auf meinen Lippen erſtarb die Frage: „Werde ich ſie wiederſehen?“ — Die Gewehrkugel hatte nicht nur den Schenkelknochen zerſchmettert, ſondern auch die Hauptſehnen und Nerven zerriſſen, wie leblos hing das Bein am Körper. Was ſollte ich nun in meinem troſtloſen Zuſtande beginnen? Bis zum Schiffe gegen den Wind zu kreuzen, hätte eine allzulange Zeit erfordert; ich entſchloß mich daher, nach der Stadt Krurr, von wo ich vor einer Stunde abgeſegelt, vor dem Winde zurückzukehren.

Hier wohnte ſeit vielen Jahren ein früherer Matroſe eines Walfiſchfängers, der einzige Europäer, von dem ich Hülfe er-

warten durfte. Während ich allein im Boot lag, eilte mein Begleiter, Prinz Ligefer, in den Ort, um dem mir bekannten Engländer von meiner Verwundung zu berichten. In Begleitung des herbeieilenden Matrosen befanden sich wohl zwanzig Eingeborene, die mir in der theilnehmendsten Weise jede Hilfeleistung zusagten. Bald war eine aus Bambusstäben verfertigte Tragbahre herbeigeschafft, auf welche ich unter unsäglichen Schmerzen gehoben und dann so sorgsam wie irgend möglich in eine dem Könige Fonneway gehörige Hütte getragen wurde. Am Fußboden auf einer Matte hingestreckt, konnte ich durch Betasten den Punkt bestimmen, wo die Bleikugel festsaß. Nur eine einzige Möglichkeit war mir geblieben, um die Verschlimmerung der Wunde zu verhüten, sowie auch die heißersehnte Heilung zu ermöglichen. Das war die Entfernung der Kugel. Auf meinen dringenden Wunsch entschloß sich der Engländer zu der nothwendigen Operation. — Während mich sechs Eingeborene festhielten, um stets die nothwendige Lage innezuhalten, schnitt der Engländer mit einem gewöhnlichen, nicht gerade sehr scharfen Taschenmesser an der meiner Schußwunde entgegengesetzten Seite des Oberschenkels, wo ich im Fleische den Sitz der Kugel bestimmen konnte, ein tiefes Loch, bis die Messerspitze das unheilvolle Geschoß berührte. In wahnsinnigem Schmerze preßte ich die Lippen krampfhaft zusammen; allein die entsetzliche Qual war kaum zu ertragen, als jetzt das Messer, seitwärts gedrückt, mehrere Male von der Kugel abglitt, und endlich mit vieler Mühe leider nur ein Drittheil des Geschosses quer durch die Wunde herausgezwängt wurde. Dreimal fuhr das Messer bis zum Heft in die stetig vergrößerte Wunde; kalter Schweiß rann von meiner Stirn, meine Lippen bluteten, dennoch bat ich meinen zaghaft gewordenen Helfer, noch einmal zu versuchen, den noch zurückgebliebenen Theil der Kugel herauszu-

ziehen. Jeder Verſuch war vergeblich, das letzte Stück Blei ſaß zu tief in der Wunde, um mit Hülfe eines gewöhnlichen Taſchenmeſſers entfernt werden zu können. Erſchöpft ſank ich auf mein Lager zurück. Nach Möglichkeit wurde das verwundete Bein gerade geſtreckt, mit mehreren aus geſpaltenem Bambusrohr verfertigten Schienen verſehen und, ſoweit das Verſtändniß meines Engländers reichte, in die urſprüngliche Lage gebracht, das Blut geſtillt und fortwährend kalte Waſſerumſchläge zur Verhütung der gefahrvollen Entzündung angewandt.

Ich mußte mich in mein Schickſal finden und meinem Steuermann die Führung des Schiffes anvertrauen, damit die eingeleiteten Geſchäfte rechtzeitig erledigt und die Verbindung mit den befreundeten Eingeborenen aufrechterhalten blieb. Noch ahnte ich ja nicht den traurigen Ausgang meiner Verwundung. Mit Eintritt des Wundfiebers wurde der Schmerz unerträglich. Während der Dauer von 22 Tagen hatte ich nicht die geringſte feſte Nahrung zu mir genommen und in 42 Tagen und Nächten in Folge der entſetzlichen Schmerzen kaum die Augen geſchloſſen. So unglaublich dieſe Mittheilung dem Leſer auch erſcheinen mag, ſo entſpricht ſie doch den wirklichen Thatſachen. Noch heute nach Verlauf vieler Jahre überläuft mich ein eiſiger Schauder, wenn ich an dieſe grauenvollſte Zeit meines Lebens denke. Einem Skelette gleich, unfähig ein Glied zu rühren, ſo lag ich auf dem entſetzlichen Lager. Nicht einmal die läſtigen Inſekten vermochte ich von meiner brandigen Wunde zu entfernen. Noch weit größere Qualen ſollte ich erdulden. Der zwiſchen den Wilden der Inſel entbrannte Vernichtungskrieg wurde in mein Dorf getragen. Sämtliche Eingeborene waren plötzlich verſchwunden, um den geſchlagenen Feind zu verfolgen. Nun war ich hilflos und verlaſſen in der armſeligen Hütte. Volle vier Monate habe ich

dieſes grauenvolle Elend erduldet; nur ſelten kehrte mein Pfleger zurück, um mir friſches Waſſer zu reichen und die Wunde von Ameiſen und ſonſtigem Gethier zu reinigen. Meine Lebenskraft ſchien erſchöpft. Das leiſeſte Geräuſch, das Zwitſchern eines Vogels machte mich raſend, ich wollte ſchreien, aber kein Ton kam über meine Lippen. Nicht mehr der geringſten Bewegung fähig, flehte ich zu Gott um Erlöſung. Aber ich mußte den Kelch des Leidens bis zur Neige leeren. Bei gänzlicher Vernachläſſigung der Wunde ſtellten ſich in dieſem tropiſchen Klima die unvermeidlichen Folgen ein und es galt die letzte Willenskraft aufzubieten, um nicht dem Wahnſinn anheimzufallen, deſſen Zerrbilder mein Schmerzenslager umgaben. In dieſer Hütte habe ich erfahren, welche Qualen ein Menſch erdulden kann.

Oft drang das wüthende Kampfgeheul der Wilden an mein Ohr. Mit abwechſelndem Glück ſchwankte der Sieg zwiſchen den Kämpfenden hin und her. Die Eingeborenen meines Dorfes kamen immer von ihren Streifzügen mit den getödteten Gegnern zurück. Das lange Kopfhaar der Todten um die Hände der Wilden geſchlungen, ſo wurden die entſeelten Körper vor meinen Blicken vorübergeſchleift. Mit dieſem grauſamen Schauſpiel war es nicht genug, auch die Siegestänze wurden in der Nähe meiner Hütte vollführt.

Dann wieder ſtürmten die rachſüchtigen Feinde das Dorf und ſchlugen die Vertheidiger in die Flucht, tödteten, was ſie an lebenden Geſchöpfen fanden und ſteckten die Hütten in Brand. Das dämoniſche Wuthgeheul der Krieger verwirrte faſt meine Sinne. Von Speeren durchbohrte Körper, verſtümmelte Leichen der Erſchlagenen wurden von den grauſamen Siegern unter dem Geheul ihrer Siegeslieder vor meinen Augen herumgezerrt. — So räthſelhaft es auch ſcheinen mag, ich hegte in ſolchem Augen-

Dem Tode nahe.

blick das ſehnſüchtige Verlangen, die mordenden Wilden möchten mich hier finden und meinen Leiden ein Ende machen. Das Schickſal hat es nicht gewollt. Die Sieger zogen fort, allein die von ihnen entzündeten Hütten bereiteten mir eine neue Gefahr. Ein ungünſtiger Wind trieb die verheerende Flamme nach der Richtung meiner Wohnung. Schon ſah ich den röthlichen Schein in meiner Nähe leuchten, qualmender Rauch drang durch die Oeffnung meiner Hütte; immer höher loderte die Flamme empor. Heißer wurde die Luft, ſchon hörte ich das Kniſtern im Dache des Nebenhauſes, ſah, wie die züngelnde Flamme die trockenen Bambusſtäbe der gegenüberliegenden Hütte erreichte — aber es war mir nicht möglich, mein flammenbedrohtes Lager zu verlaſſen. Mit jedem Augenblick vergrößerte ſich die Gefahr, von den gierigen Flammen ergriffen zu werden.

Gott erhörte mein heißes Flehen und bewahrte mich vor dem entſetzlichen Feuertode; plötzlich drehte ſich der Wind und trieb die Flammen nach der entgegengeſetzten Richtung. In dieſer fürchterlichen Nacht kehrten die mir befreundeten Eingeborenen zurück und löſchten das Feuer, der Kampf war endlich beendet. Andauernde Pflege belebte aufs neue meine zerſtörte Hoffnung, Vertrauen und Zuverſicht zog wieder durch meine Seele. Endlich ſtellte ſich auch die Eßluſt wieder ein. Meine Speiſen beſtanden aus jungen Kokosnüſſen und Arrowroot; nach weiteren acht Tagen erhielt ich junge Hühner und Kartoffeln, ganz allmählich kehrten meine Kräfte zurück. Bald traf auch die Veſta von ihrem Ausfluge wieder ein; allein meine Wunde befand ſich noch in einem ſo gefahrvollen Zuſtande, daß meine Ueberführung zum Schiffe unmöglich war. Mein Steuermann erhielt daher die Weiſung, inzwiſchen nach den Hermit- und l'Echiquier-Inſeln zu ſegeln, um die üblichen Produkte einzutauſchen und die dort gelaſſenen Agenten und Subagenten

zurückzuholen. In Folge der dort herrschenden Kriege war der Verkehr sehr erschwert, und da die Eingeborenen deshalb gezwungen waren, ihre Arbeit einzustellen, so war die geschäftliche Ausbeute naturgemäß sehr gering.

Zu diesem Mißerfolg gesellte sich noch ein neues Unglück. Bei ihrer Heimfahrt war die Vesta auf ein Riff gerathen, nur mit genauer Noth wieder abgekommen und lag nun, unfähig weiter zu segeln, leck vor Anker. War es noch nicht genug der Qualen? Nun litt es mich nicht länger auf meinem Lager, meine ganze Kraft galt der Sicherheit des Schiffes. Mit Hülfe meines Zimmermanns wurde ein Floß errichtet, das mich, von zwanzig Eingeborenen gerudert, zur Vesta brachte. Nach tagelanger Mühe gelang es, die Brigg nothdürftig zu kalfatern. Zur Ermöglichung meiner Mitreise wurde eine Plattform auf Deck errichtet; außerdem umschloß ein Bretterkasten mein verwundetes Bein, um die durch das Rollen des Schiffes verursachte heftige Bewegung nach Möglichkeit zu mildern.

Beim Verlassen der Insel waren fast alle Eingeborenen, in deren Mitte ich die entsetzlichste Zeit meines Lebens verbracht, tief bewegt. Mein Pfleger wie auch die näheren Bekannten vergossen Thränen, als ich ihnen die Hand zum Abschied reichte. Eiligst verließ ich die Insel, um Hongkong so rasch wie möglich zu erreichen. Der Leck des Schiffes machte sich immer drohender bemerkbar, unausgesetzt war die Mannschaft bei den Pumpen beschäftigt. Trotz dieser gefahrvollen Situation wollte ich die Karolinengruppe nicht verlassen, ohne noch einmal die Palau-Inseln zu berühren und mich von dem Stande meiner Baumwollpflanzungen zu überzeugen. Dieser langersehnte Anblick war mir nicht beschieden. In meinem trostlosen Zustand war es mir unmöglich, das Schiff zu verlassen, ich mußte mich deshalb mit dem Bericht meines Untersteuermanns begnügen.

Dem theilnahmsvollen Seemanne ſtanden die Thränen in den Augen, als er die traurige Lage ſeines Capitäns erkannte. Gewaltſam ſeine Erregung bekämpfend, begann der Steuermann:

„Es geht Alles nach Wunſch, Herr Capitän, die Baumwollplantage gedeiht vorzüglich; an einer Anzahl der von den Chineſen gepflanzten Bäume zeigen ſich ſchon aufſpringende Kapſeln der Baumwolle, die Bäume ſelbſt haben ſchon einen beträchtlichen Umfang und bilden bereits einen kleinen, ſchattenſpendenden Wald. Allein die Chineſen haben ſich während Ihrer Abweſenheit ſehr ſchlecht betragen, ſie haben die Eingeborenen beſtohlen und betrogen, jede ihnen zugewieſene Arbeit verweigert und mehrere Male Mordverſuche gegen mich und meine Leute geplant; es hat mir viele Mühe verurſacht, dem König und ſeinen Häuptlingen vom offenen Kampfe gegen die Chineſen abzurathen.“

Eine Stunde ſpäter kam auch König Abba Thule mit ſeinem Gefolge an Bord, wiederholte die berechtigten Klagen und bat, ſeine Inſel von den Chineſen zu befreien.

„Da Du uns leider verlaſſen mußt, Clow Rupack,“ ſchloß der König bittend, „ſo wirſt Du uns von dieſen ſchlechten Menſchen gewiß befreien. Erfülle unſere gerechte Bitte, und mein Volk wird die gewünſchte Arbeit in Deinen Baumwollplantagen gerne ausführen; jetzt wo Deine Pflanzen eine reiche Ernte verſprechen, erkennen wir wieder Deine erfahrene Umſicht und Theilnahme für unſere Inſel.“

Unter dieſen Umſtänden blieb mir kein anderer Ausweg, als ſämtliche Chineſen ſofort an Bord zu nehmen und nach Hongkong zurückzuführen.

Der König und alle Eingeborenen erwieſen ſich für dieſe

nothwendige Verfügung ſehr dankbar; auch die chineſiſchen Arbeiter freuten ſich, ihre Heimath bald wieder zu erreichen.

Nachdem ich dem Könige noch einmal die Pflege der Baumwollpflanzungen dringend empfohlen, zur Anleitung und Beaufſichtigung derſelben einige der Erfahrenſten meiner Leute auf den Palauinſeln zurückgelaſſen hatte, wurden die Anker gelichtet und die Reiſe nach Hongkong fortgeſetzt.

Der Abſchied von dieſen Inſeln wurde mir ſchwer. Mit froher Hoffnung und beſter Zuverſicht war ich einſt hier eingezogen, eine ſchwere, ſchickſalsreiche Zeit lag hinter mir. Keine Gefahr ſcheuend, hatte ich jahrelang in harter Arbeit gerungen, und jetzt, wo der Lohn meiner Anſtrengung faſt greifbar ward, das langerſehnte Ziel erreicht ſchien, war meine Hoffnung vernichtet. Schwer verwundet, bedrückt von namenloſer Sorge um meine Zukunft, blickte ich wehmüthig zum fernen, immer mehr zurücktretenden Geſtade. Auf dem Halbdeck liegend, kommandierte ich mein Schiff während ſeiner Reiſe nach Hongkong. Stundenlang beſchäftigten mich trübe Gedanken, wenn aber die Nacht heraufzog, Myriaden Sterne am unermeßlichen Himmelsdome in blendender Helle ſtrahlten, da wurde es ruhig in meiner Bruſt, der Glaube an Gottes unerforſchlichen Willen gab mir die Kraft, dem unbekannten Schickſale mit Zuverſicht entgegenzuziehen. —

Nach der Ankunft in Hongkong wurde ſofort eine Conſultation von fünf Aerzten abgehalten, deren Ergebniß war, daß eine endgültige Entſcheidung darüber, ob das Bein amputiert werden müſſe oder nicht, zur Zeit nicht abgegeben werden könne; man verwies mich daher nach Paris an den Doktor Nelaton.

Sobald ich meine geſchäftlichen Verpflichtungen erledigt, die reparaturbedürftige Veſta meinem Oberſteuermann überant-

wortet hatte, erhielt ich im Hause einer mir bekannten Familie eine so überaus sorgsame Pflege, daß ich schon nach sechswöchentlichem Aufenthalt, obwohl noch sehr schwach und kümmerlich, doch mittelst zweier Krücken mich allein langsam fortbewegen konnte. Bei dieser Gewißheit litt es mich nicht länger im Hause jener hochherzigen Menschen, denen ich an dieser Stelle noch einmal meinen wärmsten Dank abstatte; gewaltsam unterdrückte ich die namenlosen Schmerzen und ließ mich an Bord des französischen Postdampfers „l'Impératrice" befördern. Nicht nur der Capitän und alle Offiziere, auch viele Passagiere jenes Schiffes erwiesen mir in meiner hilflosen Lage so viele liebenswürdige Aufmerksamkeiten und Erleichterungen, daß ich die Anstrengungen der Reise verhältnismäßig glücklich überwinden konnte.

Nach achtundzwanzigtägiger Fahrt wurde Suez erreicht. Ungeachtet der mit einer Eisenbahnfahrt durch die Wüste verbundenen erhöhten Anstrengung beschloß ich, die Städte Kairo und Alexandrien mit all ihren Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Die mir dort gebotenen, interessanten Eindrücke entschädigten mich für meine ertragenen Strapazen.

Kurze Zeit später landete ich in Marseille. Meine überschätzte Kraft war jetzt erschöpft, die Fortsetzung der Reise war nach Ausspruch des zu Rathe gezogenen Arztes nur dann möglich, wenn ich mich einer mehrtägigen Ruhe hingeben würde Mit schwerem Herzen mußte ich in diese unabweisbare Verzögerung willigen. Nach wenigen Tagen raffte ich mich gewaltsam auf, ließ mich ins Eisenbahnkoupee tragen und brach hier, zum ersten Male in meinem Leben, ohnmächtig nieder. Welche Qualen ich während der vierundzwanzigstündigen Fahrt erlitten habe, kann ich nicht beschreiben. Zum Tode erschöpft, unfähig meinen Körper zu bewegen, erreichte ich Paris.

Hier wurde ich von meinem Bruder Emil empfangen. Welch' Wiederſehen! Als kräftiger, geſunder Mann war ich in die weite Welt gezogen und jetzt, kaum erkennbar für den Bruder, eine hilfloſe, körperlich und geiſtig gebrochene Geſtalt. Doch erkannte mich mein Bruder, der ſichtlich über mein Ausſehen erſchrocken war.

Auf zwei Krücken mich mühſam fortbewegend, wurde ich von ihm zu dem Doktor Nelaton geführt, der nach Unterſuchung meines Beines erklärte, daß ich den Gebrauch deſſelben im Laufe der Zeit wiedererlangen, bis dahin aber noch viele Schmerzen zu erdulden haben würde. Nach Vorſchrift des genannten Arztes wurde mir eine beſondere Beinſchiene konſtruiert.

Durch die liebevolle Pflege meiner in Paris wohnenden Schwägerin machte die Zunahme meiner Kräfte raſch gute Fortſchritte, ſodaß ich ſchon nach vier Wochen ſtundenlange Fahrten unternehmen konnte.

Alsdann erlangte ich ſpäter meine volle Geſundung in den Heilquellen von Teplitz.

Aber trotz aller Badekuren war ich gezwungen, dem mir lieb gewordenen, mit meinen innigſten Neigungen verwachſenen, ſeemänniſchen Beruf zu entſagen. Meine achtzehnjährige, wechſelreiche Thätigkeit, während welcher ich ſo manchen bedrohlichen Stürmen und Gefahren in treuer Pflichterfüllung glücklich widerſtanden, zu jeder Zeit nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen meine Schuldigkeit erfüllt zu haben glaube, war nunmehr beendet.

Sehnſuchtsvoll zog es mich nach dem geliebten Hamburg, meiner zweiten Heimath. Hier erwarb ich, um mir eine Exiſtenz zu ſchaffen, den Verlag und die Redaktion der Hanſa, einer Zeitſchrift für Seewesen und derzeitigen Organs der deutſchen

Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Wenn auch meiner seemännischen Laufbahn für immer ein Ziel gesetzt war, so ergriff ich mit um so größerer Freude die gebotene Gelegenheit, mit allen die Schiffahrt berührenden Dingen in regster Verbindung zu bleiben, um wenigstens mit ungeschwächter, geistiger Kraft meine lebhafte Theilnahme für das deutsche Seewesen bethätigen zu können.

Ein unerwartet freudiger Wendepunkt in meinem Leben trat wenige Monate später ein.

Laut Beschluß der Deputation für Handel und Schiffahrt, an deren Spitze die unvergeßlichen Senator Hübener und Bürgermeister Dr. Kirchenpauer standen, wurde ich zum Wasserschout*) von Hamburg ernannt. Mit freudeerfülltem Herzen trat ich nach feierlicher, in Gegenwart eines versammelten hohen Senates erfolgten Beeidigung am 1. Juni 1870 mein neues Amt an. Ein wohlwollendes Schicksal hatte das letzte

*) Die Bezeichnung Wasserschout ist der holländischen Sprache entlehnt und entspricht in deutscher Uebersetzung: Magistratsperson für Seeleute. Die amtliche, mit richterlicher und polizeilicher Gewalt verbundene Thätigkeit des Wasserschouts erstreckt sich auf alle auf hoher See sich ereignenden Vorfälle und auf die unter der Mannschaft der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe stattfindenden Vorgänge, Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Capitän und Mannschaft, Militär-Controlle der Seeleute, Abschluß des Heuervertrages sowie Auflösung des Dienstverhältnisses, Auszahlung der Löhne, Erbschaftsregulierung, Heimschaffung hilfsbedürftiger Seeleute. Seeberufsgenossenschafts-Untersuchungen von Unfällen auf See, Registrierung sämmtlicher Seeleute. Auch hat der Wasserschout von Hamburg eine gewisse fürsorgliche Stellung inne, als Mit-Verwalter der Seemannskasse und Vertheiler von Unterstützungen an Witwen und Waisen von im Beruf umgekommenen Seeleuten. Ferner ist derselbe Mitglied der Mobilmachungs- und Schiffsrequisitions-Commission und seit dem Jahre 1873 bei Einführung der Reichs-Seemanns-Ordnung auch Vorstand des Seemannsamtes. Der rege Verkehr im Hamburgischen Seemannsamte dürfte durch die An- und Abmusterung im verflossenen Jahre von insgesamt 48,000 Mann und eine Lohnauszahlung, die annähernd fünf Millionen Mark jährlich beträgt, am besten veranschaulicht werden.

Gewölk zertheilt, klar und deutlich lag meine Zukunft, meine offizielle Thätigkeit, die ehrenvollſte, welche der Hamburger Staat einem Kauffahrtei-Kapitän zuweiſen kann, vor mir.

Achtzehn Jahre ſind ſeit jenem Tage im Strom der Zeit dahingegangen.

Die große Zeit, in welcher das deutſche Volk in ſeltener Einmüthigkeit daſtand, klopfenden Herzens die ewig denkwürdigen Siege ſeiner heldenmüthigen Söhne auf den blutigen Schlachtfeldern von 1870/71 vernahm, mit begeiſterungsvollem Jubel die endliche Erfüllung ſeines Jahrhunderte lang gehegten Wunſches begrüßte, brachte der deutſchen Schiffahrt unermeßlichen Segen.

Manches ehrenvolle Blatt der Geſchichte erzählt von hervorragenden Dienſten, welche unſere erſtandene Kriegsmarine dem deutſchen Handel, den überſeeiſchen deutſchen Intereſſen geleiſtet hat.

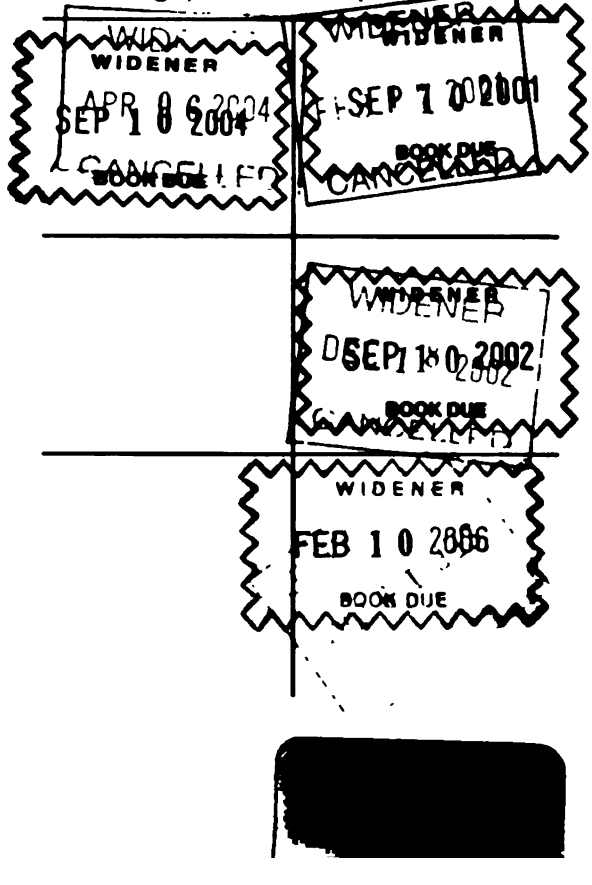
Was ich einſt in den Jahren herbſter Prüfung und fremdländiſcher Anmaßung ſo heiß erſehnte, jetzt endlich iſt es erreicht: der deutſche Seemann darf, wohin ihn auch das Schickſal führt, auf den Schutz des mächtigen Vaterlandes vertrauen, geachtet wie nie zuvor weht die deutſche Flagge von den Maſten unſerer Schiffe. —

Das Glück und die Zufriedenheit, welche mir meine achtzehnjährige, amtliche Thätigkeit gebracht hat, verſöhnte mich mit dem erduldeten Schickſal früherer Zeiten. Eine mir vom Kaiſer Wilhelm I. verliehene Auszeichnung gewährt mir die Befriedigung meiner auch an allerhöchſter Stelle anerkannten Wirkſamkeit. Hiermit ſchließen die Erinnerungen meines Seemannslebens.

Ende.

Dem Tode nahe.

3 2044 023 818 065

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413